

N e u e F o l g e
d e r
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt
v o n
Med. Dr. H. H. Beer.

V i e r t e r B a n d .

Wien, 1840.
Gedruckt bei S. P. Collinger.

W. v. S. v. S.

111

Wissenschafts-Beitrag

Dr. Johann Baptist
v. S.

herausgegeben und redigirt

von

Herrn Dr. J. B. v. S.

Verleger: K. v. S.

Wien, 1840.

Verdruckt bei J. B. v. S.

Dem
Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Dr. Ignaz Rudolph Bischoff,
Edlen von Altenstern,

Seiner k. k. Apostolischen Majestät wirklichem Regierungsrathe, Commandeur erster Classe des kurfürstlich hessischen Hausordens vom goldenen Löwen, öffentl. ordentl. Professor ehemals der med. Klinik und speciellen Therapie, nunmehr der Physiologie an der k. k. Josephs-Akademie, Stabs-Feldbarzte, ordentlichem Beisitzer der permanenten Militär-Sanitäts-Commission, Arzte des k. k. Erziehungs-Institutes für Officierstöchter in Hermanns, wirklichem Mitgliede der medizinischen Fakultäten zu Wien und Prag, der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien und der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig, Ehrenmitgliede der medizinischen Fakultät an der königl. Universität zu Pesth, des vaterländischen Museums Francisco-Carolinum für Oesterreich ob der Enns und Salzburg, und des Vereins für Heilkunde in Preußen, correspondirendem Mitgliede der Pufelandschen Gesellschaft, der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, der physikalisch-medizinischen Fakultät zu Erlangen, der Academie royale de Medecine zu Paris, der kaiserlichen Gesellschaft russischer Aerzte zu Peteröburg,

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung

den vierten Band dieses Jahrganges
der Gesundheits-Zeitung.

der Herausgeber.

Dr. phil. und Pädagogik

Dr. phil.

Dr. phil. Ludwig August von Witzleben

Dr. phil. Ludwig August von Witzleben, geboren am 17. März 1772 in Berlin, war ein deutscher Pädagoge und Schriftsteller. Er war Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften und wirkte als Professor an der Universität Berlin. Seine Hauptwerke betreffen die Pädagogik und die Geschichte der Erziehung. Er ist bekannt für seine Beiträge zur Reform der Schulverfassung in Preußen. Er starb am 12. März 1841 in Berlin.

Witzleben, Ludwig August von

Dr. phil. Ludwig August von Witzleben

Dr. phil. Ludwig August von Witzleben

Neue Folge
der
Gesundheits-Zeitung.

Neue Folge

133

Christliche Zeitung

Inhaltsanzeige des vierten Bandes.

Nr. 79. Ueber ärztliche Etikette. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters. — Miscelle.

Nr. 80. Der Einfluß der Wollenmanufacturen auf die Gesundheit. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Nr. 81. Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Augenoperation des Kronprinzen von Hannover. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 82. Der Spätherbst des Lebens. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 83. Der Spätherbst des Lebens. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Miscellen.

Nr. 84. Der Spätherbst des Lebens. — Ueber die gegenwärtigen Aussichten ausländischer Aerzte in Rußland. — Zur Geschichte des Selbstmordes. — Miscellen.

Nr. 85. Gespräch zwischen Franklin und der Sicht. — Otto Rehb's Gesundheits- und Körper verschönernde Damenmieder. — Zur Geschichte schleichender Vergiftungen.

Nr. 86. Die Schmöck'ser (Groß-Schlagendorfer) Kaltwasser-Heilanstalt in Zipsen, in Ungarn. — Zur Geschichte schleichender Vergiftungen. — Literatur. — Miscelle.

Nr. 87. Ueber den Unterricht der Blinden. — Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen. — Orthopädische Anstalt in Berlin.

Nr. 88. Albert von Stephan's gymnastische Lehranstalt für die männliche und weibliche Jugend. — Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen. — Correspondenz-Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 89. Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Ueber die Präservation der Leichen. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 90. Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren lassen. — Gallerie berühmter Aerzte. — Dampfäder der Finnen.

Nr. 91. Rückerinnerungen aus meinem Badeleben. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf seiner Reise von Constantinopel nach Brussa.

Nr. 92. Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren lassen. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 93. Ischl im Jahre 1840. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Nr. 94. Ein Wort zur Beantwortung der Frage: Sind populäre medizinische Bücher ein wirkliches Bedürfnis? — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Nr. 95. Ischl im Jahre 1840. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 96. Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Ein Fall von Monomanie. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 97. Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Miscellen.

Nr. 98. Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Miscellen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 99. Ueber Prüfung der käuflichen Milch mittelst des Milchmessers (Saktometers). — Gallerie berühmter Zeitgenossen. — Jonas Hanway.

Nr. 100. Einige Worte über Krankenpflege. — Gallerie berühmter Zeitgenossen. — Jonas Hanway. — Ein Wort des Andenkens an John Howard. — Miscellen.

Nr. 101. Einige Worte über Krankenpflege. — Ueber Ungarn's vorzüglichste bekannte Mineralquellen. — Die ärztliche Landpraxis. — Bemerkungen über die Pest.

Nr. 102. Ueber die Zulässigkeit der Hausmittel. — Bemerkungen über die Pest. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 103. Rück Erinnerungen aus meinem Babelleben. — Bemerkungen über die Pest. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 104. Souroff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 105. Die kais. Königl. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Souroff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland. — Die Fortschritte der Quarantainen in der Türkei. — Miscellen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 79. Donnerstag, den 1. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber ärztliche Etikette. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters. — Miscelle.

Ueber ärztliche Etikette.

So betitelt sich ein Werk*), welches kürzlich in London von Herrn Abraham Banks herausgegeben wurde, und viel Beachtungswerthes enthält. So sagt der Verfasser in der Vorrede, für wen er sein Werk nicht geschrieben hat: „Nicht für den, welcher sich, wenn er zufällig oder durch was immer für eine Ursache zum Patienten eines andern Arztes gerufen wird, alle niedrigen Mittel erlaubt, denselben seinem früheren Arzte abwendig zu machen; nicht für den, welcher in ähnlichen Fällen nach einem anscheinend sehr genauen Krankensexamen und endlosen Fragen die Augen bedenklich gegen den Himmel wendet, und mit dem so vielsagenden ärztlichen „hm!“ ausruft: „Ein Unglück, daß Sie mich nicht früher rufen ließen! wäre ich nur vor sechs Stunden geholt worden, allein nun ist es zu spät;“ nicht für den, der, nachdem er sich die von seinem Vorgänger verschriebene Medizin hat zeigen lassen, die theure Flasche mit wunderbarer Genauigkeit untersucht, und nach gehörigem Besehen, Kosten und Beriechen, den verderbenschwangeren Trank, vielleicht ein unschuldiges Abführmittel, beim Fenster hinauswirft; nicht für den, der, ein einziges Mal zu einer Familie gerufen, diesen Umstand alsogleich benützt, um unaufgefordert wiederzukommen, den früheren Arzt durch Schliche aller Art in der Meinung der Familie herabzusetzen,

*) Medical Etiquette; or, an Essay upon the Laws and Regulations which ought to govern the Conduct of Members of the medical Profession in their Relation to each other. London 1840.

und sich so über den Trümmern des angetasteten Rufes desselben den eigenen Weg zu bahnen. Dieses Betragen gegen die Etikette und unredlich zu nennen, wäre ein Unrecht; denn es ist niederträchtig und unmännlich im höchsten Grade; es ist moralische Meuchelei im Dunklen — die Zucht des Feiglings. Der Mann, welcher seinen Gegner von dem Angriffe, den er auf ihn beabsichtigt, unterrichtet, welcher ihn offen einen Dummkopf schilt, und ihn für unfähig erklärt, seine Praxis auszuüben, ist ein edler und redlicher Mann, verglichen mit den früher erwähnten Schleichhändlern. — Auch für den ist mein Buch nicht geschrieben, welcher seinen Stand überall öffentlich zur Schau trägt; welcher Allen, die das Unglück haben, an ihm vorüberzugehen, merken läßt, daß er der Unvergleichliche ist; daß, wer wirklich geheilt werden wolle, zu ihm kommen müsse, denn er allein sei der Inbegriff alles Wissens, der Lehrer aller Lehrer! auch für den nicht, welcher in Gegenwart der Familie jede Gelegenheit ergreift, einen jungen Arzt der Indiskretion oder der üblen Nachrede über ihn zu beschuldigen, oder in dessen Abwesenheit aus einander setzt, sich bloß einen einzigen aber tüchtigen Arzt zu halten u. s. w. Denn solche Menschen gibt es, und es sei zu ihrer Schmach gesagt, unter den ärztlichen Praktikern in London.“

Von der leider so häufigen Affectation eines mysteriösen Wesens sagt Banks: „Die Gewohnheit vieler Aerzte, sich in Mysterien zu hüllen, und technische Ausdrücke in der Gegenwart ihrer Patienten zu gebrauchen, ist unschicklich und eines so erhabenen Berufes unwürdig; denn obwohl sie bei Manchen große Begriffe von Gelehrsamkeit und Talent erregen mag, wird sie doch in der Mehrzahl der Fälle den, der sich solcher Mittel bedient, lächerlich und verächtlich machen. Denn wenn sich irgend Jemand technischer Ausdrücke in Gegenwart solcher Personen bedient, die dieselben nicht verstehen, so wird dies in guter Gesellschaft als eine Beleidigung angesehen. Eben so unschicklich und unwürdig scheint mir die Gewohnheit mancher Aerzte, ihren Medicinen falsche Farben mitzutheilen; denn obwohl dieses Verfahren sehr zu entschuldigen ist, erlaube ich mir dennoch, jenen Zustand der Gesellschaft zu beklagen, welcher ein solches Verfahren nothwendig macht. Gewiß verträgt es sich nie ganz mit jener Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit, welche den wahren Arzt zieren.

„Dies wäre allerdings noch zu erdulden, wenn es nur nicht andere Geheimnisse unter den ärztlichen Praktikern London's gäbe, welche viel weniger zu entschuldigen sind. Unter diese gehört z. B. das laute Singen, ja das Ueberschreien der ganzen Gemeinde beim Gottesdienste; das Einnehmen eines auffallenden Kirchenstuhles, und das öftere Aufstehen in demselben, so daß bald allgemein gefragt wird, „wer der fromme Herr wohl wäre?“

Eine Sammlung zu einem wohlthätigen Zwecke dient als beste Entschuldigung, die Reichen unaufgefordert zu besuchen, und dabei für sich selbst ein Wörtchen fallen zu lassen. Hieher gehört auch die Affectation eines religiösen Tones bei solchen, die ihn gerne hören; wie z. B.: »Nun Madame, wir haben den Zustand Ihrer theuren Kleinen reiflich erwogen, und ihr diese und jene Arznei verschrieben, welche unter dem Segen Gottes, auf den wir hoffen, den gewünschten Erfolg haben wird.« Solch' heuchlerisches Geschwätz ist, wenn auch kein Verbrechen, doch gewiß sehr abgeschmackt. Ein anderes neues Manoeuvre, welches zuweilen aufgeführt wird, besteht darin, falsche Rezepte auf dem Tische des Apothekers liegen zu lassen, um dadurch den Anschein, als ob man sehr beschäftigt wäre, zu verbreiten. Hieher gehört auch die Gewohnheit mancher Aerzte, in ihre Gespräche, so oft es nur möglich ist, den Namen irgend eines großen Cavaliers einfließen zu lassen, und zwar besonders in Gegenwart von Fremden. Wir erinnern uns, von einem Manne gehört zu haben, welcher seinen Mund nicht öffnen konnte, ohne den Leuten wissen zu lassen, daß er ein Pferd und einen Wagen besitze. Einst wurde eine Wette gemacht, daß er nicht die einfachste Frage beantworten könne, ohne dabei seines Lieblingsthema's zu erwähnen. Man fragte ihn demgemäß, wie viel Uhr es wäre, und er antwortete: »Als ich diesen Morgen mit meiner Frau in meinem Wagen an der Kavallerie-Kaserne vorbeifuhr, war es acht Uhr.« Gerade so ergeht es manchem edlen Lord, dessen Name von manchem Arzt ohne alle Befugniß unbarmherzig mißbraucht wird. Manche Aerzte London's haben auch die Gewohnheit, Medizinen in unrechte Häuser zu schicken, um dann bei Gelegenheit der Entschuldigung für diesen »unangenehmen« Irrthum sich in diese Häuser introduciren zu können. Andere drucken auf ihre Karten alle die Ehrentitel, welche sie besitzen, oder als Aerzte irgend einer Anstalt, von der kein Mensch ein Wörtchen weiß, besessen haben. Die unbedeutendste Stellung ist ihnen Anlaß genug, drei oder vier große Buchstaben hinter ihren Namen zu setzen; so daß es oft schwerer ist, jene tausendfachen Combinationen der Buchstaben des gesammten Alphabetes zu enträthseln, als alte Inschriften und Hieroglyphen.*)

Uehnlicher Details enthält Herrn Banks' Schrift eine Unzahl. Allein man wird trotz der in derselben enthaltenen Masse des Guten unerschließig, ob man seine Ansichten für Scherz oder Ernst halten soll, wenn einige Stellen vorkommen, wie folgende, die wir zum Schlusse mittheilen wollen:

*) Anspielung auf die echt praktische Weise der Engländer, ihre Titel bloß durch Capital-Lettern anzuzeigen; so heißt z. B. M. P. Member of Parliament; F. R. S. A. Fellow of the Royal Society of Arts u. s. w.

„Es gibt noch eine Menge kleiner Fragen, über deren Lösung man nichts weniger als gleicher Meinung zu sein scheint. Hieher gehören, ob die Rezepte lateinisch, griechisch oder in der Muttersprache verfaßt werden sollen? ob es wohl für einen Arzt erlaubt sei, die Rezepte eines Andern zu lesen? ob sich die Aerzte schwarz oder braun kleiden sollen? Ob die Aerzte das Honorar zurückweisen sollen, wenn es nicht in Schreibpapier eingemacht und versiegelt ist, und nicht in ihre rechte Hand gegeben wird? Manche Menschen haben eine sehr gemeine Art, ihren Arzt zu bezahlen, indem sie einen Souverain'd'or auf den Tisch werfen, daß Einem die Ohren klingen; dies zeigt jedoch von der Güte der Münze, was immer für den, welcher sie annehmen soll, von Belang, also auch zu entschuldigen ist. Uebrigens verursacht der Klang eines Goldstückes manchen Aerzten eine höchst angenehme Sensation, obwohl er der Klang der Scheideglocke ist. Andere zahlen in Silber, das, obwohl es voluminöser ist, doch stets als sehr nützlich befunden wird. Andere fragen, ob der Arzt das Haus des Patienten mit dem rechten oder linken Fuße zuerst betreten solle? ob er eine goldene Uhrkette oder ein bloßes Band tragen, ob er um 2 oder 10 Uhr Abends speisen solle? ob es die Etikette fordere, ihre Frauen selbst zu behandeln oder nicht? Alle diese Fragen und ähnliche sind Sache des Geschmacks und Gefühls. Ob ein Arzt zur Ader lassen oder einen chirurgischen Fall behandeln solle, oder ob ein bloßer Wundarzt in einem rein medizinischen Falle verschreiben dürfe? Mir wenigstens scheint es eine arge Tyrannei, daß ein Arzt nicht zur Ader lassen, oder irgend etwas thun sollte, was er als schicklich erachtet; im Gegentheile halte ich den für einen schlechten Arzt, welcher die Operation nicht verrichten kann, und glaube, daß es ihm seine Ehre und sein Gewissen gebiete, immer eine Lanzette bei sich zu tragen.“

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Die Ionischen Inseln sind im Allgemeinen bergig, rauh und größtentheils unfruchtbar. An ihren Küsten befinden sich zahlreiche Buchten und Lagunen, in deren Nähe sich häufige Moräste bilden. Plötzliche Wechsel zwischen Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit innerhalb weniger Stunden charakterisiren ihr Klima. Die schneeigen Berge von Albanien verringern im Winter und Frühjahr die Temperatur der benachbarten Inseln, während dem der felsige Boden, welcher die Sonnenstrahlen gierig einsaugt, den Sommer so unerträglich macht, als er in viel südlicheren Breiten ist. Die durchschnittliche Hitze ist im Jänner $52\frac{1}{2}^{\circ}$, im August $81\frac{1}{2}^{\circ}$; der Südwind ist feucht und nicht selten vom Sirocco begleitet, wo dann alle Vegetation darnieder liegt, die animalischen Kräfte schnell verfallen, Fieber ausbrechen und Wunden sich wieder öffnen. Der

Negen ist am häufigsten vom November bis März, am geringsten vom Juni bis September. Erdbeben sind häufig.

Zu Anfang der Periode, über welche sich die Berichte erstrecken, wurden die Truppen zu Diensten verwendet, welche von denen in anderen Stationen abwichen, nämlich zum Baue von Straßen in Inneren dieser Inseln, wofür sie einen Extra-Gold erhielten. Die schwersten Krankheitsfälle ereigneten sich unter diesen arbeitenden Truppen; aber es ist unentschieden, ob die strenge Arbeit oder Erzeße, welche ihnen der bessere Sold möglich machte, daran Schuld gewesen sind. Uebrigens hat sich in den letzten 6 Jahren die Sterblichkeit unter den Truppen sehr vermindert, denn im Jahre 1817 starben von 1000 Mann jährlich 45, im Jahre 1818 27, im Jahre 1819, 34; während das Verhältniß in den Jahren 1834—5—6 respectivo 16, 13 und 15 vom 1000 war.

Das Klima, obgleich veränderlich, ist dennoch für Lungenschwache günstig; Katarrhe sind hier um die Hälfte seltener und auch nicht so gefährlich als in Gibraltar, Malta oder England. Eben so verhält es sich mit der Lungensucht, an der auf den Ionischen Inseln nur 5 von 1000 sterben. Dieses Resultat ist jedoch einigermaßen auch dem Umstande zuzuschreiben, daß sich unter den Truppen von Gibraltar und Malta viel mehr junge Menschen unter 25 Jahren finden, als unter der Besatzung der Ionischen Inseln.

Lungenentzündungen sind in Corsu und Cephalonica gefährlicher, als auf den übrigen Inseln. Leberkrankheiten sind nicht so allgemein, als in Malta. Am häufigsten sind sie noch auf der Insel Zante, wo der Wein gut und häufig ist. Besonders bössartig ist die chronische Ruhr auf den Ionischen Inseln, an der von $4\frac{1}{2}$ Patienten einer stirbt. Das einzige Mittel gegen diese Geißel der Tropenländer ist das Reisen in ein kälteres Klima. Eben so ist der Säuerwahnstau ein häufiges Uebel. Kein Wunder! Wohlfeiler Wein, Ueberfluß an Geld und die Leichtigkeit, aus Kasernen zu entweichen, sind hinlänglich, den brittischen Soldaten zu seiner Schooßfunde zu versuchen, ohne die er vollkommen wäre, indem er uner-schütterlichen Muth mit Geduld und Subordination verbindet.

Der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit läßt sich blos nach den vorherrschenden acuten Krankheiten ermessen. Diesem Maßstabe nach ist die bössartigste Zeit des Jahres die von Juli bis November. Während dieser Epoche sind die hitzigen Krankheiten in Gibraltar und Malta zweimal, auf den Ionischen Inseln aber dreimal so häufig als in den übrigen Monaten.

Die englischen Besitzungen in Westindien sind in 4 Militär-Commando's getheilt, nämlich in das von Windward und Leeward, in das von Jamaica, von Bahamas und von Honduras. Wir wollen uns blos mit den zwei ersten befassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mineralquelle zu Unterselters.

(Fortsetzung.)

III.

Medizinische Wirksamkeit des Selterser Wassers. Unter allen Mineralwassern, sagt Hufeland, ist wohl keines, was so allgemein auf dem

ganzen Erdboden getrunken wird, als das Selterser Wasser. Nicht bloß in allen Theilen Europa's, sondern in Amerika, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Batavia, ist es bekannt und beliebt. Der Absatz hat manches Jahr 1 Million 500,000 und mehr Krüge betragen*). Auch verdient es diese Auszeichnung vollkommen. Sein angenehmer Geschmack, die kühlend erfrischende und belebende Wirkung, die Anwendbarkeit, sowohl für die meisten Naturen, als in den meisten Krankheiten, und die ausgezeichnete Heilkraft in mehreren derselben empfehlen es allgemein, und machen es Gesunden sowohl als Kranken werth. Es ist ein einfaches salinisches Wasser mit reichem Antheil von kohlensaurem Gas, frei von Eisen. Daher wirkt es kühlend, reizend, erquickend, alle Secretionen befördernd, vorzüglich Urin- und Haut-Absonderung, weniger die Darmausleerung, vorzüglich die Thätigkeit des Lymph- und Drüsen-systems und der Lungen vermehrend, ist leicht verdaulich, sowohl für die ersten als zweiten Wege und erregt keine Erhitzungen und Blutgestionen. Es ist daher sowohl für vollblütige und starke, als für schwächliche Subjecte brauchbar, und bei allen Krankheiten von Unthätigkeit und Schwäche des Gefäßsystems, Verstopfungen, gehemmten Absonderungen und Ausleerungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Leber- und Gallenkrankheiten, Sicht und Scropheln, von vielem Nutzen, und wenn es auch nicht überall als Hauptmittel zureicht, doch ein höchst schätzbares Nebenmittel.

Aber von ganz vorzüglichem Werthe und ein Hauptmittel ist es bei chronischen Lungenkrankheiten. — Von nicht weniger herrlicher Wirkung ist es bei Nieren- und Blasenkrankheiten, Gries, Stein, Blasenkatarrh, Blasenhämorrhoiden, Schwerharnen, und verdient auch hier den Ruhm des allgemeinsten Mittels. Es wird, wenn es auch nicht das Uebel hemmen kann, doch immer erleichtern und die Schmerzen, die Blasenkrämpfe, die Beschwerden des Urinflusses vermindern. Aber in vielen Fällen wird es auch Radikalkur bewirken, und wenigstens das wesentlichste Unterstützungsmittel der Radikalkur sein. Dies gilt hauptsächlich von Stein- und Griesbeschwerden, wo der große Nutzen des kohlensauren Gases entschieden ist. Hier kann die Wirkung außerordentlich verstärkt und eine (beim Stein mit Recht so berühmte) Aqua mephiticoalcalina daraus bereitet werden, wenn man zu jedem Glase noch etwas Mineralalkali mischt. Der einzige Fall, wo es nicht recht bekommt, ist bei sehr schwachem und zur Blähsucht geneigtem Magen, weil es da leicht eine lästige Flatulenz erregt.

Wie von Berlin durch Hufeland, so erhob sich beinahe gleichzeitig auch von Göttingen aus, durch G. A. Richter, eine bedeutende Stimme für die allgemeinere Anwendung des Selterser Wassers, um in vielen ernsthaften Krankheitserscheinungen die glücklichsten Wirkungen hervorzurufen. Die specielle Therapie dieses berühmten Arztes, die eine so wichtige Stelle in der medizinischen Literatur einnimmt, theilt auch von dieser Seite Erfahrungen und Beobachtungen mit.

*) Durch die Aufhebung des Continentsystems und die dadurch wieder frei gewordene Schifffahrt zur See, ist der Absatz gegen damals bedeutend in die Höhe gegangen, und bis jetzt fortdauernd im Steigen.

Auch der königl. bayerische Medizinal-Rath Weßler verbreitet sich in seiner Schrift über die Gesundbrunnen im Untermainkreise (Mainz 1821) über den Nutzen des Selterser Wassers, indem er zugleich praktische Winke gibt, die von den besten Folgen würden begleitet sein, wären sie von den Vorstehern der Civil- und Militärhospitäler nur einigermaßen beherzigt.

Aus den vorhergehenden Mittheilungen ist ersichtlich geworden, wie das Selterser Wasser sich den ausgezeichnetsten Aerzten als das zweckmäßigste und beste Mittel bewährte, um manche drohende Gefahren zu entfernen, indem sie nur durch seine Anwendung die entartete Säftemasse in ihren natürlichen Zustand wieder zurückführen konnten. Ebenso wirksam zeigt sich sein Gebrauch in jenen Fällen, wo durch fehlerhafte Diät bedenkliche Krankheitsanlagen hervorgerufen sind.

Um den Selterser Brunnen mit Erfolg zu trinken, mögen einige Winke hier am rechten Orte sein. Wer nicht zugleich an der Brust leidet, trinke des Morgens nüchtern, während einer Stunde etwa, einen halben Krug unvermischt und kalt. Gestattet es die Jahreszeit, so ist eine gelinde Bewegung im Freien dabei anzurathen. Die Erfahrung lehrt indessen, daß es auch beim Sitzen und im Zimmer, selbst am Schreibtische getrunken, sehr wohl vertragen wird. Leidet die Brust oder ist der Magen am Morgen gegen kaltes Wasser zu empfindlich, dann ist es rätlich, jedem Glas Wasser ein Viertel heiße Milch oder heißen Pfeffermünzthee (mit etwas Zucker) zuzugießen, damit das Gemisch lauwarm werde. Viele trinken am Abend, etwa vier bis fünf Stunden nach dem Mittagessen, wieder einige Becher voll, Andere vor dem Schlafengehen, wo es zu einem ruhigen Schlaf ungemein viel beiträgt. — Diese Menge ist bloß von Personen zu verstehen, die es das ganze Jahr hindurch täglich trinken.

Wer den Brunnen gebrauchen will, in der Absicht, eine Kur damit zu halten, wird einen ganzen Krug und wohl auch mehr den Tag über trinken müssen, und es darf dann erst zu einem geringeren Maße herabgestiegen werden, wenn der vorgesezte Heilzweck erreicht ist, und der Brunnen nur gegen die Wiederkehr des Uebels fortgetrunken wird.

Diese Präservativ- oder prophylactischen Kuren hatte schon Fr. Hoffmann vor mehr als hundert Jahren eingeführt. Sie haben sich, was mehr für ihren Werth spricht als gelehrte Abhandlungen, seit dieser Zeit größtentheils auf traditionellem Wege, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, so sehr ausgebreitet, daß sie von Tausenden das ganze Jahr hindurch mit dem besten Erfolge angewendet werden.

Bei diesen Präservativ-Kuren zeigt sich am auffallendsten der große Vorzug des natürlichen Selterser Wassers vor dem künstlichen. Während das natürliche Mineralwasser die Verdauungskraft und den Appetit verstärkt, beide täglich neu belebt, auch wenn es viele Jahre hindurch regelmäßig getrunken wird, untergräbt das nachgebildete Selterser Wasser allmählig die Verdauung, und stimmt den Ton der Eingeweide in einer Weise herunter, daß es nicht nur bald ausgezsetzt werden muß, sondern daß dann sogar gegen neue Uebel, namentlich gegen die sehr geschwächte Verdauung, anzukämpfen ist.

Die Präservativkraft des Selterser Wassers macht sich in der ganzen Umgegend des Brunnens, wo es täglich und allgemein getrunken wird, in vielfacher Weise bemerkbar.

Eine weitere Benutzungsart des Selterser Wassers darf hier nicht übergangen werden, da sie es verdient, allgemeiner bekannt zu werden. Es ist seine Anwendung als Mundspülwasser. Nach vielfältigen Erfahrungen kann die Wirksamkeit des Selterser Wassers in dieser Hinsicht nicht genug angepriesen werden. Es reinigt die Zähne und das Zahnfleisch, besonders von dem sich anhängenden Schleim, es stärkt und erfrischt das Letztere, und erhält nicht nur die Glazur der Zähne, sondern es ist auch geeignet, der Caries an den Zähnen feste Grenzen zu setzen. Auf manchen Damen-Toiletten ist das Selterser Wasser daher mit Recht schon längst als ein unentbehrliches Mittel aufgenommen worden.

Schließlich mag hier noch darauf hingewiesen sein, wie durch die Mischung von Selterser Wasser mit Wein sich auf einfache Weise ein überaus angenehmes, durststillendes und kühlendes Getränk bereiten läßt, das auch von den Aerzten als diätetisches Mittel vielfach empfohlen wird. Um seine Annehmlichkeit, durch eine rasche Entbindung des kohlensauren Gases, noch mehr zu erhöhen, ist es üblich, ihm etwas feingestohlenen Zucker beizumischen und auch in dieser Verbindung wirkt das Selterser Wasser auf die meisten Naturen überaus vortheilhaft. Wird der Becher mit vollen Zügen in demselben Augenblicke geleert, wenn das schäumende Aufbrausen erfolgt, dann erscheint dieses Mischungsgetränk, bei drückender Hitze, wie nach körperlichen Anstrengungen, als das herrlichste und köstlichste Labfal!

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e .

— Schutzmittel gegen die Seekrankheit. Herr Wilde empfiehlt aus eigener Erfahrung folgende Mittel gegen die Seekrankheit: Sobald man sich unwohl befindet, oder diesem Zustande nahe zu sein glaubt, lege man sich zu Bette, schließe die Augen, und bleibe wo möglich bewegungslos auf dem Rücken liegen. Man sei höchst behutsam im Essen, enthalte sich jedoch dessen nicht gänzlich; man esse daher (obwohl wenig) gebratenes Fleisch oder Zwieback, da gänzliche Enthaltensamkeit vom Essen zuweilen von den übelsten Folgen war. Man trinke mäßig kaltes Wasser oder gewässerten Brantwein, enthalte sich aber von heißen Getränken aller Art. Das Schließen der Augen reicht jedoch nicht immer hin, die Sympathie zwischen dem Sehorgane und dem Magen gänzlich aufzuheben; denn bei dem ruhigsten Verhalten in der Hängematte ist doch die gewaltige Bewegung des Schiffes schon hinreichend, die Krankheit in ihrer vollkommensten Form hervorzurufen. Besonders ist es ein Punkt, welcher das Erbrechen unerläßlich mit sich bringt, nämlich der Umstand, wenn sich der Mund mit zu vielem Speichel erfüllt. Hier ist das Erbrechen um so wohlthätiger, je eher es eintritt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wesentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 80.

Montag, den 5. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Der Einfluß der Wollenmanufacturen auf die Gesundheit. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterferster. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Der Einfluß der Wollenmanufacturen auf die Gesundheit.

Von S. W. Thomson.

Die in Wollenspinnereien und Manufacturen herrschende gute Gesundheit hat wahrscheinlich noch nicht die Aufmerksamkeit des Publikums und von Seiten der Aerzte so auf sich gezogen, als sie verdienen möchte. Während eines mehrjährigen Aufenthaltes in einem Distrikte, wo die Bevölkerung sehr viel in Wollenmanufacturen beschäftigt ist, hat keine mit der medizinischen Topographie verbundene Thatsache größeren Eindruck auf mich gemacht, als das gedeihliche Ansehen und das allgemeine Befreitsein von Krankheiten, das den Kindern in diesen Mühlen eigen ist. Diese Thatsache ist so merkwürdig, daß sie ganz sprichwörtlich geworden ist, und schwächliche, verbutterte Kinder zeigen schon wenig Wochen nach ihrem Eintritte in diese Fabriken die auffallendste Besserung in ihrem physischen Aussehen. In Yorkshire herrscht, wie ich aus der besten Quelle weiß, dieselbe Ansicht, und man kennt sogar Beispiele, daß aus den bessern Klassen Familien schwächliche Mitglieder ihrer Gesundheit wegen in Wollenfabriken gesendet haben, und die Wirkung ist gewesen, daß die Constitution neue Stützen erhalten hat. Die heilsame Natur dieser Beschäftigung ist von den arbeitenden Klassen selbst nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem Umstande zugeschrieben, daß der Körper gewissermaßen mit den Oelen angeschwängert werde, zwischen welchen sie fortwährend ihre Arbeit besorgen. Daß diese offenbare Gesundheit so fortdauere, trotz dem, daß die Arbeiter in der Periode des Wachsthums so

viele Stunden von freier Luft und freier Bewegung ausgeschlossen sind, macht die Sache nur noch auffallender. Und obgleich nach dem Manufacturgefesse die Kinder dieselbe Zahl von Stunden arbeiten, wie die in den Baumwollenfabriken, so bilden doch diese glatthaarigen, rothbackigen Knaben und Mädchen einen völligen Contrast mit den verbutteteten Geschöpfen der Baumwollenfabriken, die nur zu oft überkränklich sind, mit dem blaffen Gepräge von Krankheit und vorzeitiger Hinfälligkeit.

Ich bin ebenfalls geneigt, die in den Wollenmanufacturen herrschende gute Gesundheit der Quantität Oel zuzuschreiben, die sie fortwährend verbrauchen. Wenn wir in diese Spinnmühlen eintreten, so finden wir Knaben und Mädchen so, als wenn sie buchstäblich in Oel getaucht worden wären. Die Anwendung öliger Substanzen auf die Oberfläche des menschlichen Körpers, sowohl als prophylactisches, als auch pharmaceutisches Agens, ist schon lange in Gebrauch gewesen und scheint den allerältesten Praktikern der Heilkunst bekannt.

Heutzutage ist Oel als Localmittel für medizinische Zwecke hochgeschätzt; aber ich glaube, daß es als allgemeines Gesundheits-Erwerbungs- und Erhaltungsmittel noch mehr Aufmerksamkeit verdient, als es bis jetzt erhalten hat. Folgendes Zeugniß gibt ihm der berühmte Bacon: *Ante omnia igitur usum olei vel olivarum vel amygdali dulcis, ad cutem ab extra unguendam ad longevitatem conducere existimamus.* Als Beweise, daß diese Ansicht gesund ist, erfahren wir durch Reisende, daß in den östlichen Ländern auf den äußeren Gebrauch des Oels wunderbare Wirkungen beobachtet worden sind, und wir wissen, daß die in Olivenöl-Factoryen Angestellten, daß Oelmänner, Fischer, Lichtzieher, Gerber, Fleischer und Andere, die viel mit fettigen Substanzen zu thun haben, daß diese Alle auffallend frei bleiben von epidemischen Krankheiten, und selbst dem Pestgifte widerstanden haben, wenn Alles um sie herum den Verwüstungen desselben erlag.

In den periodischen Schriften unserer Zeit sind auch von Zeit zu Zeit Fälle angeblicher Schwindsucht und Atrophie mitgetheilt worden, welche durch Einsalbungen mit Fett und Oel geheilt worden seien. Das gesundheitsgemäße Aussehen der Kinder in Wollenmanufacturen scheint die Beweise für die heilsame und stärkende Wirkung der an die Hautoberfläche gebrachten Oele zu vermehren, und sollte zu noch häufigerer Anwendung derselben aufmuntern.

Was nun die rationelle Erklärung des heilsamen Processes anlangt, der durch Oele und Salben herbeigeführt wird, so ist es vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß eine Einsaugung durch die Haut mit eintritt. Wahrscheinlich werden auch die aushauchenden Gefäße erschlafft und eine

reichliche Ausdünstung vermittelt. Das fortwährende Gedültein der Haut möchte ganz natürlich auf den Gedanken führen, daß Oel absorbirt werde; und neuere Physiologen haben uns überflüssige Beweise geliefert, daß die Absorption von Flüssigkeiten im reichlichen Maße von der Hautoberfläche Statt haben könne, selbst wenn die Oberhaut nicht abgehoben ist. Kann nicht Oel eben so gut von der Oberfläche absorbirt werden, als andere Flüssigkeiten, und auf diesem Wege der Gesundheit der Personen zuträglich gemacht werden, welche vermöge ihrer täglichen Beschäftigung ihm ausgesetzt sind?

In dem Klima allein, oder in anderen Eigenthümlichkeiten dieser Localitäten ist nichts, was genügend die angedeuteten Erscheinungen erklären könnte. Der jährliche durchschnittliche Betrag von Krankheit und Sterblichkeit ist groß unter der Bevölkerung im Allgemeinen, und wir werden von den meisten Krankheiten heimgesucht, denen das menschliche Geschlecht ausgesetzt ist, und häufig verbreiten Epidemie Unglück und Verödung unter unsern Dörfern. Man kann sagen, daß es eine angeborene, in der Constitution liegende Kraft sei, auf welche das Ansehen der Factorei-Kinder zurückgeführt werden könne; allein hierauf antwortet die Beobachtung, daß selbst schwache und verbuttete Kinder schnell zunehmen, wenn sie in eine Wollenmanufactur gesendet werden. Auch kann ihre Gesundheit nicht der besseren Nahrung und Kleidung zugeschrieben werden, welche sie sich durch ihren Lohnverdienst verschaffen können, und es ist auch in jenem wohlhabenden Distrikte keine solche Armuth vorhanden, daß die Gesundheit von schlechter Kost und Kleidung leiden könnte. Aus allen diesen Betrachtungen folgere ich, daß in den Wollenmanufacturen selbst Etwas sein müsse, was einen spezifischen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter, und ganz besonders der Kinder, habe, welche meist bei den Arbeiten mit Oel beschäftigt sind.

Etwas gegen das hier Vorgetragene sprechend scheint der Umstand, daß nirgends so viel Kräftefälle vorkommen, als unter Wollenarbeitern, Aber diesem könnte sicher leicht abgeholfen werden durch Reinlichkeit!

Diese Beobachtungen sollen die Mittheilungen der Erfahrungen anderer Aerzte veranlassen, welche in noch größerem Maßstabe Gelegenheit haben, die Wirkung des Wollengeschäftes auf die Gesundheit zu beobachten. (London med. Gaz. June 1840.)

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Das Kommando von Windward und Leeward umfaßt neben dem Continental-Territorium von Britisch Guiana noch mehrere Inseln aus

jener Kette, welche den Golf, der Nord von Süd-Amerika trennt, umgibt. Diese Inseln sind durch ihre geologischen Attribute, und den aus diesen sich ergebenden Einfluß auf die Gesundheit von einander sehr abweichend. Trinidad, Tabago, St. Lucia und Dominica sind rauh und bergig, und voll Schluchten, in denen sich zur Regenzeit die Wässer sammeln und mit den Ueberresten jener Vegetation vermengen, welche die Berge überall üppig bedeckt. Das Klima ist feucht, die Temperatur sehr unbeständig. Barbados hingegen und Antigua sind verhältnißmäßig niedrig, trocken, unfruchtbar und haben eine mehr gleichmäßige Temperatur. Die übrigen Inseln halten ihren Eigenschaften nach die Mitte zwischen den vorhergenannten, während die Küste von Britisch-Guiana eine endlose Reihe von Morästen und Marschland darbietet, die sich kaum einige Fuß über die Meeresfläche erhebt. Die mittlere Temperatur im ganzen Kommando ist $80\frac{1}{2}^{\circ}$; sie ist übrigens sehr gleichmäßig, da die größte Differenz nie über 13° beträgt. Die Barometer-Differenzen betragen gleichgerade nie mehr als $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll, ein Zeichen, wie wenigen Wechsell die Elasticität und der Druck der Atmosphäre unterworfen sind. Die vier Jahreszeiten der gemäßigten Zonen werden hier durch zwei, nämlich durch zwei nasse und zwei trockene repräsentirt, deren relativer Eintritt sich nach der Entfernung der verschiedenen Inseln vom Aequator richtet. In dem am südlichsten gelegenen Guiana dauert der Frühlingsregen vom Dezember bis Jänner; der herbstliche vom Mai bis August.

Die Hitze wird neun Monate des Jahres hindurch durch die Passatwinde gemäßiget. Die Zeit der Orkane dauert vom August bis Ende October, während welcher in einigen dieser Inseln große Verheerungen Statt finden.

Die durchschnittliche Menge der weißen Truppen in diesem Kommando war während der zwanzig Jahre von 1817—1836, 4333. Jeder Mann scheint im Durchschnitte zweimal des Jahres unter ärztlicher Behandlung gewesen zu sein, oder was eben so viel heißt, die Menge der Krankenfälle war zweimal größer als in England. Von der ganzen Truppenmasse starb jährlich der eilfte Theil. Trotz diesem verderblichen Einflusse des Klima's scheint sich doch dasselbe bedeutend gebessert zu haben, denn von den Jahren 1803—1816 starben jährlich von 1000 Mann weißer Truppen 138, oder ungefähr die Hälfte mehr, als in den darauf folgenden zwanzig Jahren. Es ist hier wohl der rechte Ort, von den Wohnungen der Soldaten in diesen Gegenden zu sprechen. Man packte nämlich in einem tropischen Klima so viele Menschen in ein einziges Zimmer, als darin nothdürftig Platz hatten. »Die Accommodation« wie man es nannte, war 28 Zoll per Mann, oder gerade Raum genug, seine Hängmatte dicht an der seiner Kameraden aufzuschlagen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis 1827, seit welcher Zeit man dem Mann 3 Fuß, 3 Zoll Raum gewährte, während dem man die Kasernen selbst zugleich geräumiger und besser einrichtete. Dennoch ist dieser Raum noch immer zu enge, wenn nicht etwa eine künstliche Ventilation angebracht werden kann.

Die Geißel der Westindischen Inseln sind die Fieber, mehr als ein Drittel aller Krankheitsfälle und ungefähr die Hälfte der Sterbefälle verdanken ihnen ihr Vorkommen. Unter dieser Menge von Fiebern sind $\frac{2}{3}$ Wechselfieber, welche jedoch selten tödlich ablaufen. Ihre vorzüglichsten Sitze sind Demerara, Berbice und Trinidad, wo die Kasernen in Morästen stehen. Die bössartigen, so

wie das gelbe Fieber wüthen besonders in Tabago, Guiana, St. Lucia und Dominica. Das gewöhnliche anhaltende Fieber tödtet unter 23 einen, und ist gleich häufig auf allen Inseln. Ausschlagsfieber sind so selten, daß davon in den letzten 20 Jahren bloß 13 Fälle vorkamen, wovon bloß einer tödtlich war.

Von Lungenleiden werden weniger befallen als in England, aber es sterben mehr. Das Verhältniß ist $10\frac{1}{2}$ von 1000. Leberkrankheiten sind in Westindien seltener als in Ostindien. Magen- und Unterleibsleiden sind sowohl häufig als auch verderblich, und die Sterblichkeit an denselben viermal so groß als in England. Hirnkrankheiten sind etwas sehr Gewöhnliches, und leider! ist die Ursache von mehr als der Hälfte derselben keine andere als Unmäßigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mineralquelle zu Selters.

(Beschluß.)

IV.

Füllung und Versendung des Selterser Mineralwassers. Die vollkommene Erhaltung des Selterser Mineralwassers, selbst an den entferntesten Punkten seiner Verbreitung, rechtfertigt in glänzender Weise das sorgfältige Verfahren, das bei der Füllung und Verkorkung beobachtet wird, und bestätigt zugleich die große Aufmerksamkeit, die man auf die Auswahl der zur Verwendung bestimmten Materialien richtet.

Die Krüge, worin die Wasser-Versendung geschieht, werden aus einer vorzüglich geeigneten Masse verfertigt, die aus Kiesel- und Thonerde besteht, und die sich durch den erforderlichen Hitzgrad in den, besonders dazu construirten, Oefen zu einer solchen Härte verglaset, daß die Krugscherben unter dem Stahle Feuer geben. Dem Glase dürfen sie in Rücksicht ihrer Dichtigkeit gleichgestellt werden, bei ihrer größeren Dauerhaftigkeit für den Transport verdienen sie aber offenbar den Vorzug.

Die Form der Krüge ist stets unverändert beibehalten worden, und in dem ganzen Bereich des ausgebreiteten Debits sind sie unter dem Namen der „Selterser Mineralwasser-Krüge“ bekannt.

Nach ihrer Größe werden sie in sogenannte ganze und halbe Krüge eingetheilt. Jene enthalten eine ganze, diese eine halbe Maß Wasser.

Jeder echte Selterser Wasserkrug trägt auf seiner Vorderseite ein Schild mit dem gekrönten Nassau'schen Löwen und der Umschrift Selters; unter dem Schilde stehen die Worte: Herzogthum Nassau. Der auf der hintern Seite des Kruges unter dem Henkel befindliche Buchstabe bezeichnet den Wohnort und die beigesezte Ziffer den Namen des Krugbäckers *).

Bei dem Transport der Krüge aus den verschiedenen Fabriken nach der Brunnen-Anstalt dürfen keine Vegetabilien, wie Heu oder Stroh, zur Verpackung angewendet werden, um der Erscheinung vorzubeugen, die früher bereits erwähnt worden ist. Sie werden deshalb auf eigenthümliche Weise in Hürden mit Tuch

*) An der Quelle selbst werden nur solche Krüge zur Füllung zugelassen, welche die für das Selterser Wasser vorgeschriebenen Brunnenzeichen tragen.

verpact, und dieser Vorsicht ist es allein zu verdanken, daß ein Krug, in dem sich Schwefelwasserstoffgas entwickelt hat, fast niemals in dem Handel vorkommt.

Ist eine größere Anzahl von Krügen eingeliefert, und läßt es die Bitterung zu, so wird die Wässerung vorgenommen.

Auf einem horizontalen Breterboden werden ungefähr 20,000 Stück dicht neben einander hingestellt, und mit reinem Wasser bis an den Rand gefüllt, so daß der kleine Wasserspiegel mit dem Ende des Krughalses gleichsteht. Mit dieser Probe-Füllung bleiben die Krüge wenigstens dreißig Stunden ruhig stehen. Jeder Krug, der während dieser Zeit auch nur einen geringen Theil seiner Probefüllung verloren hat, oder an dem sich irgend ein Mangel gegen Form, Ansehen u. s. w. entdeckt, wird in der darauf stattfindenden Untersuchung als fehlerhaft zertrümmert. Was seine Probe in dieser Weise bestanden hat, wird dann ausgeleert, und nach den Magazinsgebäuden gebracht, um dort bis zur Verwendung aufgeschichtet zu werden.

Verweilen die Krüge auch nur kurze Zeit in den Magazinen, so werden sie doch unmittelbar vor der Füllung, zur Beseitigung des geringsten Anflugs von Staub, noch einmal sorgfältig ausgespült und äußerlich fleißig abgewaschen, alsdann aber mit abwärts gerichteten Mündungen in die sogenannten Schwenklasten gestellt, damit das Wasser vollständig abläuft. Ist dieses geschehen, so stellen sie die Brunnenmädchen in die Füllkörbe ein, deren drei an der unmittelbar über der Quelle errichteten, frahnenartigen Füllmaschine angebracht sind.

Vordem wurden die Krüge durch die Brunnenmädchen mit den Händen in die Quelle eingetaucht und so ziemlich an der Oberfläche gefüllt. Seit dem Jahre 1823 geschieht das Füllen des Wassers aber nicht allein zur größeren Reinlichkeit, sondern auch zur Befriedigung der gesteigerten Nachfrage und ohne den geringsten Nachtheil für die Vorzüge des Wassers, mittelst jener Maschine, welche durch mancherlei Verbesserungen ihrer Bestimmung seitdem näher gebracht worden ist. Bei der Reichhaltigkeit der Quelle können jetzt mit dem gewöhnlichen Arbeitspersonale täglich 24,000 Krüge ohne große Anstrengung gefüllt werden.

Sobald die Krüge in den Füllkorb eingestellt sind, werden seine Fallthüren von dünnem Eisengitter geschlossen. Durch die Thätigkeit eines Haspels senkt der Korb sich in die Quelle hinab; die Krüge füllen sich in den, von der äußeren Atmosphäre nicht berührten, tieferen Wasserschichten und werden dann durch denselben Haspel aus der Quelle wieder emporgehoben. Während die Brunnenmädchen den Füllkorb von seinem Inhalt befreien, senkt ein zweiter sich in die Quelle, und ein dritter wird zu derselben Wanderung mit leeren Krügen befrachtet, so daß die Maschine sich in unausgesetzter Thätigkeit befindet. Die gefüllten Krüge kommen auf einen neben der Quelle befindlichen Tisch zu stehen, und hier werden die, mit größter Umsicht ausgewählten, Stopfen vom feinsten, katalonischen Holze aufgesetzt und so weit als nöthig in die Mündung eingetrieben. Dieses Verkorken geschieht jedesmal mit der größten Schnelligkeit, damit auch nicht die geringste Entweichung des kohlensauren Gases Statt haben kann.

Auf der untern Seite eines jeden Stopfens sieht man unter einer Krone die Worte: »Nassau Selter's« mit einem Aesculapstab, Beides reinlich eingebraunt, und die Verwaltung hat sich schon wiederholt veranlaßt gesehen,

gerade auf dieses wesentliche Erkennungszeichen des echten Selterser Wassers besonders aufmerksam zu machen.

Die verkorkten Krüge werden hierauf nach der Halle gebracht, wo der überstehende Theil des Stopfens hinweggeschnitten, die Mündung und der Krughals mit einer Kappe von weißem Leder überzogen, und diese mit starkem Bindfaden fest zusammengeschürzt wird. Die Verkorkung durch Eintauchen der Verkappung in siedend heißes Pech erfolgt zuletzt. Bevor das Pech erkaltet, wird auf die Verkappung das Brunneniegel aufgedrückt, das in seiner Mitte die Zahl des Jahres, worin die Füllung geschehen ist, nebst der Umschrift: »Nassau Selters« enthält. Mit dem Ablauf eines jeden Jahres wird das alte Siegel außer Gebrauch gesetzt und von da an jede Füllung nur mit dem neuen Jahresiegel versehen.

Bei der Verwaltung selbst wird kein Lager von gefüllten Krügen unterhalten, da bei dem Wasserreichthum der Quelle und bei den zweckmäßigen Vorrichtungen, wodurch jeder Bestellung sogleich entsprochen werden kann, die Unterhaltung eines solchen Lagers zwecklos erscheint. Hieraus ergibt sich denn auch von selbst, daß von Seiten der Verwaltung nie Wasser in den Handel gegeben wird, das vor längerer Zeit gefüllt worden ist.

Zu den Versendungen werden die gefüllten Krüge in der Regel gleich auf das Fuhrwerk mit Stroh verpackt; auf besonderes Verlangen werden sie aber auch in Kisten und Körben verschickt.

Dem Herzoglich Nassau'schen Brunnencomptoir in Niederselters ist die unmittelbare Verwaltung des Selterser Brunnens übertragen. Es schafft die Materialien an, überwacht die Füllung, besorgt die Versendungen und führt die Correspondenz. Außerdem ist dasselbe auch mit der oberen Leitung der Herzoglichen Brunnen-Verwaltungen von Sachingen, Ems, Weilbach und Langenschwalbach beauftragt.

Gemeinnützige Nachricht.

— Gesundheits-Polizei in Philadelphia. Seit 1818 wurde ein aus 12 Bürgern bestehender Gesundheitsrath erwählt, mit allen Rechten einer politischen Corporation und namentlich mit polizeilicher Gewalt, doch unbefolget. Er versammelt sich während des Sommers, 1. Juni bis 1. Oktober, mit größter Regelmäßigkeit, ergänzt sich selbst, und ernannt und entfernt nöthigenfalls den Hospital-Arzt (mit 1200 Pfd. Sterl.), den Hafen-Arzt (500 Pfd. Sterl.), den Quarantäne-Inspektor (Master mit 700 Pfd. Sterl.), und Gesundheitsboten (mit 800 Pfd. Sterl.). Hauptgegenstand dieser Behörde ist die Controlirung der Schiffe und ihrer Ladung; die Quarantäne wird auf dem Schiffe, oder wenn ein wirklicher Krankheitsfall eintritt, von dem kranken Individuum in dem am Ufer liegenden Lazareth bestanden, dauert wenigstens 20 Tage, und je nachdem das Schiff von verdächtigen Plätzen in kürzerer oder längerer Zeit ankam. Nicht alle Waaren sind gleich verdächtig, auch kann ein ausgeladenes Schiff nach Purification vom Quarantänehafen aus, wieder befrachtet werden und abgehen. Wesentlich wichtig aus allen diesen Bestimmungen ist aber gerade das Bestehen eines Gesundheitsrathes, womit die Möglichkeit, ja Wahrschein-

lichkeit einer Verbesserung der öffentlichen Hygiene gegeben ist, wenn auch vielleicht die Schiffe ungerechter Weise diese Verbesserung bezahlen. — Jeder Privat-Arzt ist verpflichtet, über pestilentielle Krankheiten zu berichten, und es soll keine Leiche ohne speziellen Todtenschein beerdigt werden. 1819 wurde die Einregistrierung der Geburten beschlossen, Aerzten und Hebammen zur Pflicht gemacht, spezielle Scheine einzuliefern. 1821 wurden die Magazine, wo vorräthige Vegetabilien aufgespeichert liegen, unter besondere Aufsicht der Behörde gestellt; 1824 die Pocken gänzlich in die Kategorie der Pest gebracht und den Aerzten verboten, dieselben durch Inoculation oder anderweitig mitzutheilen; 1826 ergreift man Maßregeln, die Reinigung der Kloaken unter strenge Kontrolle zu bringen; 1880 erhält der Rath gewisse Rechte über Privatplätze, welche einen der öffentlichen Gesundheit nachtheiligen Einfluß haben. 1892 wird der Rath zu Anleihen ermächtigt.

M i s c e l l e.

— (Schlaffucht.) Von Schlaffucht liest man in »Bradford Observer« folgenden merkwürdigen Fall: Thomas Bradley, geboren zu Deighton bei Huddersfield den 4. November 1817, und also gegenwärtig in seinem 23. Lebensjahre, war vorzüglich gut gewachsen, 5 Fuß, 10 Zoll hoch, und wog etwa 11 Stein (zu 14 Pfund). Bis zum fünfzehnten Lebensjahre hatte er keine einzige gefährliche Krankheit zu bestehen gehabt, und kein Glied seiner Familie litt je an Epilepsie (Kts). Als er im sechszehnten Jahre stand, versiel er in einen Schlaf, der neun Wochen anhielt, und noch in demselben Jahre versank er zum zweiten Male in Schlaffucht, die dieses Mal ununterbrochen vierzig Wochen dauerte. Während dieses langen Zeitraumes magerte er bedeutend ab, und es dauerte nach dem Erwachen lange, ehe er ohne fremde Hilfe stehen konnte. Indef erholte er sich allmählig, ward wieder kräftig und blieb bis Ende August vorigen Jahres bei guter Gesundheit. Alsdann traten eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Appetitlosigkeit ein, und am 30. August versiel er, während er seinen Thee trank, abermals in Schlaf, in welchem er noch jetzt (nach 32 Wochen) verharrt. Dieses Mal ist es, unter Beobachtung der Vorschriften zweier Chirurgen, gelungen, der Abmagerung mehr vorzubeugen, als früher. Man bringt ihn dreimal täglich in eine andere Lage im Bette, läßt ihn die Wäsche oft wechseln und regelmäßig Nahrung genießen, die meist in Rindfleischbrühe besteht, welche man ihm in winzigen Portionen einflößt, die, sobald sie an den Schlundkopf gelangt sind, durch eine krampfartige Anstrengung verschluckt werden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 81. Donnerstag, den 8. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Augenoperation des Kronprinzen von Hannover. — Gemeinnützige Nachrichten.

Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse *).

Von Dr. Hermann.

Brussa oder Bursa, die Hauptstadt des Paschaliks gleichen Namens, liegt in Anatolien, 6 Stunden vom Marmor-Meere entfernt, im Hintergrunde einer großen bebauten Ebene, am Fuße des Olymps, theilweise auf, theilweise um einen Hügel herum, und völlig von Maulbeerbaumwäldern und Gärten umgeben. Sie wird von einem reisenden, in einem tiefen Thale dahinströmenden, vom Olymp entspringenden Flusse durchflossen, über den eine hohe, steinerne Brücke führt. Sie hat 2 Stunden im Umfange, und ist in mehrere Stadtviertel getheilt, in denen sich 17,000 Häuser und 100,000 Einwohner (die der nahen Meierhöfe und Dörfer mitgerechnet, weil man sie gleichsam als Vorstädte betrachten muß) befinden, d. h. 6000 Armenier, 2000 katholische Armenier, 5000 Griechen, 2000 Juden und einige 20 fränkische Familien und 85,000 Muselmänner. Sie hat ferner 185 große Moscheen und 180 kleinere Bethäuser, 31 Derwisch Loka, 3 griechische, 1 armenische, 1 katholische Kirche und 1 Synagoge. Sie ist der Sitz des Pascha's, Civil-Gouverneurs, Oerrichters, des armenischen und griechischen Bischofes und des Ober-Rabbiners. Ferner befinden sich 3 Consulate, das von Frankreich, England und Nord-Amerika, und 2 amerikanische Missionäre hier. Unter den Negotianten ist einer der ersten Herr Falkeisen, ein Schweizerhaus, das sich meist mit Seidenhandel beschäftigt. Nebstdem

*) Als Fortsetzung der zwei früheren Artikel desselben Verfassers. S. 607. Bd. 3. 1840.

wohnen beständig einige fränkische Blutegel-Lieferanten hier. Die verschiedenen Nationen wohnen strenge abge sondert in verschiedenen Vierteln, so existirt ein armenisches, ein katholisch-armenisches, ein griechisches und ein hebräisches Viertel. In dem größten Stadtwiertel *Kale* (Festung), das auf dem Hügel liegt, wohnen blos Türken. Doch sind in der niedern Stadt auch mehrere türkische Viertel.

Die Straßen sind enge, finster, lang, gegenwärtig ziemlich reinlich, die der Juden und Armenier ausgenommen, die Häuser groß, meist von Stein, und alt. Eine Feuersbrunst hat vor einigen Jahren eines der größten Viertel in der Nähe der größten Moschee in Asche verwandelt, und heute sieht man da noch viele Ruinen. Es befinden sich hier einige große steinerne Plazs, sehr viele Hamame, Barbierstuben und Kaffeehäuser, die elegant sind, in der Stube ein Marmorbassin mit einem Springbrunnen und einen kleinen Blumengarten haben. Der *Tzarse* oder *Bazar* ist nach dem in Constantinopel wohl der größte der Türkei. *Drussa* zieht sich in einem Halbkreise in dem tieferen Theile der Stadt um den Hügel herum, und mag wohl eine halbe Stunde Länge haben. Es besteht theils aus steinernen Gewölben, theils aus Holzbuden, die sich auf beiden Seiten der Straßen befinden, und in der Mitte mittelst eines Holzdaches vereinigt sind, so daß die Straße völlig gedeckt ist. Wie in Constantinopel, so auch hier die verschiedenen Abtheilungen des *Bazars*; in einem Viertel sind die Schuster, in dem andern die Schneider, im dritten die Feh-Verkäufer, im vierten die Schreibmaterialien-Händler, im fünften die Tabakspfeifenköpfe-, Bernstein-Pfeifenspißen-, Tabak-Verkäufer, im sechsten die Tuchhändler, im siebenten die Porzellan- und Glaswaaren-Boutiquen *cc.* Um die Stadt herum sind große Kirchhöfe mit hohen Cypressen, unter denen die Marmorsteine mit goldenen Inschriften recht stattlich emporragen. In der Stadt und im ganzen *Paschalik* befinden sich keine Linientruppen. Früher lag hier ein *Netif*-Regiment (reguläre Truppen) in Garnison, allein im letzten Kriege wurden sie auf den Flotten eingeschifft, und befinden sich noch in Aegypten. Es existirt zwar im *Paschalik* noch ein *Netif*-Bataillon, allein die Leute sind nicht unter den Waffen, sondern in ihren Häusern. Die öffentliche Ruhe in der Stadt wird durch 20 bis 30 *Zusetzii* aufrecht erhalten, und der *Pascha* hat eine Leibwache von 16 Cavasen. Trogdem herrscht allenthalben die größte Sicherheit, nirgends hörten wir etwas von Diebstählen, Räubereien (die Gebirge von *Torbale* ausgenommen), Mordthaten, Unruhen.

Die Einwohner sind ein schöner Menschenschlag, meist wohlhabend, lieben prachtvolle Kleidungen, bequemes Leben und Zerstreuungen, und

die Türken sind aufgeklärter als in den übrigen Theilen Klein-Asiens. Eine Menge öffentlicher Tänzer befinden sich hier. Das Hauptprodukt ist Seide, die auch hier fabrizirt und verarbeitet wird. Ihr Ertrag soll sich bis auf 25 Millionen Piaster belaufen. Eine zweite Quelle des Wohlstandes sind die Gesundheitsbäder, und in Folge derselben viele Fremde. Während meiner Anwesenheit (im Monat Mai) beehrten zwei hohe Reisende Brussa mit ihren Besuchen, nämlich Se. königl. Hoheit der Erzherzog Friedrich, Sohn des Erzherzogs Carl von Oesterreich, der durch seine Liebenswürdigkeit und Popularität Jedermann entzückte, in Begleitung des k. k. Internuntius Baron von Stürmer, und die russische Gräfin Woronzoff mit ihrem zahlreichen Gefolge.

Das auf einem Hügel gelegene Grab des Sultans Mehmed Dzelebi, des fünften Kaisers, besteht, wie alle Sultansgräber, aus fünf verschiedenen Gebäuden. Die Moschee ist das größte, sie wie alle übrigen zeichnen sich dadurch aus, daß ihr Inneres und Aeußeres mit einem von himmelblauer Glasurerde überzogenen Stein ausgelegt ist. Mehrere Reisebeschreiber setzen an diesen Ort das Grab des Sultans Ossmann, und sagen, jener Stein sei Jadpis, was falsch ist. Ihr gegenüber, von einem Garten umgeben, ist die Türbe oder Begräbnißhalle. In ihr ist viel Marmorbekleidung und Mosaikarbeit, und mehrere aufgemauerte, mit Teppichen belegte Gräber. Das größte ist das des Sultans, auf welchem auf einer Marmorsäule sein Turban steckt, die kleinern sind die von Familienmitgliedern. Neben diesem Gebäude ist das Hamam zur Reinigung der Gläubigen erbaut. Noch weiter entfernt ist das Imaret oder Wohlthätigkeitshaus, in welchem die Armen mit Brot gespeist werden. Das fünfte ist das Medresse, Art Schulgebäude, in denen die Chodja, d. h. Schriftgelehrten, essen, wohnen und lernen. Es hat einen schönen Garten. Diese Moscheen haben einen gut dotirten Fond zu ihrer Unterhaltung und der, der Armen und Lehrer. Ist dieses nicht eine schöne Anstalt zur Wohlfahrt des Menschengeschlechtes, durch welche ein Regent sicher seinen Namen unter dem Volke fortleben macht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

In dem Windward- und Leeward-Kommando sind von jedem Tausend weißer Soldaten 87 beständig wegen Krankheiten zum Dienste unfähig und 63 in Jamaica, obgleich letzteres viel ungesunder ist. In Jamaica darf jeder Soldat auf 23 Krankentage im Jahre rechnen, im Wind- und Leeward-Kom-

mando auf $27\frac{3}{4}$. Der Unterschied der Sterblichkeit unter den Offizieren zwischen der unter den Gemeinen ist sonderbar, dürfte jedoch allerdings einen Aufschluß über den wahren Einfluß des Klima's geben. Die Kranken- und Sterbefälle unter den Offizieren betragen bloß die Hälfte derselben unter den Gemeinen. Es ist wahrscheinlich, daß es für die Mehrzahl von Engländern, welche in Tropenländern leben, unmöglich ist, ihre Constitution an das Leben in denselben zu gewöhnen; Einzelnen läßt sich jedoch die Gabe der Acclimatisation nicht absprechen. Der englische Soldat oder Matrose hängt vielleicht unter allen europäischen Soldaten am festesten an den Tugenden und Lasten seiner Heimat, und versucht es, die Gewohnheiten, Vorurtheile und Gebräuche seines Vaterlandes in eine andere Hemisphäre zu übertragen. Trotz der heißen Sonne, welche über seinem Scheitel brennt, verfolgt er mit wahrhaft heroischer Verachtung aller Gefahr die Zwecke, welche ihm seine innere Energie vorbildet, und ist, wo er auch immer sei, der Gegenstand der Bewunderung für die Einwohner jener Klimate, deren Gefahren er, leider nicht unbefragt! verachtet. Daher sollte man, bevor die Lehre der Nicht-Acclimatisation als wahr anerkannt wird, Ausnahmen mit Gebräuchen machen, welche, obwohl sie zu Hause und in der Fremde dieselben sind, dennoch durch verschiedene Combinationen verschiedene Resultate erzeugen. Eine Anzahl Menschen kann durch ihre Gewohnheiten im ersten Jahre ihres Aufenthalts in einem tropischen Klima den Grund zu Krankheiten legen, welche erst im zweiten Jahre erscheinen; und es ist klar, daß eine auf diese Art untergrabene Constitution mit zunehmender Schnelligkeit aufgerieben werden muß.

Jamaika. — In den verschiedenen Theilen dieser Insel befinden sich 2—3000 Soldaten, und es ist merkwürdig, wie verschieden die Sterblichkeit auf einem Fleck Erde ist, der 170 Meilen lang und 50 breit ist. Eine 8000 Fuß hohe Bergkette bildet eine vollständige Grenze zwischen der nördlichen und südlichen Seite der Insel. Beide Seiten weichen von einander in Bezug auf Klima und Boden ab. Im Norden fängt der Regen um einen Monat später an und dauert auch länger als im Süden. Das Hochland im Innern hat wieder einen von beiden Seiten verschiedenen Charakter. Das jährliche Mortalitätsverhältniß von 1000 Mann weißer und schwarzer Truppen ist zu Park Camp 140.6, zu Port Royal 113.1, zu Port Antigua 73.5, zu Spanish Town 162.4, zu Honey Hill 90.2, zu Port Antonio 149.3, zu Falmouth 102.6, zu Montego-Bay 178.9, zu Maroon Town 32.7, zu Yucca 84.9. — Auf der ganzen Insel im Durchschnitt 121.3

Hier sieht man also den Einfluß der Local-Verhältnisse, wenn man die Sterblichkeit von Maroon Town mit der von Montego vergleicht. Die Entfernung zwischen beiden Plätzen beträgt 18 Meilen; letzteres jedoch liegt an der Seeküste und ist von allen Seiten, eine einzige ausgenommen, mit Bergen umgeben. Das Resultat davon ist eine Hitze, welche viel intensiver ist, als die in irgend einem Theile der Insel, und wahrscheinlich ein eigenthümliches Miasma, welches sich aus dem Seewasser entwickelt. Maroon Town liegt 2000 Fuß über dieser todbringenden Ebene, und hat alle Bedingungen eines gesunden Platzes; denn eine lustige Ebene von mehreren Hundert Morgen Landes, welche von Hügeln und Thälern durchschnitten ist, macht eine weitläufigere Trennung der Häuser und Kasernen nöthig. Es ist auf allen Sei-

ten von hohen Bergen umgeben, ausgenommen gegen Nordost, wo es sich in eine weite Ebene von See und Land verliert. Im Durchschnitt ist die jährliche Sterblichkeit an Fiebern 15 von 1000, während in Montego Bay dieselbe zehnmal größer, nämlich 150 per 1000 ist.

Nun einige Worte über die Sterblichkeit unter den schwarzen Truppen in diesen und in den englischen anderen Kolonien. In Sierra Leone sterben jährlich von 1000 weißen Truppen 410, von den schwarzen blos 24 an Fiebern. In Jamaica 101 Weiße und 8 Schwarze. Der Neger jedoch verträgt sehr schlecht die Entfernung von seinem heimischen Klima, auch wenn er in eines überseht wird, welches von demselben nicht sehr verschieden ist. So war in Gibraltar, wo das 14. Westindische Regiment zwei Jahre lang Garnisonsdienst that, die Sterblichkeit 62 von 1000, also viermal größer, als die der europäischen Truppen in derselben Stadt. Sie gingen an Lungenentzündungen und Unterleibsleiden der acutesten Form zu Grunde. Fieber scheinen dem Neger weniger verderblich zu sein.

Das westliche Africa. — Die Besitzungen in diesem Welttheile, deren Beibehaltung reiner Wahnsinn ist, bilden eine ununterbrochene Linie an der Meeresküste, welche sich von St. Mary am Gambia bis Accra, beinahe eine Strecke von 1600 Meilen, erstreckt und trotz dem wechselnden Anblicke durchgängig von tödtlichem Einflusse auf den weißen Menschen ist.

Sierra Leone, welches zwischen Gambia und Accra liegt, ist eine 18 Meilen lange und 12 breite Halbinsel, und besteht aus einer Reihe konischer Berge von 2—3000 Fuß Höhe, die von Ebenen umgeben sind. Von Nord gegen Südost ist das ganze benachbarte Gebiet von zahlreichen Buchten und Flüssen durchschnitten, welche in der Regenzeit aus ihren Ufern treten und große Moräste bilden. Für eine Länge von 700 Meilen zeigt sich die Küste als eine schlammige Ebene, welche sich nur wenige Fuß über die Meeresfläche erhebt. An diese reihen sich unendliche Wildnisse und Wälder, in denen die untergegangene Vegetation von Jahrhunderten modert. Es heißt zwar, daß die Halbinsel auf der einen Seite von der Bergkette, auf der anderen vom Ocean gegen diese schädlichen Einflüsse geschützt werde; allein gegenüber liegt das flache, schlammige Ufer von Busam. Die Inseln von Loos, fünf an der Zahl, liegen 60 Meilen nördlich von Sierra Leone. Die nächste ist drei, die entfernteste acht Meilen von dem Festlande entlegen. Die Crawford's Insel, das Centrum dieser Gruppe, ist ein Granitblock von 250 Fuß Höhe, 300 Breite und der Länge von $1\frac{1}{2}$ Meile. Sie hat weder Morast noch Sumpf, noch die üppige Vegetation des Festlandes. Die Hauptkolonie am Gambia ist die Insel St. Maria, 500 Meilen nördlich von Sierra Leone. Sie hat eine äußerst gedrängte Vegetation, die während der heißen Jahreszeit mephitische Dünste aushaucht. Das Charakteristische des Klima's ist eine außerordentliche Feuchtigkeit; denn es fällt dort in zwei auf einander folgenden Tagen mehr Regen, als in Britannien durch das ganze Jahr. Sierra Leone ausgenommen, ist der Wechsel zwischen Hitze und Kälte sehr plötzlich und dauert durch mehrere Monate. Die Temperatur wird durch keine Passatwinde gemäßigt, obwohl die Halbinsel einen regelmäßigen See- und Landwind hat. Während der Monate December, Jänner und Februar weht der Harmatan, ein

trockner, schneidender Wind, welcher für Lungenkranke sehr gefährlich wird, obwohl er in anderen Krankheiten heilsam sein soll. Nichts gleicht der Dürsttheit der Witterung in den zwei nassen Jahreszeiten; die Hügel sind in undurchdringliche Nebel gehüllt und der Regen fällt in fürchterlichen Strömen, während Krankheiten der verderblichsten Art ihr Haupt erheben. In dieses elende Klima schickte man Soldaten, welche ihre Strafen mit dem Dienste in diesen Gegenden vertauschten, und Laster, Unmäßigkeit und Verzweiflung in dieselben mitbrachten. Die Kasernen, welche man in einem solchen Klima doch besonders berücksichtigen sollte, waren in einem so elenden Zustande, daß sich selbst die Offiziere aus denselben in rohe, kaum ein Obdach gewährende Hütten flüchten mußten. Im Jahre 1821 berichtete der Sanitäts-Offizier, daß, wenn die damals dort cantonirten Truppen nicht Eingeborne gewesen wären, sie alle in diesem Jahre hätten zu Grunde gehen müssen. Im Jahre 1824 und 1825, wo man englische Truppen dahin schickte, ging diese Aussage fürchterlich in Erfüllung. Erst im Jahre 1826 errichtete man Kasernen, die nur einigermaßen gut zu nennen waren.

(Die Fortsetzung folgt)

Die Augen-Operation des Kronprinzen von Hannover *).

Hätten die Bewohner Hannover's, Stadt wie Land, etwas davon gewußt, welch' für sie Alle bedeutungsvolles Geschehen in den Vormittagsstunden des 3. September sich vollbringe, es würde sicherlich eine zahlreiche Schar Mitfühler der Halle des Fürstenhauses, welches dem Thronerben unsers Landes zum Wohnsitz dient, umdrängt haben.

Es war in der Stunde von 10 bis 11¼ Uhr, wo der Arzt Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich, Herr kais. Rath und Prof. Dr. Jäger aus Wien, nach des Medicinalraths Gräfe aus Berlin Tode, durch das Vertrauen der königlichen Eltern hierher berufen, die so lange schon verhoffte Augen-Operation mit Sr. königlichen Hoheit unserm Kronprinzen vornahm. Die unzweifelhafte Voraussetzung, daß, wäre der Tag der Operation vorgängig in der Residenz bekannt geworden, sicherlich eine große Menge Theilnehmer in besorgter Unruhe unabweisbar die Räume und Zugänge des Georgengartens erfüllt haben würde, und andererseits die Nothwendigkeit, welche um der Ruhe des Prinzen und des Gelingen der Operation selbst willen, jedes wedes besorgende Geräusch und jede mögliche Störung dadurch, fern zu halten gebot, waren Ursache, daß keine ausdrückliche Anzeige davon vorher im Publico geschah. Dennoch zeigte sich auch hier, was überall fast und jederzeit sich zu äußern pflegt, wenn ein Ereigniß nahe bevorsteht oder sich vollendet, welches in seinem Werden und seinen Folgen die Gesamtheit eines Volkes nach seinen tiefsten Interessen theilhaftig. Und hier war das Interesse, für welches dieser Tag seine Bedeutung aufzeigen sollte, ein doppeltes gar, einmal, ein mehr äußerliches, welches den Staat und seine Verheißungen betraf, daneben aber sodann ein innerliches, rein menschliches, das, lauter und ungezröbt, ohne weltliche und zeitliche Zusätze, wie es dem Boden des Gemüths

* Aus dem Hannover'schen Volksblatt.

entstapfen, so auch nur in der Tiefe der Seelen sein Verständnis findet und in den Pulschlägen empfindender Herzen seine Heiligung hat. Tag und Stunde, wo die Kunst eines hochberühmten Meisters das für unser Land folgenreichste und von unsern Herzen ersehteste Werk der Heilung an dem allgeliebten Königssohne vollführen sollte, waren nicht bekannt, allein die Sorge und die Liebe, diese beiden Gewalten der Menschenbrust, welche nie ruhen, wo es gilt, ihr Dasein zu bethätigen, hatten dennoch in den Gemüthern Aller eine fast allgemeine Ahnung dessen, was bevorstehe, zuwege gebracht. Eine fast feierliche Stimmung, wie sie in des Volkes Sinne meist allen großen, es betreffenden, bedeutungsschweren Tagen voranzugehen pflegt, erfüllte die Bewohnererschaft Hannover's, sie prägte sich aus auf dem sorgenvollen Antlize der Bevölkerung, sie bekundete sich in einzelnen lautwerdenden Fragen, »ob denn Dem wohl wirklich so sei, wie man sage,« und sie offenbarte ihren Gehalt in dem, wie einstimmig stets der Frage folgenden Seufzer: »Möge Gott Ihm beistehen!«

Die Operation fand Statt; es ist das linke Auge des Kronprinzen, durch einen zufälligen Schlag desselben von eigener Hand mit der Geldbörse in seinen Knabenjahren am grauen Staar und Pupillen-Sperre erblindet (das rechte Auge ist bekanntlich unheilbar in Folge früherer körperlicher Leiden blind), woran der kais. Rath und Herr Dr. Säger in Beisein der dortigen Aerzte, Dr. v. Stieglitz und Dr. v. Spangenberg, seine ärztliche Geschicklichkeit zu bewähren Anlaß fand.

Was, der Lage der Sache nach, in bester Weise von der Operation zu hoffen war, hat sich, dem Himmel sei Dank, der öffentlich ausgesprochenen Ueberzeugung der drei genannten Aerzte gemäß, erfüllt. Es ist dem Operateur gelungen, den Staar im Auge des Kronprinzen zu zerbröckeln, eine neue Pupille zu bilden, und Alles berechtigt zu der Erwartung, daß, wenn der Sehnerv, dessen noch dazu vorhandene Fähigkeit sich unzweifelhaft dargethan, sich allmählig so weit gestärkt und in der neu zu beginnenden Thätigkeit entwickelt hat, unser Kronprinz dann jedenfalls im Stande sein werde, seine Umgebung erkennen, was ihm zur Kundnahme vorgelegt wird, wahrnehmen und seinen Weg ungeführt finden zu können. Eine so vollkommene Scharf- und Fernsichtigkeit, wie bei einem vom Anfang an gesunden, unverletzten Auge Statt findet, zu verhoffen, wäre mehr, als die Natur der Sache zuzulassen scheint und die wissenschaftliche Ueberzeugung der fraglichen Aerzte hat in Aussicht stellen können.

Bei der guten, kräftigen Leibesbeschaffenheit unsers jungen Fürsten läßt sich jedoch mit Zuversicht erwarten, daß die Heilung in dem oben angegebenen Maße von Statten gehen werde.

Dies ist der genaue Thatbestand der Operation, wie ihn, auf authentische Weise, seinen Lesern zu veröffentlichen, das Volksblatt befähigt worden ist.

Kaum als die Kunde erschollen, daß die Operation vollzogen, strömte es auch schon von Personen aller Stände, welche sich selbst Gewißheit über die Erfüllung ihrer Hoffnungen und Wünsche verschaffen wollten, zum Steinhore hinaus, dem Georgengarten zu. Bald nahm der Zudrang von Theilnehmenden aller Klassen so sehr überhand, daß man, um der für den hohen Patienten nöthigen Ruhe willen, sich genöthigt sah, die Anmeldebogen, auf denen die nach dem Befinden des Prinzen sich Erkundigenden ihre Namen eingeschrieben, in das königliche Palais in der Stadt niederzulegen, wo es an Fragern nie leer wurde,

Soll nun den Lesern des Volksblattes noch erzählt werden, wie große Schmerzen ihr junger Fürst während jener schweren Stunde gelitten und überstanden, wie Ihm dreimal zur Ader gelassen werden mußte, um der Möglichkeit einer Entzündung vorzubeugen, und wie der Leidende mit wahrhaft christlichem Muthe und seltener Fassung die heftigsten Schmerzen dieser schwierigsten und peinvollsten Operation zu überstehen gewußt? Schweigen wir lieber von dem Wehe, das uns Alle nur mit erneuertem Weh erfüllen würde, und danken wir dem Vater über den Sternen vielmehr einmüthig, daß er dem Erben einer Krone in so bangen Augenblicken in reicher Fülle gewährte, was er ja auch seiner Kinder Geringstem nie verweigert, wenn es darum steht — seinen gnadenvollen Beistand.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Dr. Sigmund bemerkt in seinem neuesten Werke: „on the use of Mercury“: Es ist allgemein bekannt, daß feuchtes und trübes Wetter Verdrossenheit und körperliche Schwäche erzeugt, während trockenes Wetter, so kalt es übrigens auch sein mag, den ganzen Menschen mit Heiterkeit und froher Laune erfüllt. Im ersteren Falle entzieht uns die Atmosphäre nach und nach unseren Vorrath an Electricität, während dem uns im zweiten Falle die Trockenheit der Luft im Besitze der Electricität läßt, welche zu unserem Wohlbehagen nöthig zu sein scheint. Daher die Munterkeit in den kalten, frostigen Tagen des Decembers und Jänners, und die selbstmörderische Resignation im November; daher die Elasticität, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Franzosen, das schwerfällige Wesen des Holländers und die wandelbare Laune des Engländer, der heute voll Hoffnung und Munterkeit, und morgen mit sich und der ganzen Welt im Kriege begriffen ist. Flannell ist für Jedermann in feuchter, kühler Atmosphäre ein vortreffliches Mittel, aber Seide ist die nützlichste Bedeckung des Körpers. Wir wissen nämlich, daß, wenn ein seidenes Tuch vollkommen trocken ist, nicht einmal der stärkste Blitzstrahl es durchdringen kann, weil Seide ein so entschiedener Nichtleiter der Electricität ist; trägt man daher daraus verfertigte Stoffe unmittelbar auf der Haut, so kann auch die Atmosphäre nicht dem Körper seine Electricität entziehen. Seidene Westen, Beinkleider und Strümpfe sind für die feuchten Wintermonate England's unschätzbare Kleidungsstücke, und Hypochondristen so wie andere Nervenranke werden sich dabei viel besser befinden, als bei den stärksten Mitteln oder den geistigsten Getränken; denn die Wirkung dieser Kleidung ist andauernd und verbreitet sich gleichmäßig über den ganzen Körper. Kranke, welche Quecksilber gebrauchen, befinden sich in seidener Kleidung noch besser, als wenn sie selbst das Bett hüten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenkraße Nr. 851, im Hause der Nigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 82.

Montag, den 12. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Der Spätherbst des Lebens. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Literatur. — Miscellen.

Der Spätherbst des Lebens.

(Ein Beitrag zur Diätetik für Greise.)

Von Dr. Weiglein in Grätz.

In den ersten Lebensperioden hat die Diätetik keine andere Aufgabe, als die natürliche Entwicklung zu befördern; sie geht mit der Natur Hand in Hand; im höheren Alter dagegen soll sie ihren Lauf verzögern, und die Parze bewegen, den Lebensfaden etwas langsamer zu spinnen. Ihr Werk bleibt immer nur Stümperei. Die Natur geht unerbittlich ihren Gang fort; die Haare werden grau, der Gang wird schwankend und unsicher, die stolze Haltung des Mannes niedergebeugt. Allein eine zweckmäßige Diätetik mildert wenigstens das Nothwendige, das Unvermeidliche, und schiebt das Lebensende um einige Jahre hinaus.

Das Maß der physischen Kräfte ist im Greise gesunken, eine Thatfache, die vor Allem in's Auge fällt. Sein ganzes Thun und Lassen, sein Beruf, so wie die hintere Seite des Lebens soll nach diesem Maßstabe geordnet sein, und der Greis ist am besten geborgen, der das sichere Gefühl in sich trägt, *quid valeant humeri, quid ferre recusent*. Der Dienst im Felde, der Stand des Jägers, des Bergmannes u. s. w. im vollen Umfang ihrer Beschwerden, so poetisch sie sein mögen, taugen nicht für den Greis. Das Klügste ist, wenigstens die schweren Obliegenheiten auf jüngere Schultern zu wälzen. Wenn ein Blüher als siebenzigjähriger Greis noch den heißen Kampf der letzten Kriege durchfocht, so ist dies eben nur eine Ausnahme, die man bewundert.

Das Greisenalter bedarf der Ruhe, und was der Sonntag für die Woche, das sei das Alter im Vergleich zu den verlebten Jahren; nur

soll die Erinnerung an frühere Thätigkeit sie zieren. Nicht immer folgt der Greis dem unerträglichem Gefühle, das ihn zur Ruhe drängt; er müht und härt sich lieber ab bis an den Rand des Grabes, als daß er selbst Ketten abwürfe, über die er Jahre lang seufzte. Die Ursache steckt in der Gewohnheit, denn sie gilt ihm noch mehr als Instinkt — sie gilt ihm Alles. Wer an ihrer Despotie zweifeln wollte, der beobachte sie am Greise. Darum ist der plötzliche Uebergang zur Ruhe, das plötzliche Aufgeben eines mühevollen Standes eine so gefährliche Sache. Nicht Wenige reibt die völlige Ruhe auf, die ihre Manneskraft im Drange der Thätigkeit bewahrten. Die guten oder schlechten Gewohnheiten, die sich der Greis angeeignet, entscheiden überhaupt über die Frist seines Lebens.

Ist es endlich wahr, daß sich das Greisenalter wieder der Kindheit nähert, so muß auch die Diätetik beider viele Aehnlichkeit haben. Sie stimmen überein in der Schwäche ihres Organismus, in ihrer Hilflosigkeit, und daher in dem Bedürfnis fremder Unterstützung. Nur trete sie beim Kinde mehr negativ auf, und beseitige nur die Hindernisse, die einer normalen Entwicklung im Wege stehen; die diätetische Behandlung der Alten sieht beinahe der einer Krankheit ähnlich. In der That! *senectus ipsa est morbus*. Die Erregbarkeit des Kindes verträgt keine stärkeren Eingriffe, während sich das Alter bei kräftigeren Stützen gewöhnlich wohl befindet. Die Kindheit ist ein noch unberührtes, weißes Blatt, auf das Eltern und Erzieher ihre diätetischen Regeln schreiben; in so fern kann noch von Aenderung und Tilgung der Krankheitsanlagen oder von Abhärtung die Rede sein; bei Greisen ist sie eine Chimäre.

Wenden wir uns zu den einzelnen somatischen Verrichtungen der Alten, so finden wir durchaus jene Abnahme der Lebenskraft und das Bedürfnis einer verständigen Nachhilfe von Nutzen. Die Ernährung des Alters geht träger und mangelhafter vor sich, als in den jüngeren Tagen; sie erfordert eine mehr nahrhafte und zugleich leicht verdauliche Kost, weil auch die Verdauungskraft sichtbar in Abnahme ist. Fleischnahrung eignet sich somit besser als Pflanzkost; alle fetten, gegohrenen, sauern Speisen, kohlarartige Blättergemüse u. dgl. sind dem Greise minder zuträglich, da er ohnehin zu schwerer Verdauung, Blähungen, Säure der ersten Wege geneigt ist. Ein Zusatz von Gewürzen zu den Gerichten ist nicht unpassend, denn die Geschmacksnerven des Greises sind mehr abgestumpft, und bedürfen einer größeren Anregung. Weil der Act des Kauens wegen Mangel an Zähnen unvollkommener vor sich geht, so nehme der Greis nur kleine, wohl zerschnittene Bissen zu sich, und esse langsam; er halte öftere Mahlzeiten, aber frugale. Ein Gläschen guten Weines, eine Stunde

vor der Mahlzeit und ein Wischen Bewegung im Freien befördert seine Verdauung. In Bezug auf Quantität der Nahrung, die der Alte zu sich nehmen darf, traue man seiner Eflust nicht unbedingt. Mit dem Zurücktreten der geistigen Bedürfnisse werden die sinnlichen Triebe oft lebhafter, und besonders bei gemeinen Leuten artet die Eflust nicht selten in wahre Gefräßigkeit aus, während die Verdauung nicht die frühere Energie besitzt.

Schon deshalb, weil die Organisation des Greises mehr zum Fest- und Starrwerden hinneigt, genieße er mehr flüssige und weiche, als feste Nahrung, abgesehen davon, daß jene auch verdaulicher ist. Aus demselben Grunde soll er auch mehr Getränk zu sich nehmen, als der jüngere Mensch. Auf dies Bedürfnis deutet auch der Instinkt durch den bei Greisen gesteigerten Durst, der oft in keinem Verhältniß zu der geringen Eflust steht. Schon darum sind alte Trunkenbolde unverbesserlich; wäre es auch nicht die Gewohnheit, die sie an das Weinglas fesselt.

Zimmerhin bleibt das reine Quellwasser das einfachste, naturgemäße und erfrischendste Getränk, und das „ἀπὸν μὲν τὸ ὕδωρ“*) des Pindar ist nach Jahrtausenden eben so wahr, als damals. Um es jedoch als einzig giltiges Getränk zu empfehlen, müßte man zur Einfachheit des goldenen Zeitalters zurückkehren, und vor Allem eine Reform unserer Speiseordnung einführen. Das wissen unsere Hydropathen recht gut. Da, wo das Wasser herrscht, muß man den Tafelfreuden, den ausgesuchten Leckerbissen der Küche Gebwohl sagen. An eine Proskription der übrigen Getränke ist somit vor der Hand nicht zu denken; bei Greisen aber den Anfang zu machen, wäre eine Barbarei. Und endlich — ist denn das Wasser überall so wie es sein soll, kann aber ein zu weiches, zu hartes, an Kohlensäure zu armes, oder mit fremdartigen Bestandtheilen geschwängertes Wasser das Lebenselixir wohl sein?

Die Zweckmäßigkeit des Weines für das hohe Alter bezeugt eine tausendjährige Erfahrung, und die meisten Greise haben gleichsam durch Instinkt eine Vorliebe für dies Getränk. Das klare Wasser ist ein treffliches Mittel, ein hohes Alter zu erreichen, der Wein aber scheint geeigneter, es zu verlängern. Unter vierzig Greisen, die achtzig bis hundert Jahre zählten, traf ich dreißig, die früher fast ausschließlich Wasser tranken, in ihren alten Tagen liebten sie durchaus den Wein. Alle, bis auf sieben, waren verheirathet gewesen und, Wenige ausgenommen, hatten ein thätiges Leben geführt. Wein ist das passendste Belebungsmittel für das Alter, das die schwache Verdauung stärkt, und das gesunkene Gefäß- und Nervensystem neu erfrischt. Wird er mäßig genossen und gehörig mit Wasser

*) »Wasser ist das Beste.«

verdünn't, so ist eine Ueberreizung selten zu beforgen. Je größer übrigens die Menge von Weinen, um so schwieriger ist die Auswahl. Gerbestoffige Weine begünstigen die ohnehin vorherrschende Anlage zum Starrwerden, und saure die zur Säure. Am meisten zu empfehlen sind Mosler, Rhein- und Frankenweine, auch die südlichen, als Malaga, Cypro, Madeira; die einheimischen sind um so zuträglicher, je mehr sie sich den ersteren nähern; unter den österreichischen bekanntlich die in der Nähe von Wien wachsenden Weine; unter den steirischen die leichtern Radkersburger, Windischbüchler und Sausofhter. Im Allgemeinen ist der tägliche Genuß von Wein um so passender, je mehr Schwäche und Kraftlosigkeit vorwaltet, daher im vorgerückteren Alter vollblütige Greise mit schlagflüssigem Habitus, mit Neigung zur Steinbildung, mit Wallungen gegen die Brust, oder das Gehirn, ihn nur sehr vorsichtig genießen, und sich mehr an das Wasser halten sollen.

Der gemeine Mann muß sich natürlich mit den schlechteren und wohlfeileren Weinsorten begnügen, oder fröhnt, was noch übler ist, dem Genuße des Branntweines, der die Entstehung von Desorganisationen bei Alten vorzüglich begünstigt. In so fern sind Mäßigkeitsvereine das für Erwachsene, was die Vaccination für das Kind. Ein anderes Mittel, den schädlichen Gebrauch des Branntweines zu beschränken, liegt in der zunehmenden Consumtion des Bieres. Für reizbare und magere Alte ist es ein weit passenderes Getränk, als der Wein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Während der 18 Jahre von 1819 bis 1836 war auf der Insel St. Maria jeder Mann dreimal des Jahres unter ärztlicher Behandlung, und beinahe die Hälfte der Garnison ging zu Grunde. Die Hauptkrankheit ist das Fieber, welches im Durchschnitte jeden Mann innerhalb 9 Monaten befällt, und jährlich zwei Fünftel der Mannschaft aufreibt. Das Klima begünstigt Lungenkrankheiten, indem diese nur 8 Menschen unter 1000 befallen. Aber dafür sind Leberkrankheiten viermal so häufig und verderblich, als in jeder anderen englischen Kolonie, und Unterleibskrankheiten rafften jährlich 41 von 1000 weg. Ueber diesen Strafdienst in irgend einer ungesunden Kolonie spricht sich Major T u l l o c h folgendermaßen aus:

„Es ist augenfällig, daß wenn ein solches Straf-Corps nach einem gesunden Klima beordert wird, diese Verbannung für dasselbe kaum eine Strafe ist; schickt man es jedoch in ein außerordentlich ungesundes, so werden die natürlichen Uebel des Klima's noch durch Verzweiflung, und die auf diese sich stützende Unmäßigkeit erschwert. Kommt hierzu noch die Furcht vor unabwendbarer Krankheit, welche der Soldat mit sich bringt, so ist es fast bis zur Evidenz erwiesen, daß er seine Heimat nie wieder sehen werde. Daher auch jene Excesse, welche zur Zeit der größten Sterblichkeit in West-Afrika alle Beschreibung übertrafen, und nur

von Menschen begangen werden konnten, denen das Leben eine absolute Last war, oder welche die Verzweiflung dem Wahnsinne preisgegeben hatte. Alle Subordination vergeffend, taub gegen die Warnungen der Aerzte und gleichgiltig gegen das Schicksal ihrer Kameraden, boten sie ihre ganze Energie auf, sich die Mittel zu jener Betäubung zu verschaffen, welche sie für die beste Schutzwehre gegen Kummer hielten, und in deren Auffuchung sie sich furchtlos den brennenden Strahlen des Tages und dem frostigen Thau der Nacht aussetzten. Strafen waren fruchtlos; selbst die Todesstrafe hatte keine Schrecken mehr für Menschen, welche wußten, daß in einem solchen Klima ihre Stunden ohnehin gezählt seien. An körperliche Strafen waren sie so gewohnt, daß diese ihr Abschreckendes verloren hatten, obwohl sie nicht milde gewesen sein müssen, wenn man bedenkt, daß sie 13 Sterbefälle in einem Jahre zur Folge hatten. Wären ihre Verbrechen auch die ärgsten gewesen, über welche je das Gesetz Strafe verhängte, so konnte man doch Verbannung in ein solches Klima keine Milderung des Urtheils nennen. Nicht der zwanzigste Theil von Jenen, die zu dieser Periode in England zum Tode verurtheilt wurden, ist je hingerichtet worden; die Uebrigen schickte man in Gegenden, wo sie die Aussicht hatten, ihr Leben auf die höchste möglich denkbare Länge zu erhalten. Aber aus derselben Anzahl militärischer Sträflinge, welche man nach dieser Küste von Afrika schickte, starb in der Regel schon die Hälfte in den ersten Monaten, und die durchschnittliche Lebensdauer der Uebrigen überstieg nie 15 Monate. Dennoch waren die Verbrechen, für welche sie so fürchterlich büßten, weder in bürgerlicher noch in militärischer Hinsicht von abscheulicher Natur; denn es ereignete sich nur zu oft, daß solche, welche nicht Kraft und Muth genug besaßen, eine augenblickliche, oft im Verhältnisse nur geringfügige Strafe auszuhalten, dieselbe gern mit einer aufgeschobenen vertauschten, deren Entschlichkeit sie leider nicht kannten. Selten, in der That, waren die Beispiele von Sträflingen in West-Afrika, welche sich besserten, während Hunderte durch Gemeinschaft mit den Auswürflingen und durch das Hoffnungslose ihrer Lage, körperlich und moralisch zu Grunde gingen. Uebrigens konnte man keine geeigneten Personen finden, welche als Unteroffiziere zu brauchen gewesen wären, so daß es sich oft ereignete, daß die Offiziere bei den häufigen Meutereien nicht nur nicht auf die Beihilfe ihrer nächsten Untergebenen rechnen durften, sondern diese vielmehr meistens unter der Zahl der Rädelshührer fanden. Das sind also die Erfolge, welche man für die Kolonien erwarten darf, wenn sie unter dem Schutze einer Rotte von bewaffneten Schurken stehen!“ —

(Der Beschluß folgt.)

Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse.

(Fortsetzung.)

Der Winter von Brussa ist ziemlich kalt, zieht sich in die Länge und ist von vielem Regen und Schnee begleitet, während der Sommer sehr heiß ist. Brussa's Klima zeichnet sich durch rasche Temperatur-Sprünge und häufige Nebelbildung aus. Die Stadt wird nicht selten von Erdbeben heimgesucht. Im Monate Mai vernahmen wir eine beträchtliche Erderschütterung. Sie und ihre Häuser sind sehr feucht, wegen der vielen Bäche, die sie und die Umgegend durchströmen.

Nie sah ich eine wasserreichere Stadt, jedes Haus hat seinen Brunnen und sein fließendes Wasser. $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt in der Ebene befindet sich der früher schon erwähnte See, der im Hochsommer Sümpfe bildet. Die früher in der Nähe der Stadt sich befindlichen Reisfelder wurden dieses Jahr auf Isme't-Pascha's Befehl eine Stunde vorwärts geschoben. Im Winter sind die herrschenden Krankheiten Katarthe und Rheumatismen, seltener reine Pneumonien; im Sommer Pest, Wechselfieber; galligte und typhöse Fieber. Auch herrschen hier Scropheln und tuberculöse Phthyen, und unter dem niedrigen Volke ein bössartiger Anthrax. Ich sah zwei Exemplare bei zwei Kindern, wo er sich auf der Wange ausgebildet, in Gangrän übergegangen, die das ganze Gesicht zerstörte und den Tod zur Folge hatte. Nun ein Wort über unsere zwei Hauptkrankheiten, Pest und Wechselfieber. Jene beginnt gegen Mitte Juli und zieht sich bis Anfang November hinaus, und wird durch die Sumpfmiasmen bewirkt. Diese zeigen sich fast jedes Jahr gegen Ende Juni oder Mitte Juli. Vergangenes Jahr waren über 100 Fälle. Sie begann in einem nahen Dorfe, machte einen mehr langsamen Verlauf, tödtete erst spät ohne Bubonen-Bildung. Man hielt sie für Typhus. Später aber überzeugte man sich von dem Irrthume. Gegen Ende August zeigten sich die Wechselfieber in großer Menge, wo sie verschwand. Auch hier bildet sich die Pest anfänglich meist aus ihren ursprünglichen Momenten, bewirkt durch die animalischen Miasmen; denn gegen Mitte Juni beginnt die Seidenernte, die Reste von Millionen von Seidenwürmern werden aus allen Häusern auf die Straßen geworfen. Gegen Mitte August vertrocknen bei der größten Hitze diese thierischen Stoffe und entwickeln keine Miasmen mehr. Der durch sie erzeugten Pest, die später auch contagiös geworden, kann nur durch Abschließen der Häuser leicht Einhalt gethan werden; während sie sich, wenn man sie durch diese Sanitätsregeln nicht bekämpfen würde, trotz dem, daß die sie ursprünglich erzeugt habenden Ursachen nicht mehr vorhanden sind, durch die Ansteckung weiter verbreiten und große Verwüstungen anrichten würde. Im Winter herrschen die Variolen hier und tödten eine Menge Kinder und auch Erwachsene.

In der großen Stadt Brussa ist, einen 22jährigen Engländer ausgenommen, der aber privatistirt und keine Praxis hat, kein einziger Arzt mit Diplom. Alle übrigen Heilkünstler sind empirische Aerzte, die die Medicin im Orient erlernt haben. Herr Rabotti, Arzt des Pascha, ist Doctor der Chirurgie und ein guter Operateur. Drei Apotheken sind hier, die aber bloß die allernothwendigsten Arzneien enthalten; ihre Besitzer haben keine genauen Kenntnisse von Chemie und ihr Gewerbe mehr praktisch erlernt.

Im Sanitäts-Dienste wurden folgende Verbesserungen eingeführt: 1) das Lazareth im Dorfe Tzekirjek, welches ich zu diesem Gebrauche untauglich fand, wurde in ein anderes, in demselben Dorfe befindliches großes Gebäude verlegt. 2) Auf die vier in die Stadt führenden Wege wurden Quardianos ausgestellt, um die Pässe der Reisenden zu lesen, und die von compromittirten Provinzen Kommenden auf einem Wege außerhalb der Stadt in's Lazareth zu bringen.

3) In Mudania und Gömlek, die zwei Hafen von Brussa, beide 6 Stunden von ihm entfernt, wurden, von der Intendanz in Brussa abhän-

gende Sanitäts-Beamte, jeder mit einem Quardian, placirt. 4) Es wurde auf die noch weitere Entfernung der Reisfelder und die Keintlichkeit der Stadt gedrungen. Ich schlug dem Pascha vor, jene Seidenwürmer nicht auf die Straße zu werfen, sondern an einen von der Stadt entfernten Ort bringen und dort verbrennen zu lassen, was er auch ausführte. 5) Der Pascha führte die Vaccination im ganzen Paschalik ein. Vier empirische Aerzte sind beauftragt, alle Kinder zu impfen, für 10 Piaster per Kopf, die Armen unentgeltlich. Einer derselben fand die wahre Kuhpocke und bediente sich ihrer mit Erfolg. Nun zu den Thermen.

Sie beginnen im Westen der Stadt, eine Viertelstunde vor ihr, und ziehen sich bis zu dem eine Stunde entfernten Dorfe Tzekirjeh hin. Dieses Dorf liegt auf einem mit Gärten umgebenen Hügel, und hat 150 Häuser. In ihm ist die Moschee und das Imaret des Sultans Hüdawendiar. Jedes Haus hat sein Bad und seinen Garten. Alle diese Bäder bestehen aus einer wärmern Vorhalle, der Badhalle mit einem steinernen Basin, in welches das natürlich warme und kalte Wasser beständig ab- und zufließt, und einem An- und Auskleidezimmer.

Die Fremden mietten gewöhnlich ein Haus, in welchem sie die Badezeit über wohnen. Aus den Gärten derselben hat man eine herrliche Aussicht auf die weite, mit Bäumen bewachsene, mit vielen Dörfern und Meierhöfen besetzte und von mehreren Flüssen durchströmte Ebene. Die Luft ist rein und frisch, und wegen der hohen Lage des Dorfes, und seiner weitem Entfernung von dem See, hier Wechselfieber seltener.

(Der Beschluß folgt.)

L i t e r a t u r .

»Ueber das Lebensglück.« Von Dr. Vincenz Alexovits, Mitglied der medizinischen Fakultät in Wien, Armenarzt der Vorstadt Wieden. Zum Besten der franken, armen Kinder der Vorstadt Wieden. Wien, auf Kosten des Verfassers. 1840. 8. 135 S.

Des unsterblichen R. Ph. Hartmann's geniale Schrift unter dem Titel: »Glückseligkeitslehre« dürfte leicht Veranlassung geben, dem Verfasser das Niada post Homerum zuzurufen; aber mit größtem Unrecht könnte das nur geschehen. Wohl haben Beide einen und denselben Gegenstand, oder vielmehr Zweck zum Vorwurfe sich gemacht, nämlich den Menschen gesund zu erhalten, ohne sich auf ärztliche Behandlung und Formale einzulassen; jedoch jeder gelangt auf seinem eigenen Wege zum Ziele. Der Verfasser der »Glückseligkeitslehre« tritt gegen die verfeinerte, überbildete Welt in die Schranken, indem er ihr die Scheinfreunden der civilisirten Völker von ihrer Kehrseite vorführt und zeigt, wie die Glückseligkeit ganz auf eine andere Weise körperlich und geistig zu erlangen sei. Der Verfasser des »Lebensglückes« hat es noch mit einer ganz unverdorbenen Welt zu thun, er steht um mehrere Stufen der Wiege des Menschen näher, und zeigt ihm, wie mit der Erziehung der Keim des künftigen Lebensglückes zur Reife gebracht werden könne. Dies zur Beschönigung, daß der Verfasser weder ein Nachbeter seines großen Vorgängers, noch ein

Rival desselben sein wollte. Nun zur eigentlichen Schrift! Der Verfasser zeigt in der Einleitung, welchen Einfluß die Gesundheit auf unser Lebensglück übe. Er beweist, daß in der vollkommenen Harmonie der Geistes- und Körperthätigkeit jeder nach seiner Art jenes Glückseligkeitsgefühl erlangen könne, welches das Leben zum wahren Glücke macht. Er geht dann zur Kunst gesund zu bleiben über, indem er stufenweise unterhaltend seinen Leser durch alle Stadien des Lebens führt, bis er endlich jenen Culminationspunkt erlangt hat, wo die Frucht des Lebens von sich selbst ihre erwünschte Reife erlangt und mit den ersehnten Früchten lebt. Nun zeigt er aber auf das Heer von schädlichen Einflüssen, welche uns den Genuß derselben zu verleiden drohet, und wie sie abgewendet, ja in freundliche Potenzen für uns umgeschaffen werden können, wenn wir ihnen mäßig zu nahen, oder gar vernünftig auszuweichen wissen. Wir können daher diese Schrift Eltern und Erziehern jeden Standes und selbst der minderjährigen Jugend auf's Gewissenhafteste empfehlen; um so mehr, da ihrem Absatze ein wohlthätiges Ziel als Befolge dient. Die äußere Ausstattung ist gefällig und einladend. Die Exemplare sind in der Wohnung des Verfassers, Wieden, kleines Neumann'sches Haus, im 1. Stock, nächst der Paulanerkirche, zu haben. Dr. n—g.

Miscellen.

— Die Revaccination in Rußland von Lichtenstädt. Mit Uebergang der einzeln angeführten Mittheilungen, ergibt sich aus einer Abhandlung über diesen Gegenstand folgendes Resultat. 1) Die Revaccination habe größtentheils die falschen Kuhpocken zur Folge gehabt. Die falsche oder richtiger modificirte Kuhpocke zeigt sich da, wo die Empfänglichkeit für die echte Kuhpocke nur unvollkommen Statt findet. Die modificirte Kuhpocke ist eine unvollkommene Form im Gegensatz der echten Kuhpocke, und ist keineswegs als ein Nichts anzusehen, sondern steht vielmehr zur Menschenpocke in einem bestimmten Verhältnisse des Gegensatzes. 2) Die Revaccination, sowohl wenn sie vollkommene, als wenn sie modificirte Kuhpocken erzeugte, hat an allen Orten, wo sie bei herrschenden Epidemien der Menschenpocken in Anwendung gebracht wurde, bedeutenden, wenn auch keineswegs unbedingten Schutz gewährt. 3) Wenn bei den in St. Petersburg gemachten Revaccinationen weniger echte Kuhpocken erschienen sind, als in Deutschland, so liegt dies vielleicht daran, daß dort meistens in einem der Kindheit nahe stehenden Alter geimpft worden, während man in Deutschland viele erwachsene Personen geimpft hat. Bei einer anfangenden Pockenepidemie ist eine allgemein vorgenommene Revaccination gewiß sehr rathsam.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 83. Donnerstag, den 15. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Der Spätherbst des Lebens. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse. — Miscellen.

Der Spätherbst des Lebens.

(Fortsetzung.)

Der Kaffee findet unter den Alten seine wärmsten Vertheidiger; er ist ihnen durch Gewohnheit unentbehrlich. Wir eifern daher nur gegen seinen übermäßigen Genuß, besonders Abends, da er die gewöhnliche Schlaflosigkeit der Greise vermehrt und zum Schlagfluß, zu Hämorrhoiden, zur Stuhlverhaltung u. s. w. disponirt. Der moderne Gebrauch des Thees verdient in diätetischer Rücksicht noch mehr Beschränkung.

Beim Genuße der Milch erreichen die Gebirgsbewohner ein hohes Alter; sie ist bei ihnen die Hauptnahrung sowohl der Greise, als der Kinder. Im Allgemeinen ist sie jedoch Greisen nicht so unbedingt anzurathen, als Kindern; auch paßt sie mehr für Landleute, deren übrige Lebensweise besser damit harmonirt. Ueberdies kommt unsere gewöhnliche Milch in Städten dem Ideale nicht nach.

Außer einer zweckmäßigen Ernährung hat der Greis durchaus nöthig, jede übermäßige Consumtion seiner Kräfte zu verhüten.

Mit der Abnahme der Ernährung, mit dem Sinken der Nerven- und Gefäßthätigkeit hängt auch die Verminderung der thierischen Wärme bei Alten zusammen. Sie bedürfen daher eines höheren Grades äußerer Temperatur, eine wärmere Bekleidung, Bettbedeckung, eine wärmere Stube im Winter u. s. w. Weil die thierische Wärme zuerst an den Grenzen des Organismus, d. i. an den Händen und Füßen abnimmt, so ist das Tragen von Handschuhen, von wollenen Strümpfen, bei nasser Witterung von Ueberschuh, für den Greis eine Wichtigkeit.

Gehörige Erwärmung ist für ihn das halbe Leben. Die alten Römer zogen nach Neapel, die Portugiesen wanderten sogar nach Brasilien aus, um ihr Leben zu verlängern. Ob eine wärmere Sonne einen Ersatz biete für die plötzliche Aenderung der Lebensweise, möchte ich gerade nicht verbürgen; nur so viel ist gewiß, Greise sollen nie ohne Noth in ein unfreundliches und kälteres Klima übersiedeln. Im Winter erfolgen mehr Todesfälle von Alten als im Sommer; nach meinen Beobachtungen jedoch die meisten im Frühjahr und Spätherbst.

Alte Leute bedürfen weniger Schlaf; während das Kind, mit dem man sie vergleicht, beinahe die Hälfte des Tages verschläft, genügen ihnen 4 bis 6 Stunden, gleich als wollte ihr Körper mit der geringen Lebenszeit geizen. Damit nicht völlige Schlaflosigkeit eintrete, schlafe der Greis vorzüglich dann, wenn ihn die Natur dazu einladet, die Stunden vor Mitternacht und nach dem Mittagmahl. Nichts ist ihm nachtheiliger, als Coirées und schwelgerische Soupées, die sich bis Mitternacht verlängern. Er ist sehr disponirt zu Congestionen gegen das Gehirn, und daher auch zu Schlagfluß; die meisten Fälle dieser Krankheitsform treten aber zur Nachtzeit ein. Er liege daher mit erhöhtem Oberleibe in einem kühlen und luftigen Schlafzimmer; auch ist es nicht rathsam, daß alte Leute in einem Zimmer allein schlafen.

Ganz eigenthümlich ist der besondere Drang mancher Greise nach reiner Luft, und sie wird um so unentbehrlicher für sie, da ihre Ausdünstung sie schneller verunreinigt. Schon deshalb ist eine mäßige Bewegung besonders vor dem Speisen und Abends unerlässlich; die Circulation, die Verdauung, die Sinnesthätigkeiten und der Schlaf werden dadurch befördert; sie gibt dem ruhigen, zurückgezogenen Greise sogar eine Illusion von Thätigkeit. Wenn die Kräfte nicht ausreichen, soll passive Bewegung den Mangel der activen ersetzen. Fallen ist dem Greise gefährlicher, weil die Gebrechlichkeit seiner Knochen zu Brüchen derselben sehr disponirt, und eine tödliche Gehirnerschütterung oft tödliche Folgen nach sich zieht. Jede mögliche Vorsicht, besonders zur Winterszeit, vor Allem der Stock, soll ihm nie fehlen, jenes Attribut, welches schon die alten Maler dem Bilde des Alters für unentbehrlich hielten. Bewegungen, die an sich den Athem beengen, Stellungen, bei denen der Kopf eine niedrige Stelle einnimmt, sind für ihn sehr nachtheilig, daher nicht vieles Treppensteigen, nicht Wohnen in den obersten Stockwerken, nicht tiefes Bücken, um Dinge aufzuheben, oder Sehen von schwindelerregenden Höhen.

Was endlich ist dem Greise mehr zu empfehlen, das Leben in der Stadt, oder auf dem Lande? Das Meiste entscheidet hier die Gewohnheit. Der Landmann bleibe in seiner Hütte, der Städter innerhalb seiner

Mauern. Zur Makrobiotik des Gebildeten zähle ich den Aufenthalt in einer kleinen Hauptstadt mit einer schönen Umgebung, dieses Amphibienleben, das zwei Elemente vereint, den Menschen und eine schöne Natur. Bei gefährlichen Epidemien gehört unbedingt den Städten der Vorzug. Eine kleine Hausapotheke für dringende Fälle, ein bewährter Hausarzt, der alle Eigenthümlichkeiten des Alten kennt, und seine Gewohnheiten schonend behandelt, sind für ihn unschätzbar. Der mit ihm vertraute Arzt wird z. B. einen habituell aussetzenden Puls oder andere scheinbare Anomalien als unbedeutend ansehen; der ihn aber früher nicht beobachtet, vielleicht daraus Gefahren prophetisieren.

Durch die Abnahme des Gesichtsinnes wird dem Greise mancher Genuß entzogen. Bekanntlich wird er fernsüchtig, kann kleine und nahe Gegenstände nur mit Mühe unterscheiden, und bedarf daher Brillen mit convexer Oberfläche. Da die Flüssigkeiten seines Auges sich verdichten und trüben, und die Kristalllinse sich dem grauen Staare nähert, so ist ihm eine grelle Beleuchtung, durch die sich die Pupille noch mehr verengt, nicht günstig. Der Vorschlag ist daher nicht übel, daß er Hüte mit breiter Krempe trage, die sein Auge gehörig beschatten.

Eine aufmerksame Pflege erfordert die spröde und trockene Haut des Alten. Die Reinigung durch Waschungen, durch laue Bäder, trägt wesentlich dazu bei, das Vertrocknen und Schwinden der Oberhaut zu verzögern, und die Circulation an der Peripherie zu befördern. Die Vernachlässigung der Hautkultur hat dagegen zur Folge, daß unbrauchbare thierische Stoffe im Organismus zurückbleiben, und öfters lästiges Hautjucken, Rothlauf, langwierige Ausschläge, Geschwüre oder sogar innere Leiden veranlassen. Diese eigene Beschaffenheit des Hautorgans schützt jedoch Greise gegen Ansteckungsstoffe hitziger Ausschläge. Greise von derlei Kranken zu trennen, ist in der Regel unnöthig, und zärtliche Großeltern können ohne Sorge ihre kranken Enkel pflegen. Eine seltene Ausnahme machte der berühmte französische Naturforscher Graf Lapeyroue. Er war ein erklärter Feind der Kuhpocken-Impfung, und starb im neun und sechzigsten Jahre seines Alters an den Blattern. Bei gewissen Epidemien, wie bei jener der Cholera, Ruhr, Influenz und anderen, sind aber Greise vorzugsweise gefährdet. Zum Glück kommt ihnen jene systematische Ordnung der Lebensweise, die sie so gerne annehmen, und ihre größere Ruhe hier zu Statten; sie können die Regeln der Diätetik besser und genauer beobachten, als jüngere Leute.

(Der Beschluß folgt.)

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Beschluß.)

Cap Healty. — Um für den vorerwähnten bedrohlichen Verlust an Menschenleben einigermaßen Ersatz zu leisten, zeigen die englischen Befragungen am Kap und besonders an dessen östlicher Grenze ein Mortalitätsverhältniß, das auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat. In der Kapstadt selbst ist die Sterblichkeit geringer als in England, was um so günstiger ist, da man Kranke in den letzten Stadien ihrer Uebel aus Orien hieher transportirt. In gewissen Distrikten, von denen man solche Fälle ausschließt, ist die Sterblichkeit 1:67, also gleich jener in den gesündesten Grafschaften Englands. Trotz der höchst mittelmäßigen Einrichtung der Kasernen herrschen dennoch nur wenige Fieber. Schwindsuchten sind seltener, als auf den Ionischen Inseln, jedoch herrschen hier Rheumatismen häufiger als irgendwo. An der östlichen Grenze ist die Sterblichkeit geringer als in irgend einer Kolonie und in England; der Grund davon liegt in der außerordentlichen Seltenheit von Lungenkrankheiten. Dasselbe gilt von Fiebern.

Wir wollen uns hier nicht in Untersuchungen über die Ursachen der Fieber einlassen, da dieser Gegenstand eine genauere Prüfung verlangt, als uns möglich ist. Wir glauben jedoch, daß die Berichterstatter zu viel Werth auf Thatsachen legten, welche, wenn sie mehr isolirt betrachtet werden, große Zweifel über die Lehre von Miasmen (malaria) rege machen würden. Es ist wahr, daß die Hitze, die Feuchtigkeit, die Natur des Bodens, sowohl jedes einzeln genommen, als auch im Vereine mit den übrigen betrachtet, nicht unwandelbar jährlich Fieber erzeugen. Eben so wahr ist es, daß es Sümpfe gibt, in deren Nachbarschaft wir keine von jenen Wirkungen, die an anderen ähnlichen Plätzen bemerkt werden, finden. Außer allem Zweifel aber ist es, daß faulende Thier- und Pflanzen-Üeberreste unter dem Einfluß von Wärme und Feuchtigkeit dem menschlichen Leben Verderben drohen; davon zeugen die stehenden Wässer von Brussa, die Ebenen von Forez, die Campagna von Rom und die Pontinischen Sümpfe — überall eine dumpfige ungesunde Vegetation in einer düstern Ebene, und eine schwere, drückende Luft, welcher die frischen Lebensgeister erliegen! Das gilt auch unter den Ionischen Inseln von St. Maura, unter den Westindischen von St. Lucia, Dominica, Tabago, in denen verheerende Fieber so häufig sind, während in St. Vincent, Antigua und Barbados, wo Sümpfe seltener sind, der Luft der Zutritt in die Thäler gestattet, der Boden besser cultivirt und die Vegetation weniger dicht ist, ein weit geringeres Mortalitätsverhältniß sich ergibt. Wo man die Sümpfe austrocknete, wie auf den Ionischen Inseln, da nahmen auch die Krankheiten unfehlbar ab.

In Bezug auf die Beispiele von Fiebern, welche M. Lulloch von jenen Gegenden anführt, denen die Bedingungen zur Erzeugung des besprochenen Miasmas fehlen, dürfen wir wohl den Schluß wagen, daß, so wie jedes Fieber in seiner höchsten Entwicklung contagiös werden könne, auch diese Krankheiten durch Ansteckung in jene Gegenden gekommen sein mögen, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß die schädlichen Dünste durch Winde dahin getragen wurden. Belege dazu liefern der Harmattan, der Sirocco und andere Winde, welche auch in entfernten Gegenden ihre eigenthümlichen Wirkungen äußern. Eben so lassen

uns die so häufigen Beispiele, daß in Schiffen, welche gegen ungesunde Küsten steuern, Fieber ausbrechen, nicht ansehen, diese Theorie zur Erklärung der in den Berichten gelieferten Thatsachen zu benutzen.

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß diese Berichte hinreichend waren, eine Menge von Verbesserungen für den Militärdienst in den Kolonien in's Leben zu rufen. Verkürzter Aufenthalt in einem und demselben Klima, bessere Verproviantirung, und zweckmäßige Kasernen in gesünderen Distrikten haben seit Kurzem wesentlich dazu beigetragen, den Aufenthalt in den Kolonien erträglicher zu machen, während nach den Kolonien in Westafrika gar keine weißen Soldaten mehr, Freiwillige ausgenommen, geschickt werden sollen.

Die Stadt Brussa, ihre Thermen und Sanitätsverhältnisse.

(Beschluß.)

Eine Viertelstunde von hier entfernt, gegen die Stadt zu, beginnen die einzelnen Badhäuser, blos zum Baden, und nicht zum Wohnen bestimmt. Auch sie liegen auf dem Abhange einer Hügelkette, von Gärten umgeben. Sie bestehen meist aus großen, mit runden Kuppeln versehenen, feineren Hallen, an die einige Wohnzimmer von Holz angebaut sind. Die vorzüglichsten sind Es ki und Jen ni Kaplıge, Kara must apha, Kükürtli ham am. Jedes Bad hat seinen Tag für die Männer und für die Frauen. Die Construction des einen gleicht dem des andern, und sie unterscheiden sich blos durch ihre Eleganz und Größe. Ich beschreibe hier meinen Besuch in Jenni kaplıge, dem größten und schönsten Bade, und die Art sich zu baden.

Beim Eintritte kommt man in die geräumige An- und Auskleidehalle. In der Mitte ist ein Springbrunnen mit einem großen Marmor-Bassin. Rings um die Wände sind Gallerien mit Divans zum Ausruhen angebracht. Wir ließen uns ein Separatzimmer geben. Nachdem wir uns entkleidet, kam ein Mann mit reinlicher Wäsche. Eine lange Schürze wurde um den Leib und ein Tuch um den Kopf gewunden, ein anderes über die Brust geworfen, die Füße aber mit Holzschuhen versehen. Nachdem wir in der Schwizhalle (die hier durch die aufsteigenden Wasserdämpfe bewirkte Temperatur ist $20^{\circ} + \text{Reaum.}$) uns einige Minuten auf eine erhobene Marmorplatte gelegt, wo der Schweiß in reichlichen Strömen aus allen Poren des Körpers hervorbrach, gingen wir in die Badhalle. Sie ist wirklich elegant, hat ein weites Bassin von weißem Marmor, mit Treppen, in dem über fünfzig Personen Raum haben, und man schwimmen kann; die Wände der Halle sind mit Mosaik ausgelegt, der Boden von Marmor, und in den vielen Nischen Marmor-Fontainen von kaltem und warmem Wasser; das Licht fällt von der ungeheuren Kuppel herab. Die Türken legen sich in diesen Nischen auf den Boden nieder und lassen ihre Körper kneten und mit Seife einreiben. Wir begaben uns sogleich ins Bassin. Die Temperatur des mit kaltem Wasser gemengten Bades ist $28^{\circ} + \text{Reaum.}$, die der Halle $35^{\circ} + \text{Reaum.}$ Nachdem wir uns eine Zeitlang durch Schwimmen ergötzt, kehrten wir in die kühlere Schwizhalle zurück, wo man uns trockene Wäsche gab, begaben uns dann in unsere Zimmer, und legten uns, von leichten Decken bedeckt, auf den Divan nieder, wo eine mäßige Transpiration begann. Man brachte uns Pfeifen, Kaffee und lauwarme Limonade; denn

jedes Bad hat seinen Kaffeewirth. Für Alles zusammen zahlten wir 3 Pfaster pr. Kopf, während man in der allgemeinen Halle nur 1 Pfaster zahlt.

Niemand hat noch bis jetzt die chemischen Bestandtheile dieser Wässer genau analysirt. Die Aerzte Brussa's werfen diese Wasser alle in eine Kategorie, sagen, es seien Thermen, die Eisenoxyd und Kalkerde, und eines derselben viel Schwefel enthielten. Ich durchzog alle Bäder (es mögen deren 20 sein) und fand drei Hauptarten.

1. Die gewöhnlichen Thermen; hier alle Bäder im Dorfe Tzetkirjeh, Eski und Jenni Kaplıge, und alle jene, deren Namen sich in den beiden andern Kategorien nicht angeführt finden. Seine Temperatur $80^{\circ} + \text{R.}$, Farbe hell, Geschmack etwas zusammenziehend und kalkig, ohne Geruch, perlt nicht. Auf dem Boden der Badwanne setzt sich nach einiger Zeit ein röthlicher Niederschlag ab, und läßt man Wäsche über 24 Stunden in ihm liegen, so wird sie etwas gelblich gefärbt. Erkalte getrunken, verstopft sie den Stuhl. Es wird gegen alle Krankheiten gerühmt, namentlich aber gegen Rheumatismen, Paralysen, Blennorrhöen und Schleimhämmorrhoiden. Wahrscheinlich enthält es kohlensaures Eisen und Kalkerde. Ob auch etwas Schwefel?

2. Kara mustapha, es ist klein, in der Nähe von Jenni Kaplıge. Temperatur $35^{\circ} + \text{Reaum.}$, ohne Geruch, helle Farbe, perlt nicht, Geschmack deutlich salzig. Getrunken, bewirkte es mir etwas Leibschneiden und einen leichten Stuhl. In demselben pflegen die Skrophulösen, an Leber und Milz Leidende, die Hypochondristen zu gehen. Es enthält wahrscheinlich Mittelsalze. Ob auch Schwefel und Eisen?

3. Kükürtli hamam (Bad mit Schwefel), für die Männer, und auch ein zweites mit denselben Bestandtheilen für die Weiber (sein Name ist mir entfallen, das kükürtli bedeutet klein); sein Bassin faßt bloß zwei bis drei Menschen, man pflegt nach einem Bade das alte Wasser ablaufen und frisches zulaufen zu lassen. Nebst der Schwitz- und Badehalle befindet sich noch eine dritte wärmere Halle ($35^{\circ} + \text{Reaum.}$) hier. In ihr fängt eine steinerne Rinne das aus der Erde fließende Wasser auf, und leitet es in die Badehalle. Temperatur $60^{\circ} + \text{Reaum.}$ In zwei Minuten siedet das Ei und kocht der Kaffee. An der Rinne befinden sich mehrere trichterförmige Oeffnungen, aus denen die Wasserdämpfe aufsteigen. Ueber sie pflegen an Hämorrhoiden und Amenorrhöe leidende Personen sich zu setzen. Es bewirkt Congestionen in den Beckengefäßen, und ruft die unterdrückte Blutung wieder hervor. Ferner sah ich Leute eine Röhre in's Wasser stecken, um die Dämpfe in's Ohr gehen zu lassen. Dies soll Wunder bei Schwerhörigkeit thun. Die Wände dieser Halle sind Ziegelsteine, an welchen die Dämpfe einen rothen Niederschlag absetzen. Durch Einreiben desselben sollen chronische Hautausschläge schnell heilen. Incurable, desperate Kranke setzen sich die ganze Nacht über auf einen in der Rinne sich befindenden Stein, wo sie die himmlische Musik hören, und am andern Morgen meist geheilt, manchmal auch todt gefunden werden. Die Hitze ist hier so groß, daß ich nicht länger als fünf Minuten bleiben konnte. Die Musik wird wahrscheinlich durch den in den Hallen sich findenden Wind bewirkt. Das Wasser hat einen starken Geruch nach Schwefelwasserstoff-Gas, einen süßlichen schwefeligen Geschmack, etwas milchige Farbe, macht beim Erkalten ein grünlisches Häutchen, färbt Silber und Queck-silber schwarz. Es enthält viel Schwefelwasserstoff-

Gas. Nach dem Bade fühlte ich mich immer sehr matt, alle Venen waren mir angeschwollen, der Puls hart und beschleunigt. Es hat sich den größten Ruf gegen chronischen Hautausschlag (man findet in ihm nur viele kräftige und an Flechten leidende Kranke) erworben. Ich selber hatte eine kleine Flechte am Oberschenkel, die nach dreimaligem Baden und Trinken des Wassers verschwand. Auch wird es bei Rheumatismen, Paralysen und Hämorrhoiden gebraucht.

4. Eine Quelle auf einem Berge, eine Stunde von Brussa, deren kaltes Wasser bloß getrunken wird, und sich großen Ruf bei Bleichsucht erworben hat. Es ist klar, perlet nicht, sein Geschmak tintenartig, stark styptisch, und setzt viel Ocher ab. Sein Hauptbestandtheil soll kohlenensaures Eisen sein.

Alle aus diesen Bädern fließenden Wässer werden in drei Gruben geleitet, wo namentlich das Schwefelwasser die Vegetation sehr befördert. Blumen und Salat schießen mit großer Schnelligkeit empor.

Die Badezeit ist von Mitte Mai bis Mitte Juli, wo wegen der Fieber die Badegäste, die meist aus den Provinzen der Türkei sind, abziehen. Sie gebrauchen die Bäder ohne alle Ordnung. Wollte ein Europäer, am besten ein Arzt, hier eine regelmäßige Badeanstalt errichten (die Unkosten wären nicht so groß), so würden diese Bäder in Europa bald großen Ruf erlangen, und sowohl sie als das milde Klima Klein-Asiens, Brussa's himmlische Lage und die Leichtigkeit des Reisens mit dem Dampfschiffe viele Fremde hieher locken.

Miscellen.

— Ueber die Wahl der Todesart bei Selbstmördern theilt Dr. Diez in einem eigenen Werke folgende Resultate mit: 1. Die Wahl der Todesart der Selbstmörder ist in den wenigsten Fällen rein zufällig. Es mag dies nur da der Fall sein, wo eine plötzliche und heftig einwirkende Gemüthsaffection den Entschluß zum Selbstmorde hervorrufft und unmittelbar auf den Entschluß dann auch die Ausführung folgt. Hier wird das Mittel, das der Zufall erst an die Hand gibt, auch ohne weitere Wahl sogleich ergriffen werden. 2. In vielen Fällen wird die Wahl durch krankhafte Umstände bedingt, die das bestimmte Verlangen nach einer oder der andern Todesart hervorrufen. Auch da, wo sich ein bestimmter Zusammenhang zwischen gewissen Krankheitszuständen und der vorherrschenden Meinung zu gewissen Todesarten zur Zeit noch nicht nachweisen läßt, liegen in manchen Fällen Gründe zur Vermuthung vor, daß ein solcher bestehe. 3. Das Verlangen nach einer bestimmten Todesart ist in manchen Fällen so stark, daß es für sich allein die Ursache des Selbstmordes ausmacht, und die Selbstmörder nur deshalb zu Selbstmördern werden, weil sich dieses Verlangen nicht anders, als auf Kosten des Lebens befriedigen läßt. 4. In andern Fällen ist dieses Verlangen nicht heftig genug, um für sich allein den Selbstmord zu erzeugen, wo aber durch irgend eine andere Ursache der Entschluß zum Selbstmorde entstanden ist, leitet es dann die Wahl der Todesart. 5. Außer diesen krankhaften individuellen Zuständen influiren auf die Wahl auch noch andere, mehr allgemeine Verhältnisse, welche theils, auf den Körper wirkend, zur Erzeugung jener individuellen Zustände beitragen, wie z. B. epidemische Constitution, Witterungsverhältnisse, Alter, Geschlecht u. s. w., theils aber auf andere Art bei der Wahl ein-

wirken, indem sie gewisse Todesarten annehmbarer, andere verabscheuungswürdiger erscheinen lassen, wie Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen, besonders geistliche Richtung u. dgl., oder aber, indem sie zu gewissen Todesarten besonders günstige, zu andern wieder keine Gelegenheit bieten, wie die örtlichen Verhältnisse. 6. Nur wo die individuellen, zu einer bestimmten Todesart inclinirenden Zustände nur sehr schwach ausgeprägt sind, werden die ihnen etwa entgegenwirkenden allgemeinen Verhältnisse den Sieg davon tragen. Wo dagegen der individuelle Zustand einigermaßen entwickelt ist, werden von dem Selbstmörder oft sehr beträchtliche Anstrengungen gemacht, um doch zum Zwecke zu gelangen. Wo die Umstände die Vollziehung der speziell begehrten Todesart unmöglich machen, verzichten die Selbstmordsüchtigen zuweilen eher ganz auf das Sterben, als daß sie eine andere Todesart wählen. 7. Selbst in jenen Fällen, wo durch wiederholte Versuche verschiedener Art der Selbstmörder zu zeigen scheint, daß es ihm nur um das Sterben, gleichviel auf welche Art, zu thun sei, läßt sich manchmal in der besonders häufigen Wiederholung des Versuches einer Todesart oder in der Wahl mehrerer ähnlicher Todesarten eine vorherrschende Neigung zu einer bestimmten Todesart erkennen.

— Nachweis indischer Medizinalpolizei vor länger als zwei Jahrtausenden, von Dr. Julius. — Der durch seine schätzbaren Arbeiten über Indien bekannte J. Prinsep, Sekretär der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, verlas am 7. März und 4. April 1838 in derselben zwei Abhandlungen über eine fast gleichzeitig entdeckte, doppelte Reihenfolge von Verordnungen des zum Buddhismus bekehrten indischen Königs Asoka oder Pyadasi, Enkel des Chandragupta, also im dritten Jahrhundert vor Christo. Die eine dieser Verordnungen lautet, wie folgt:

„Allenthalben in den eroberten Landschaften des Herrschers Pyadasi, des Lieblings der Götter, sowohl in den von den Gläubigen bewohnten Theilen, als da sind Chola, Pida, Satiyapatra und Ketalapatra, ja selbst so weit als Tambayanni (Ceylon, das Taprabona der Griechen), und überdies im Reiche des Antiochus, des Griechen, allenthalben ist des vom Himmel geliebten Herrschers Pyadasis doppelte Anordnung heilender Hilfe eingeführt, sowohl heilender Hilfe für Menschen, als heilende Hilfe für Thiere nebst Arzneien aller Art, welche zuträglich für Menschen sind und zuträglich für Thiere. Wo aber solche sich nicht findet, an allen den Orten soll sie bereitet werden, und man soll Pflanzungen machen. Wurzelarzneien und Kräuter sollen an allen den Orten, wo sie nicht Statt findet, niedergelegt und gepflanzt werden.

»Auch sollen auf den öffentlichen Landstraßen Brunnen gegraben und Bäume gepflanzt werden, zur Bequemlichkeit von Menschen und Thieren.«

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigol'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 84.

Montag, den 19. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Der Spätherbst des Lebens. — Ueber die gegenwärtigen Ausichten ausländischer Aerzte in Russland. — Zur Geschichte des Selbstmordes. — Miscellen.

Der Spätherbst des Lebens.

(B e s c h l u ß.)

Alle diese Vorschriften der Hygiene passen für Greise im Allgemeinen, nicht immer für den Einzelnen, den sein Körperbau, Temperament, überstandene Krankheiten u. s. w. zu besonderen Leiden disponiren. Sehr beachtenswerth ist bei Greisen ein schlagflüßiger Habitus. Schon dem Laien ist er auffallend durch einen gedrungenen Körperbau, einen großen dicken Kopf, kurzen Hals und dicke fleischige Gliedmaßen. Für solche Alte ist frisches Quellwasser Lebensbalsam; gewürzte, erbigende Kost, Tafelfreuden und langer Schlaf, zu denen beiden sie incliniren, sind ihnen verderblich. Den Kopf kühl und die Füße warm zu halten, sei ihnen eine heilige Regel. Sie sollen ihre Leidenschaften bezähmen, denn ein Ausbruch von Zehzorn streckte schon Manchen auf die Bahre.

Eng verbunden mit den somatischen Eigenheiten des Greises, und größtentheils durch sie bedingt ist sein psychisches Leben, und unmittelbar an die Diätetik des Körpers reiht sich jene der Seele.

Einer der gefährlichsten Gemüthsaffekte, die sein Leben verkürzen, ist die Aengstlichkeit wegen seines Auskommens. Je kürzer die Spanne Zeit ist, die noch vor ihm liegt, um so besorgter ist er, daß das Erwerbene nicht für ihn ausreiche. Er fühlt nämlich sein zunehmendes Unvermögen, sich zu erwerben, und bedarf doch mehr; er hängt mit ganzer Seele an seinen gewohnten Bedürfnissen, und gibt die Genüsse der Erde nicht mehr für Ideale hin. Alles, was jene Sorge vermindert, verlängert

auch sein Leben. Lebensversicherungen, Leibrenten u. dgl. sind vielleicht der vernünftigste Theil der modernen Diätetik. In Klöstern und Versorgungsanstalten trifft man Beispiele des höchsten Alters; der Arme dagegen, der von Heute auf Morgen lebt, findet bald sein Ende. Dem Greise fehlt es nicht an Sinn für Vergnügungen; nur dürfen sie seiner Gemächlichkeit keinen Eintrag thun. Ungewohnte Genüsse sind ihm ein Gräuel; er hat bereits die Grenzen erreicht, an der uns das Neue verhaßt ist. Alles Mühsame, Anstrengende soll ihm fern bleiben, wäre es auch für Jüngere eine Seligkeit. Für die große Welt ist er gewöhnlich gestorben, er kann eben so wenig zu ihrer Freude beitragen, als ihre Annehmlichkeiten genießen. Der Sinn für Geselligkeit, das Gehör ist im Abnehmen, die Stimme ist rau, heiser, und verliert ihren Wohlklang; der Greis ist voll Gebrechlichkeiten und Eigenheiten, für die er nur unter den Seinigen Rücksicht und Schonung findet. Aber auch die Einsamkeit ist sein Feind; sie vermehrt seine Hypochondrie, seine ängstliche Aufmerksamkeit auf körperliche Gebrechen, seine Todesfurcht und Apathie gegen die Schicksale einer halben Welt, kurz die Schattenseite seines Charakters. Das Alter ist ihm ein Gut, das er zwar zu erreichen strebt, über dessen Besitz er aber herzlich unzufrieden ist. Zu seiner Erheiterung soll ihm der Umgang mit Greisen und Kindern nie fehlen. In dem engen, trauten Familienkreise soll er sich heimisch fühlen, das ist das Element, in dem er am längsten lebt. Ein Vorzug höherer Geistesbildung ist es, gegen jenes Gefühl von Leere zu schützen, das Alte so gerne beschleicht, und eine gewisse Universalität des Geistes, welche die Empfänglichkeit nicht auf ein Fach des Wissens beschränkt, wird gerade dem Greise ein unerschöpflicher Born der Freude. Wenn auch eine Quelle versiegt, so öffnen sich ihm tausend andere, die ihm reichen Ersatz dafür bieten. Diese Jugend des Geistes aber, die selbst den Körper noch aufrecht hält, erlöscht später in Städten, wo es an günstigem Verkehr und an Anregung von Idealen feltener fehlt.

Die größere Ruhe, ja fast Gleichgiltigkeit des Greises scheint übrigens von der Natur berechnet, sein Leben zu verlängern. Unter den heftigen Gemüthsaffekten sind ihm Zähorn oder plötzlicher Schrecken sehr gefährlich, und eine gewöhnliche Ursache von Schlagfluß; aber auch plötzliche Freude kann ihn tödten; seine Natur liebt keine Ueberraschungen mehr. Jeder heftige Gemüthsaffekt bringt auch den Organismus in Aufruhr; die Pulse stürmen oder sind gehemmt, die Nerven zittern; die ganze Lebensthätigkeit ist ungleich vertheilt, an dem einen Punkte unterdrückt, während sich ihre ganze Energie gegen andere Organe kehrt. Diesen Störungen ist der Greisenkörper nicht mehr gewachsen, und so

schreiben sich von Gemüthsbewegungen oft die gefährlichsten Krankheitsformen der Alten her.

Es ist endlich wahr, daß er gegen manche Sorgen und Widerwärtigkeiten stumpfer ist, als der Mann; doch, die ihm zu Herzen gehen, reiben ihn auch schneller auf. Man halte daher alle unangenehmen Eindrücke, die nicht das Schicksal selbst über ihn verhängt, von ihm ferne, übe Geduld gegen seine Launen und Schwächen, und setze seinen Aufwallungen Gleichmuth entgegen. Glücklich daher der Greis, dem die Vorsehung eine liebevolle Umgebung schenkt; sie wird zur Verlängerung seines Lebens mehr beitragen, als alle Wunderbalsame und Lebensessenzen.

Ueber die gegenwärtigen Aussichten ausländischer Aerzte in Rußland.

Von Dr. S a d l e r.

Herr Dr. Sadler verbreitet sich ausführlich über die gegenwärtigen Aussichten für Ausländer, welche ihr ärztliches Fortkommen in Rußland zu finden wünschen, in der Hamb. Zeits. Bd. 14, Hft. 3, aus dem wir Einiges entnehmen.

Bei der Armee gibt es 1608 Stellen für Aerzte, 108 für Veterinärärzte und 121 für Apotheker. Im Jahre 1838 waren vacant: 144 ärztliche, 3 Veterinär- und 1 Apothekerstelle. Diese Zahl von Vacanzen scheint sehr bedeutend und verführerisch zu sein; allein es werden sich nicht leicht Freiwillige zu deren Besetzung finden, da diese Vacanzen nur in armen, wüsten Gegenden Statt finden, nämlich besonders bei den kaukasischen, sibirischen, orenburgischen und finnländischen Armeekorps. Es wird sich aus den weiterhin folgenden Mittheilungen ergeben, daß die Gehalte bei weitem nicht zum nothdürftigen Lebensunterhalte hinreichen. Derselbe Maßstab herrscht fast überall im Dienste vor, dagegen übernimmt die Regierung oft die Kosten für die Erziehung der Kinder ihrer Beamten in ihren Anstalten, wornach diese derselben eine bestimmte Anzahl von Jahren nach ihrer Verfügung zu dienen haben. Ein dienender russischer Beamter kann seinen Sohn leicht als Kronstudenten (solcher, der auf Kosten der Krone studiert) abgeben, wogegen er die ersten sechs Jahre nach seiner Entlassung der Krone, gegen den Gehalt, wie ihn auch jeder auf eigene Kosten Herangebildete bekommt, zu dienen hat, aber an den Orten, wohin sie ihn ernannt. Es ist aber wenig Aussicht, falls kein Krieg ausbricht, daß selbst an entfernten Orten lange Zeit hindurch viele Vacanzen fortbestehen sollten; denn im Verlaufe desselben Jahres sind aus den verschiedenen medizinischen gelehrten Anstalten des Kaiserreiches 103 als Aerzte entlassene Jünglinge in den Militärdienst eingetreten.

Bei der Flotte gibt es 355 etatsmäßige Anstellungen, von diesen sind nur 236 besetzt und 119 vacant. An den besseren Orten sind diese Stellen auch mehrtheils besetzt, wie z. B. bei der Gardeequipage, bei dem kalinkinschen Seehospital in St. Petersburg. Dagegen sind bei dem entlegeneren, größeren Seehospital auf der Wiburger Seite (ebenfalls in St. Petersburg) von 14 ärztlichen Stellen 4 frei; beim sewastopol'schen Seehospital 14 Stellen, 8 vacant; im großen Seehospitale

in Cronstadt von 24 gar 16; in Sweaborg 2 von 9; in Archangel 3 von 9; in Izkora 1 von 3; in Schotel 2 Stellen, beide vacant. Im Jahre 1838 sind aus verschiedenen Veranlassungen 18 Aerzte aus dem Seedienste, dagegen nur 16 eingetreten. Es muß also vollends bei der Flotte die Verführung zum Dienste nicht groß sein. Und das mit vollem Rechte. Die Mannschaften der Flotte wechseln ihre Standquartiere häufiger auf sehr entfernte Orte, als die Armee; die Wohnungen in den Winterquartieren sind schlechter, und wohin der Flottenarzt zum Winteraufenthalte kommt, befindet sich gewöhnlich ein ärztliches Civil- oder Militärpersonale, oft auch beides an demselben eingebürgert, vor; er kann also für seine wenigen Aufenthaltsmomente nicht leicht zur Privatpraxis gelangen; den Sommer hindurch befindet er sich mit seinem Schiffe in See, darf also seine Familie nicht mit sich haben, und muß sie für die Zeit der Trennung besonders verköstigen; wird ein Armeekorps oder Regiment versetzt, so hat es seinen etappenweise vorgeschriebenen Standmarsch, und wird auf dem ganzen Wege einquartirt, und der Arzt kann hier leicht die Seinigen mit sich reisen lassen; auf der See aber geht der Arzt mit seinem Schiffe und der Mannschaft an den neuen Bestimmungsort, und muß nun für den besonderen Transport der Seinigen zu Lande sorgen. Endlich ist Beförderung zu höheren Stellen in der Flotte bei ihrem geringeren Bestande gegen die Armee auch seltener.

Auch die Civilanstellungen zerfallen wieder in mehrere Abtheilungen. Sie gehören entweder zu den Ministerien des Innern, der Apanagen der Reichsdomänen, des kaiserlichen Hofes, oder zu einer großen Menge verschiedener Kronanstalten, welche nicht zu dem Ressort dieser Ministerien gehören, sondern wo die Aerzte von den Vorgesetzten dieser verschiedenen Anstalten in Dienst genommen werden.

Im ganzen Civilwesen gibt es aber so zu sagen gar keine Aussichten zur Anstellung. Im Jahre 1838 waren im ganzen Reiche nur zwei zum Ministerium des Innern gehörende, unter dem Civil-Generalstabsdoctor stehende Stellen frei, und diese an den alleräußersten Grenzen des Reiches. Die Stellen bei den Apanagen, den Reichsdomänen und dem kaiserlichen Hofe sind aber mehr als vollständig besetzt. Eben so alle Stellen bei den verschiedenen Anstalten. Aus den Rücksichten auf Rang und Orden ist der Staatsdienst so sehr gesucht, daß sich in den beiden Hauptstädten übercomplete Aerzte bei den Civilhospitälern befinden. Ja, in Petersburg ist deren Anzahl so groß, daß man nach dem Etat der bei einem jeden Civilhospitale dienenden Aerzte gesetzlich hat bestimmen müssen, wie viele übercomplete bei einer jeden Anstalt dienen dürfen. Bei dem Buchhoffischen Civilhospitale z. B. befinden sich nach dem Etat ein Oberarzt, fünf ältere und sieben jüngere Ordinatoren. Nach einer Allerhöchsten Verfügung ist es erlaubt, außer diesen etatsmäßigen 13 Aerzten noch 7 übercomplete anzustellen. Die ersteren Stellen sind alle besetzt, von den letzteren gegenwärtig sechs. Es möchte aber wohl nur wenige Wochen dauern, so wird auch diese Vacanz wieder besetzt sein. Solche übercomplete Aerzte sind aber jedem später Ankommenden das größte Hinderniß, zu irgend einer sich eröffnenden, öffentlichen oder Privatstelle zu gelangen. Theils nämlich konnte man ihre Fähigkeiten schon in dem Hospitale kennen lernen, so daß sie demjenigen, der ihrer begehrt, ein gutes Attestat aufweisen können; hauptsächlich aber haben sie ärztliche oder andere Bekanntschaften

gemacht, wodurch es ihnen möglich wird, es schon einige Zeit vorher zu erfahren, wo sich eine Vacanz bildet, oder eine neue Stelle eröffnet, oder ein Arzt zu einem Privat-Engagement gesucht wird. Ehe also der Neuangekommene nur erfahren kann, daß eine Aussicht besteht, hat jener die Stelle schon erhascht, so daß ihm nun im günstigen Falle nur übrig bleibt, sich an des Ausgetretenen Stelle übercomplet anstellen zu lassen, wo er denn leicht noch zwei bis drei Jahre warten kann, ehe er in besoldete Dienste gelangt.

Wer einen Privatdienst annehmen will, muß gewöhnlich darauf gefaßt sein, sich auf die Güter desjenigen zu begeben, welcher ihn anstellt, oder mit Jenem zu reisen, und zwar häufig im Innern Rußlands, wo die Reisen für den Gebildeten nicht viel Anziehendes haben. Es ist nicht leicht, auch nur approximativ anzugeben, wie viele Privatstellen im Lande bestehen, denn diese wechseln nach localen Umständen. Obgleich jetzt die Kreisarztstellen fast überall besetzt, und dadurch in vielen Gegenden Aerzte von der Regierung zu finden sind, wo sie es früher nicht waren; obgleich jetzt eine große Menge von Edelleuten sich und ihre Erbleute nach homöopathischer Anweisung und aus eigener Decillions-apotheke selbst kuriren: so könnte doch wahrscheinlich die Zahl der Privatstellen im Innern im Zunehmen begriffen sein, da sich gegenwärtig viel mehr Edelleute selbst mit der Bewirthung ihrer Güter abgeben, dort wohnen, und daher auch für Aerzte auf denselben sorgen. Theils aber ist der Adel verarmt, theils sind nach und nach in sehr vielen Gegenden die Kreisarztstellen vollständiger besetzt worden, so daß der Landedelmann in einer leidlichen Nähe einen Arzt finden kann, also nicht mit größeren Kosten selbst einen anzustellen braucht; theils, wie bemerkt, kuriren sehr viele Edelherrn und Frauen jetzt selbst sich und ihre Leute nach homöopathischer Anweisung und aus der eigenen Decillions-apotheke; der Bauer aber, vollends einmal erkrankt, ist ein Muster von ergebener Geduld, strenger Folgsamkeit und bewunderungswürdiger Mäßigkeit. Er glaubt an seinen Herrn und das von ihm gesandte Erlösungsmittel; er wird gesund und erzählt Wunder, daß er aber gestorben, hat Gott so gewollt.

Ehe es eine Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübek gab, und die vornehmen Kranken zu Lande in die Bäder reisen mußten, waren sie häufig in der Nothwendigkeit, einen Arzt für sich zu engagiren, weil sie unter Weges auf der langen Landreise durch oft öde Provinzen fast nirgends Hilfe zu finden hoffen konnten. Jetzt aber dauert die Reise von Petersburg bis Hamburg nur vier Tage, und unter der großen Zahl von Passagieren fehlt selten ein Arzt. Wozu soll man da selbst einen engagiren? Sollte aber Jemand doch einen Arzt zu einer Sommerreise mit sich nehmen wollen, so entschließt sich mancher ältere Praktiker, der die Welt einmal wieder außerhalb des baltischen Meeres ansehen möchte, fast gegen weiter nichts, als freie Reise, zu einer solchen Erholungstour von ein paar Monaten. In dieser letzteren Hinsicht namentlich hat es sich für den ausländischen Arzt bedeutend geändert. Denn eine vornehme Familie, die einmal ein oder mehrere Jahre mit einem Arzte gereist war, suchte ihm auch schon in Rußland durch Recommendation und Protection weiter zu helfen.

Der frei praktizirenden Aerzte (ohne Staatsanstellung) gibt es nur wenige in Rußland, ganz besonders unter den jüngeren Aerzten. Selbst der ältern sind namentlich in Petersburg wenige, die etwa, nachdem sie schon 15 bis 20 Jahre

gedient hatten, nun ihre Praxis einträglich genug, und ihren Dienstehrgeiz hinlänglich befriedigt finden, um blos privatim zu praktisiren. Für einen jungen Arzt möchte es aber fast unmöglich sein, als solcher gleich aufzutreten, besonders wenn er nicht aus eigenen Mitteln die ersten paar Jahre mit vielem Anstande sich halten könnte, also ohne etwa 1000 Silberrubel oder preussische Thaler, und dabei noch gute Recommendation mitzubringen. Ganz anders aber würde es sich verhalten, wenn einer aus dem Auslande herkäme, der dort schon einen bedeutenden Ruf hatte, oder das Publikum nur glauben machen kann, er habe einen solchen besessen. Für diesen aber, so wie überhaupt für jeden in Russland Befindlichen, und vollends für den, der die russische Sprache noch nicht kennt, ist eine gewisse Eleganz in der französischen Unterhaltung etwas fast Unentbehrliches.

Zur Geschichte des Selbstmordes.

Wir entnehmen dem unlängst zu London unter dem sonderbaren Titel: „Anatomy of Suicide“ von Herrn Forbes Winslow erschienenen Werke, obgleich es demselben in vieler Beziehung an Consequenz und der, seines Gegenstandes würdigen, echt wissenschaftlichen Haltung gebricht, folgende Details.

Vom Jahre 1770 bis 1830 ereigneten sich zu London folgende Fälle von Selbstmord: Aus Armuth 905 Männer, 511 Weiber; aus häuslichem Kummer 728 M., 524 W.; aus Glückswechsel 322 M., 283 W.; aus Trunkenheit und Piederlichkeit 287 M., 208 W.; aus Spielsucht 155 M., 141 W.; aus Entehrung und Schande 125 M., 95 W.; aus getäushtem Ehrgeiz 122 M., 410 W.; aus Liebeskummer 97 M., 157 W.; aus Neid und Eifersucht 94 M., 53 W.; aus verwundeter Eigenliebe 53 M., 53 W.; aus Reue 49 M., 37 W.; aus Fanatismus 16 M., 1 W.; aus Misanthropie 3 M., 3 W.; aus unbekanntem Ursachen 1381 M., 377 W. Zusammen 4337 Männer und 2853 Weiber.

Es hat sich klar herausgestellt (in so ferne nämlich statistische Details sich der Wahrheit nähern können), daß in allen Hauptstädten Europa's die meisten Selbstmorde in die Monate Juni und Juli, die wenigsten in den October und November fallen. Die Temperatur scheint also auf dieselben einen viel entscheidenderen Einfluß auszuüben, als Feuchtigkeit und Trockenheit, stürmisches oder heiteres Wetter. Herr Billeneuve bemerkte, daß eine warme, feuchte, trübe Atmosphäre einen ausgezeichnet bösen Einfluß auf Paris ausübte, und dieser so lange fortbauerte, als das Barometer stürmisches Wetter anzeigte.

Es scheint, daß der Selbstmord in Westminster im März, Juni und Juli am häufigsten, und zwar besonders unter dem männlichen Geschlechte vorfalle, während dem die größte Anzahl von Selbstmorden unter Weibern in die Monate Jänner, September und November fiel. Im August, September und October ist der Selbstmord im Allgemeinen am seltensten, und bei Weibern überdies noch besonders im Februar, März und April.

Der Selbstmord ist im Allgemeinen bei Weibern viel seltener, als bei Männern. In den früheren Lebensperioden wird der Tod durch das Aufhängen vorgezogen, im mittleren Alter der durch Feuerwaffen, während das Erhängen im höheren Alter wieder häufiger beobachtet wird.

Die Ehe ist bis zu einer gewissen Gränze ein Vorbauungsmittel gegen den Selbstmord; denn es hat sich klar herausgestellt, daß unter den Männern, welche sich selbst das Leben nahmen, zwei Drittheile Hagestolze waren.

Die Ehe ist auch, wie es scheint, ein Schutzmittel gegen den Wahnsinn, wenigstens zeigt dessen Statistik ähnliche Resultate. Oder sollten vielleicht Menschen mit starker Anlage zur Manie oder zum Selbstmord eine besondere Abneigung gegen die Ehe haben? —

Ueber den Einfluß der Regierungsformen auf die Frequenz des Selbstmordes sagt der Verfasser: »Viele große Aerzte der Heutzeit schreiben die in unseren Tagen so bedrohliche Häufigkeit des Selbstmordes der politischen Aufregung zu, welcher die Gemüther des Volkes nun mehr als je unterworfen sind. In monarchischen Ländern hört man selten von Selbstmord oder Wahnsinn; denn dort werden die Leidenschaften im Zaume gehalten; die Einbildungskraft hat dort kein so freies Spiel, wo Jeder dem Berufe in der Gesellschaft folgen muß, für den er geboren ist, oder für den er Fähigkeiten besitzt. In republikanischen Staaten eröffnet sich den ewig thätigen Leidenschaften ein weites Feld, und der Mann aus dem niedrigsten Stande betrachtet sich für eben so berufen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, als der, den seine Erziehung, seine Studien und seine gereiften Erfahrungen zum eigentlichen Gesetzgeber machen.»

In Bezug auf die Verschmittheit und Anfehlbarkeit mancher Wahnsinnigen theilt Herr Winslow folgenden Fall mit: »Die Geschichte des Geisteskranken, welcher Herrn Monro anklagte, daß er ihn in seiner Irrenanstalt unrechtmäßiger Weise eingesperrt habe, ist oft besprochen worden. Er leitete gegen den Doctor einen Proceß vor dem Gerichtshofe zu Westminster ein, und obwohl man ihn dort auf das Genaueste examinirte, und ihm die verfänglichsten Fragen stellte, konnte ihm doch kein Wahnsinn bewiesen werden. Die Untersuchung war schon beinahe zu Ende, als Dr. Sims, welcher von des Klägers fixer Idee genauer wußte, den Gerichtshof betrat, und auf Ersuchen der Richter eine Frage an ihn richtete, die alsbald seinen Wahnsinn klar nachwies. Derselbe klagte jedoch hierauf den Doctor bei einem anderen Gerichte an, und wohl überzeugt, daß er sich früher eine Blöße gegeben hatte, indem er die Liebe zu einer eingebildeten Prinzessin gestand, benahm er sich bei diesem zweiten Prozesse mit einer so bewundernswerthen Umsicht und Verschlagenheit, daß eine der strengsten Examinationen, welche je vor einem Gerichtshofe Statt fanden, ihn nicht bewegen konnte, auch nur mit einem Worte der Täuschung zu erwähnen, in der er, wie man wohl wußte, lebte. Diese auffallende Thatsache verdient alle Berücksichtigung bei Beantwortung der Frage, ob in Fällen von Selbstmord immer Geistesverwirrung anzunehmen sei; denn wir dürfen daraus, daß wir sie nicht immer entdecken, noch nicht schließen, daß sie nicht vorhanden war.»

Als ein merkwürdiges Beispiel von überlegtem Selbstmord theilt der Verfasser folgenden Fall mit: »Als der berühmte französische Admiral Bille neuve gefangen genommen und nach England gebracht wurde, schmerzte ihn dies so sehr, daß er Anatomie studierte, um sich zu tödten. Zu diesem Zwecke kaufte er sich einige anatomische Abbildungen des Herzens und verglich diese mit seinem

eigenen Körper, um sich eine genaue Kenntniß von der Lage dieses Organs zu verschaffen. Bei seiner Rückkunft nach Frankreich befahl ihm Napoleon, zu Rennes zu bleiben und nicht nach Paris zu kommen. Villeneuve, welcher fürchtete, wegen Nichtachtung der kaiserlichen Befehle, der Ursache seiner Niederlage, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, beschloß augenblicklich sich zu tödten. Er nahm daher seine Kupfertafeln und verglich sie mit der Lage seines Herzens. Gerade in den Mittelpunkt dieser Gegend stach er sich eine starke Nadel bis an ihr Ende ein, und starb.²⁾

M i s c e l l e n .

— Metallkoliken durch Berührung mit gemünztem Silber. Die Gazette médicale zu Paris meldet, daß ein Arbeiter in der Kasse der Bank von Metallkolik befallen worden sei, weil er Silber gehandhabt habe, und daß diese Kolik von großer Intensität gewesen sei. — Der Verfasser des Aufsazes sagt, daß die Koliken, welche aus dem Handhaben des Silbers entspringen, häufiger sind, als man glaubt. Er sagt, daß mehrere Wechsler ihn versichert haben, sie hätten sehr häufig Koliken, welche oft mehrere Tage dauerten und dann von selbst vergingen. Niemals hatten die Wechsler geglaubt, daß sie diese Krankheiten der Berührung des Silbers zuschreiben müßten. Ein bei der Bank Angestellter hat dieselbe Wirkung erfahren. Eine Dame hat angezeigt, daß seit zehn Jahren, wo sie einen Wechseladen hat, ihr Mann, ihre Tochter, ihre Söhne und diejenigen, welche sich in dem Hause mit Wechselgeschäften befassen, seit jener Zeit eine weniger gute Gesundheit hätten, als früher, und daß der Sohn, welcher sich mit Metallarbeit befaßt, häufiger krank ist, als die übrigen, und besonders häufiger Kolik leide. Die Dame schrieb den Zustand vom Uebelbefinden ihrer Familie dem Staube zu, welcher sich erhebt, wenn man Silber und besonders Plaster bewegt. Herr Miquel hat einen Juwelier behandelt, dem die fortwährende Berührung mit Silber eine Metallkolik zugezogen hatte. — Gewiß wird dieser Gegenstand noch weiteren Nachforschungen und Untersuchungen unterworfen werden.

— Die Uebereinstimmung des Pulses mit den Stunden des Tages. Die Uebereinstimmung des Pulses mit den Stunden des Tages dürfte Manchem unbekannt sein, obwohl man sich von der Wahrheit dieser Thatsache durch ein ganz einfaches Experiment überzeugen kann. Man setze sich an einen Tisch, stütze den Ellbogen auf denselben, befestige eine Geldmünze an einen Faden, und halte denselben zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, während die Münze selbst in dem Mittelpunkte eines Trinkglases hängt, und man wird finden, daß die Münze alsbald Pendelschwingungen machen wird, welche so lange an Ausdehnung zunehmen, bis die Münze die Seitenwände des Glases berührt. Beobachtet man genau die Zeit, um welche dieser Versuch gemacht wird, so findet man, daß die Münze so oft an das Glas schlägt, als die Tagesstunde erfordert, und daß dann allmählig die Schwingungen wieder abnehmen. Der Faden muß jedoch von einer stäten Hand gehalten werden, wenn diese Schwingungen nicht gestört werden sollen. Das Experiment wird sich dann bewähren, zu welcher Stunde des Tages es immer angestellt werden möge.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 85. Donnerstag, den 22. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gespräch zwischen Franklin und der Gicht. — Otto Nibels Gesundheits- und Körper verschönernde Damenmieder. — Zur Geschichte schleichender Vergiftungen.

Gespräch zwischen Benj. Franklin und der Gicht.

(Mitternacht den 22. October 1720.)

Franklin. O weh! wodurch habe ich diese grausamen Schmerzen verschuldet? — Gicht. Durch gar Vieles; Ihr habt zu unordentlich gegessen und getrunken, und Euren Füßen zu viele Ruhe gegönnt. — F. Wer beschuldigt mich dessen? — G. Ich selbst, die Gicht nämlich. — F. Was! meine Feindin in eigener Person? — G. Nicht Eure Feindin. — F. Ja, meine Feindin; denn Ihr quält nicht nur meinen Körper zu Tode, sondern untergrabet auch meinen guten Ruf. Ihr scheltet mich einen Schlemmer, während doch die ganze Welt weiß, daß ich es nicht bin. — G. Die Welt mag denken, wie sie will; ich jedoch weiß sehr wohl, daß jene Menge von Speisen und Getränken, welche für einen Mann, der starke Bewegung macht, hinreichend wäre, zu viel für jenen ist, der sich jeder Bewegung entzieht. — F. Madame Gicht, ich mache so viele Bewegung, als mir möglich ist. Ihr kennt meine sitzende Lebensweise, und solltet mich ein wenig schonen, da ich nicht Schuld an derselben bin. — G. Nicht im mindesten; Eure Ausflüchte sollen Euch zu nichts nützen. Ist Eure Beschäftigung im Leben eine sitzende, so sollten wenigstens Eure Vergnügungen und Erholungen keine sitzenden sein. Ihr solltet gehen oder reiten, oder wenn das Wetter dies verbietet, Billard spielen. Aber laßt mich Euren Lebenswandel prüfen. Was thut Ihr, wenn die Morgen lang sind, und Ihr Muße hättet, in's Freie zu gehen? Anstatt Euch durch gesunde Bewegung einen Appetit zum Frühstück zu

holen, unterhaltet Ihr Euch mit Büchern, Pamphlets oder Zeitschriften, die des Lesens nicht werth sind. Dennoch verzehret Ihr dann ein untaugliches Frühstück aus Thee mit Sahne, Butterbrot und geräuchertem Fleisch, lauter Dingen, die eben nicht am leichtesten zu verdauen sind. Unmittelbar darauf setzt Ihr Euch an Euer Pult, oder sprecht mit Andern über Geschäftsangelegenheiten. Alles dieses könnte ich Euch noch wegen Eurer sitzenden Beschäftigung vergeben; allein was thut Ihr nach dem Mittagmahle? Ihr setzt Euch zwei bis drei Stunden lang an das Schachbret! Mitgerissen in die Speculationen dieses heillosen Spieles, untergrabt Ihr Eure Constitution. Was läßt sich von einer solchen Lebensweise erwarten, als ein Körper voll stockender Säfte, eine leichte Beute aller gefährlichen Krankheiten, wenn nicht ich, die Gicht, Euch dann und wann dadurch Hilfe brächte, daß ich diese Säfte aufrege, und sie auf diese Art reinige oder aus dem Körper treibe? Würdet Ihr nur in Paris Schach spielen, so wäre dies vielleicht noch zu entschuldigen; allein Ihr thut dies auch zu Passy, Auteuil, Montmartre oder Sanoy, also an Plätzen, wo die schönsten Gärten und Spaziergänge, eine reine Luft, schöne Frauen und die angenehmste Gesellschaft zu finden sind! Alles das vergeßt Ihr über das leidige Spiel; psui, Herr Franklin! Aber unter diesen Belehrungen hätte ich beinahe vergessen, dir meine heilsamen Strafen angebeihen zu lassen; nimm also dieses Kneipen — und dieses. — F. O weh! O weh! So viel Belehrung als Euch beliebt, Madame Gicht, aber zum Henker mit Euren Strafen! — G. Nein, Herr, nein — ich will Euch nicht ein Bißchen von dem erlassen, was Euch so heilsam ist. — So. — F. O weh! — Es ist nicht recht zu sagen, ich mache keine Bewegung, da ich doch sehr oft zum Speisen gehe, und davon in meinem Wagen zurückkehre. — G. Dies eben ist von allen Bewegungen die leichteste und unbedeutendste. Durch Beobachtung des Grades von Wärme, den man sich durch irgend eine Bewegung eigen macht, kann man sich am besten von der Zulänglichkeit derselben überzeugen. Geht Ihr z. B. im Winter mit kalten Füßen aus, so werdet Ihr in einer Stunde ganz erhitzt sein; reitet Ihr, so werdet Ihr dies kaum durch einen vier Stunden langen Trab erreichen, und vollends, wenn Ihr in einem Federwagen ruht, könnt Ihr den ganzen Tag reisen, und Ihr werdet froh sein, wenn Ihr Euch Abends im Gasthof die Füße erwärmen könnt. Die Vorsehung hat nur Wenige dazu bestimmt, in Wagen hinzurollen, während dem sie Allen ein Paar Beine gab, welche viel dienlicher und künstlicher sind. Seid daher dankbar und macht auch von den Eurigen einen rechten Gebrauch. Sie befördern den Kreislauf Eurer Säfte am besten, wenn sie Euch von einem Plage nach

dem andern befördern; denn wenn Ihr geht, ruht abwechselnd die Last Eures ganzen Körpers bald auf einem, bald auf dem andern Beine, und dies verursacht einen großen Druck auf die Gefäße des Fußes, und treibt deren Inhalt zurück, wodurch die Circulation im ganzen Körper beschleunigt wird. Hiervon hängt jedoch auch die Wärme-Erzeugung im Körper ab; die Flüssigkeiten bewegen sich schneller und werden dünner, die Sekretionen gehen lebhafter vor sich, über die Wangen verbreitet sich lebhafte Röthe, und dauernde Gesundheit ist der Erfolg davon. Betrachtet Eure liebenswürdige Freundin zu Auteuil; jene Dame, welche von der gütigen Natur mit mehr wahrhaft nützlichem Wissen beschenkt wurde, als Ihr und andere sogenannte Philosophen aus allen Euren Büchern herausziehen können. Wenn sie Euch mit einem Besuche beehrt, so geschieht dies zu Fuß. Sie geht zu allen Stunden des Tages, und überläßt das Kranksein ihren Pferden. Ihr aber müßt Euren Wagen haben, wenn Ihr nach Auteuil wollt, obwohl es von Passy nach Auteuil nicht weiter ist, als von Auteuil nach Passy. — F. Ihr raisonnirt sehr langweilig. — G. Nun gut, wenn ich Unrecht habe, so will ich schweigen, und in meinem Amte fortfahren. Nehmt also das, und das. — F. O weh! Ich bitte Euch, sprecht lieber weiter. — G. Nein, nein; ich habe eine hübsche Menge Kniffe für Euch heute Nacht in Bereitschaft, und Ihr könnt Euch verlassen, daß morgen deren noch mehrere folgen werden. — F. Das treibt mich zur Verzweiflung. Kann diese Pein denn Niemand für mich erdulden? — G. Bittet Eure Pferde darum, denn diese haben Euch getreulich zu Eurer Marter geholfen. — F. Wie könnt Ihr doch so grausam mit mir scherzen? — G. Scherzen? Ich bin ganz ernsthaft. Ich habe hier eine Liste aller Eurer Sünden gegen Eure Gesundheit, und kann jedes Wort in derselben rechtfertigen. — F. Leset sie also. — G. Das ganze Verzeichniß ist zu lang; aber ich will einzelne Punkte aus demselben kurz berühren. Erinnert Ihr Euch, wie oft Ihr Euch selbst versprochen habt, den folgenden Morgen einen Spaziergang in das Hölzchen von Boulogne, in den Garten de la Murette oder in Euren eigenen zu machen, und wie oft Ihr Euer Versprechen gebrochen habt, bald unter dem Vorwande, es sei zu kalt, bald, es sei zu heiß, bald, es sei zu feucht u. s. w., obwohl es eigentlich nichts war, als Eure unüberwindliche Trägheit. — F. Ich gestehe, daß sich dies gelegentlich ereignet habe, aber vielleicht nicht öfter, als zehnmal des Jahres. — G. Weit entfernt von der Wahrheit; denn es geschah 199 Mal. — F. Unmöglich! — G. Nicht im Mindesten; Ihr könnt Euch auf die Richtigkeit meiner Behauptung verlassen. Ihr kennt Herrn B****s Gärten, und wißt, welche schöne Partien dieselben enthalten. Ihr kennt

auch jene schöne Treppe von hundert Stufen, welche von der oberen Terrasse auf den Wiesengrund hinunterführt. Ihr pflegtet diese liebenswürdige Familie zweimal die Woche nach dem Speisen zu besuchen, und da es eine Eurer eigenen Marimen ist, „daß ein Mensch, wenn er eine Treppe auf- und absteigt, in einer gegebenen Zeit eine zehnmal stärkere Bewegung als die auf einer Ebene macht,“ so versäumtet Ihr hier die schönste Gelegenheit, Euch in beiden diesen Bewegungen zu üben. Wie oft aber habt Ihr dies wohl gethan? — F. Ich kann diese Frage nicht unmittelbar beantworten. — G. Ich kann dies für Euch thun: nicht ein einziges Mal! Im Sommer begabt Ihr Euch um sechs Uhr dahin. Ihr fandet dort die reizende Frau vom Hause mit ihren Kindern und Freunden, bereit, mit Euch umherzuwandeln und Euch mit ihrer angenehmen Conversation zu unterhalten. Ihr zoget es jedoch vor, auf der Terrasse zu sitzen und Euer Auge über die Schönheiten des Gartens schweifen zu lassen, ohne einen Schritt in die entfernteren Partien desselben zu machen. Im Gegentheil begehrt Ihr Thee und das Schachbret, und bleibt bis neun Uhr sitzen, worauf Ihr, anstatt zu Fuße nach Hause zu gehen, was Euch sehr wohl thun würde, in Euren Wagen steigt. Wie thöricht ist es nicht, zu behaupten, daß diese Sorglosigkeit ohne meine Dazwischenkunft mit der Gesundheit vereinbar sei! — F. Ihr tadelt mich also auch, daß ich von Herrn B*** in meinem Wagen zurückkehre? — G. Gewiß; denn da Ihr die ganze Weise gegessen seid, könnt Ihr Euch nicht mit der Ermüdung des Tages entschuldigen, und braucht daher auch keinen Wagen. — F. Was soll ich aber mit demselben beginnen? — G. Verbrennen, wenn Ihr wollt; er würde Euch auf diese Art wenigstens einmal Wärme gewähren. Oder, wenn Euch dieser Vorschlag mißfällt, habe ich einen andern für Euch. Beobachtet die armen Bauern, welche in den Weingärten und Aekern um Passy, Auteuil, Chaillois &c. arbeiten, und Ihr werdet unter diesen fleißigen Geschöpfen vier oder fünf alte Männer, gebeugt von der Last ihrer Jahre und übermäßiger Arbeit, finden, welche nach den Mähen des Tages sich eine oder zwei Meilen weit nach ihren elenden Hütten schleppen müssen. Laßt Euren Kutscher dieselben nach Hause führen; das wird gut für Eure Seele sein, während dem Ihr, wenn Ihr zu Fuß von Herrn B*** nach Hause geht, Eurem Körper Gutes erweist. — F. Wie langweilig Ihr doch seid! — G. So! Nun denn zu meinem Amte; Ihr sollt nicht vergessen, daß ich Euer Arzt bin. Da! — F. O weh! Welch' ein Teufel von einem Arzt! — G. Wie undankbar Ihr doch seid, so zu sprechen! Bin nicht ich es, die in der Rolle Eures Arztes, Euch vom Schlagfluß, von der Wassersucht und Lähmung rettete? Eines

von diesen Dreien wäre ohne mich längst Euer Loos gewesen. — F. Das gebe ich zu und bedanke mich für Eure Güte; ich bitte Euch jedoch, mich für die Zukunft mit Euren Besuchen zu verschonen; denn ich will lieber sterben, als so schmerzhaft kurirt werden. Erlaubt mir jedoch die Bemerkung, daß auch ich gegen Euch nicht unfreundlich war. Ich erlaubte nie weder einem Arzte noch einem Quackfalber gegen Euch zu Felde zu ziehen; wenn Ihr mich also nicht ruhig lasset, so kann ich Euch mit nicht geringerem Rechte auch undankbar nennen. — G. Dazu ist ganz und gar kein Grund vorhanden. Denn Quackfalber verachte ich; sie können Euch zwar tödten, aber mir nichts anhaben. Wahre Aerzte jedoch haben die Ueberzeugung, daß die Gicht in einem Menschen von Eurer Constitution keine Krankheit, sondern ein Heilmittel sei. Aber zu unserer Pflicht zurück — da! — F. O weh! weh! Um des Himmels Willen, lasset mich; ich verspreche Euch feierlich, nie wieder Schach zu spielen, sondern täglich tüchtige Bewegung zu machen und mäßig zu leben. — G. Ich kenne Euch nur zu gut. Ihr versprecht nun Alles; aber nach einigen Monaten guter Gesundheit werdet Ihr wieder zu Euren alten Gewohnheiten zurückkehren. Eure schönen Versprechungen werden vergessen werden gleich den Formen der Wolken im verstoffenen Jahre. Lasset uns also unsere Rechnung schließen, und ich werde dann gehen. Das aber verspreche ich Euch, ich werde Euch an einem anderen Orte und zu einer andern Zeit wieder finden; dann ich will nur Euer Bestes, und ich glaube, Ihr seid nun selbst überzeugt, daß ich in der That Eure Freundin bin.

Otto Nheb's Gesundheits- und Körper verschönernde Damenmieder.

(Ein Beitrag zur Orthopädie.)

So wenig es in der Tendenz dieser Blätter liegt, einer Modethorheit das Wort zu führen, um so weniger wird man es uns zumuthen, daß wir das Organ einer Charlatanerie sein wollten. Aber es handelt sich hier um eine Sache, die vom höchsten Interesse in Betreff des menschlichen Wohles ist.

Diätetische Schriftsteller, und unter diesen selbst Männer der ersten Größe, haben sich gegen das Tragen der Schnürleiber ereifert. Spähen wir dem Grunde jenes Mißbehagens nach, welches diese Männer, gewiß aus redlichen Absichten, gegen die Mieder äußerten, so trifft der gemachte Vorwurf weniger die Mieder an und für sich, als vielmehr ihre unzumuthige Verfertigung. — Schönheit und Gesundheit sind keine Antipoden; was dem Körper auf dem Wege der Natürlichkeit, durch ganz einfache Mittel Grazie und Anmuth ertheilen soll, kann mit der Gesundheit nicht in so grellem Widerspruche stehen. Was durch Künsterei, als kosmetisches Mittel, dem Körper nachtheilig werden

muß, wird gewiß einem unverdorbenen, richtigen Geschmacke auch nicht ganz zusagen. An der Kunst allein müßte es also nur liegen, wenn sie jener Verschönerung nicht sogleich die geeigneten Mittel zur Verfügung stellen könnte; sie müßte mit dem Bau des menschlichen Körpers, mit seinem äußeren Knochengestirke und den sie bekleidenden Weichtheilen, mit der Lage der tiefer liegenden Eingeweide zu wenig vertraut sein, wenn sie bei der Realisirung einer äußeren Augenweide, die hierdurch dem Körper drohenden Gefahren aus dem Auge ließe. Dies war in der That bis jetzt größtentheils der Fall; Leute, die sich mit Verfertigung der Nieder beschäftigten, waren größtentheils bloß Frauenkleidmacher, und zwar größtentheils solche, die es bei ihrer Unkenntniß der äußeren Körperverhältnisse, nicht einmal durch einen gefälligen Schnitt und Präcision der Taille zu einer besondern Beliebtheit bringen konnten. Dadurch mußten alle jene Nachtheile beim Anlegen der Schnürleiber entstehen, welche einer allseitigen, gewaltsamen Zusammenschnürung des Leibes ihren Ursprung verdanken, als Verengerung des Brustkorbes, Druck und Quetschung der Rippen, Verschiebung der Baucheingeweide aus ihrer Lage, verhinderte Blutbewegung und Drang desselben nach ungeeigneten Orten.

Diese Nachtheile waren alle um so häufiger, als die Mittel, welche diese Verengung des Körpers bewirken sollten, weniger Nachgiebigkeit und Elasticität besaßen. Durch die Befestigung derselben mittelst der Armbänder, wurde die Schulterhöhe ein tragender Stützpunkt, der leicht der Verschiebung ausgesetzt wurde, indem die Rippen im weitem Umfange den andern Befestigungspunkt abgeben mußten; und so wurde nicht selten besonders bei jüngern Individuen, die an Skrophelsucht oder englischer Krankheit litten, leicht die beabsichtigte Verschönerung des Körpers endlich in eine Verunstaltung und Mißbildung umzuwandeln. Otto Rehb hat ein mehrjähriges, gründliches Studium auf den Bau des männlichen und vorzüglich des weiblichen Körpers verwendet, und diesem Mißstande der Art abzuhelpen gesucht, daß nicht allein die erwähnten üblen Folgen gemieden werden können, sondern sogar die Schnürleiber, nach der Art und Weise, wie sie von ihm verfertigt werden, ein orthopädisches Vorbaumungsmittel und selbst gegen bereits entstandene geringere Schiefwachsungen als die trefflichste Vorkehrung betrachtet werden. Seine erste Abänderung, welche er mit den Niedern vornahm, war, die Armbänder zu beseitigen; eine Erfindung, die durch ihre Zweckmäßigkeit sich sogar den Weg über den Rhein zu bahnen wußte, und in Frankreich für eine einheimische Erfindung, wie Alles, was von uns Deutschen dahin kommt, ausposaunt wurde. Seine zweite Verbesserung zielte dahin, das äußere Druckwerk durch Fischbeine und Stahlfedern, so viel als möglich zu beseitigen. Selbst die eingelegten Polster, um dem Körper eine täuschende Gleichheit zu geben, die durch Druck ihre Schädlichkeit geltend machten, wußte er auf eine bequeme und vortheilhafte Weise abzuändern. Dem Druck der Rippen, welche als zweiter Stützpunkt der Einwirkung nachtheilig ausgesetzt waren, wurde auf dem Beckenknochen ein sicherer und schonender Gehalt angewiesen. Eben so wird der Druck der Brust und des schwangern Unterleibes durch eigene Schnitte vermieden. Ein Schulterblatt, welches höher als das andere ist, wird durch die mechanischen Vorkehrungen seiner Schnürleiber nach und nach wieder in die geeignete Lage zurückgebracht.

Wir haben einige solcher verbesserten Mißstaltungen gesehen, so wie andere, die schon bedeutend auf dem Wege zu ihrer Rückbildung vorgeschritten sind.

Auch um das Einseitigwerden der Kinder beim Schreiben, beim ersten Gehen und Gängeln der Kinder durch Leitbänder zu verhüten, sahen wir treffliche und zweckmäßige Vorkehrungen.

Wir glauben daher im Einverständnisse mit einer vorhergegangenen Prüfung dieser Verbesserungen, von Seite der medicinischen Facultät allhier, dem Erfinder im Interesse der Menschheit eine Anempfehlung zu Theile werden zu lassen, und werden in der Folge auf einzelne, noch nicht bekannt gewordene Verbesserungen wieder aufmerksam zu machen Gelegenheit haben.

Die Adresse desselben lautet: Otto Rheb, k. k. ausschließlich priv. Verfertiger der, von der med. Facultät geprüften Damenmieder, in Wien, Stadt, Trattnerhof Nr. 618, dritte Stiege, dritten Stock.

Mehrere Verbesserungen, mit Männermiedern vorgenommen, verdienen ebenfalls eine ehrenwerthe Erwähnung, und die obendrein den Vortheil haben, daß sie keines Zweiten bedürfen zum Behufe des Einschnürens. — g.

Zur Geschichte schleichender Vergiftungen.

(Aus dem Englischen des New Monthly Magazine.)

Die ersten Spuren der Vergiftungsart in England waren roh und ungekünstelt. Unter der Regierung der Königin Elisabeth jedoch wurde der feinere Theil derselben aus Italien eingeführt, und blühte besonders unter den Auspicien des großen Grafen von Leicester. Unter den Personen seines Haushalts befand sich ein italienischer Sekretär, welcher das berückigte Werkzeug war, mittelst dessen er sich seiner Schlachtopfer entledigte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele von den Gerüchten, welche über diesen Günstling in Umlauf waren, als Resultate des Neides oder politischer Feindseligkeiten zu betrachten seien; allein man glaubte so allgemein daran, daß man von Menschen, welche plötzlich starben, zu sagen pflegte, sie wären am Leicester-Schnupfen gestorben. Camden's und Dugdale's Zeugnisse verleihen indessen einigen der entsetzlichsten dieser Geschichten eine nicht geringe Glaubwürdigkeit. Unter den frühesten Opfern befand sich seine Frau, die von Walter Scott verewigte sanfte Amy Robsart. Das nächste Experiment versuchte Leicester an dem Lord Sheffields; er heirathete kurz darauf dessen Witwe, zwang sie jedoch diese Ehe geheim zu halten, und zwar unter dem Vorwande, daß dieselbe der Königin unangenehm sei. Nach einiger Zeit verlangte er von ihr, sie sollte Sir Edward Stafford heirathen. Sie widersetzte sich dieser Zumuthung so lange, bis ihr unter Leicester's hancster Disciplin Haare und Nägel ausfielen, und sie endlich einwilligte.

Der Graf von Essex ging denselben Weg. Der Cardinal Chastillon, Gesandter von Frankreich, wurde zu Canterbury vergiftet, und zwar wie es heißt für die Freimüthigkeit, mit der er sich über die Ränke ausgesprochen hatte, die Leicester spielte, um die Heirath der Königin mit einem fremden Prinzen zu verhindern. Den Sir Nicholas Throgmorton besel an der Tafel Leicester's eine tödtliche Krankheit, an der er starb, bevor er noch fortgeschafft werden konnte. Der

Graf von *Suffex*, sein großer Nebenbuhler, war eines seiner bekannten Schlachtopfer; er sprach auf seinem Sterbebette zu seinen Freunden: »Ich muß nun diese Welt verlassen und empfehle Euch der Gnade und Güte der Königin; aber hütet Euch vor dem Zigeuner (*Leicester*), denn der ist viel zu fein für Euch. Ihr wißt nicht, was ich weiß.« Diese und viele andere Beschuldigungen erhalten noch Bestätigung durch die Aussage *Campden's*, daß *Leicester* im Rathe vorge schlagen hatte, die Königin *Maria Stuart* durch Gift aus dem Wege zu schaffen.

Das tragische Ende des *Sir Thomas Overbury* ist bekannt genug. *Madame Anna Turner*, eine der Hauptpersonen in diesem Drama, würde der Akademie von *Locusta*, oder dem Unterrichte der *Tossana* keine Schande gemacht haben. Die Gifte verschaffte ihr der Arzt *Franklin*, während sie selbst deren Mischung besorgte. Diesem folgten gepulverte Spinnen, Aeskstein und spanische Fliegen. *Mad. Turner* wurde gehangen; allein selbst in der Todesstunde konnte sie ihrer Eitelkeit nicht die Genugthuung versagen, in einer gelbgestärkten Halskrause — eine Mode, welche sie aus Frankreich herübergebracht hatte — auf dem Richtplage zu erscheinen.

In Frankreich war der Giftmord schon in den frühesten Zeiten der Monarchie nichts Seltenes. So wie im alten Rom zur Zeit, als es Republik war, dieses entsetzliche Verbrechen am häufigsten war, so entwickelte es sich auch in seiner abschreckendsten Form in den stolzeften und glücklichsten Tagen der französischen Monarchie.

Die junge und schöne *Henriette Anna*, Princessin von England, Herzogin von Orleans und Enkelin *Heinrich's IV.* von Frankreich starb einige Wochen nach der Rückkehr von ihrer wohlbekanntem Reise nach England. Den 29. Juni 1670 legte sie sich nach dem Mittagmahl in *St. Cloud* auf einige Kissen, und schlief mitten unter einem fröhlichen Gespräche mit ihren Damen ein. Während sie schlief, veränderten sich plötzlich ihre Gesichtszüge; als sie aufwachte und ein Glas Zuckerwasser zu sich genommen hatte, überfiel sie ein Frost, dem starke Hitze und unerträgliche Schmerzen folgten. Sie rief aus, daß sie vergiftet sei und verlangte Del und Gegengifte. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten sie für verloren und ließen sie hilflos liegen. Da erinnerte sie sich, daß *Bossuet* ihrer Mutter in ihren letzten Augenblicken beigestanden habe und verlangte, ihn bei sich zu sehen. Man schickte 3 Couriere nach dem heiligen Mann, während welcher Zeit sie dem *Abbé Feuillet* eine Generalbeichte ablegte. Endlich langte *Bossuet* um Mitternacht an. Die Prinzessin sah ihn kaum, als sie ihn beschwor, sie bis zu ihrem Ende nicht zu verlassen. Der vortreffliche Prälat kniete sich mit einem Crucifix in der Hand an ihr Bett und erfüllte ihre Seele mitten unter den gräßlichsten Schmerzen mit Trost, Ruhe und christlicher Ergebung. Sie starb um 3 Uhr des Morgens.

(Der Beschluß folgt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der *Migot'schen* Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. *C. M.* vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf ieder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. *C. M.*, wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. *C. M.* — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 86.

Montag, den 26. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Schmöck's'er (Groß-Schlagendorfer) Kaltwasser-Heilanstalt in Zipsen, in Ungarn. — Zur Geschichte schleichender Vergiftungen. — Literatur. — Miscelle.

Die Schmöck's'er (Groß-Schlagendorfer) Kaltwasser-Heilanstalt in Zipsen, in Ungarn.

(Nach Z* — mitgetheilt aus Pesth von Dr. S. —)

So angenehm im Frühling und Herbst die Hauptstadt Ungarns, Pesth, zu bewohnen ist, eben so unbewohnbar wird sie dann, wenn der Sommer heranrückt. Es ist der Monat Juli, besonders jene Zeit der Aequatorialhige und des unermesslichen Staubes. Man vermist hier dann die ersten Bedürfnisse des Lebens: eine reine, frische Luft, das gute, trinkbare Wasser, die grünen Bäume und kühlen Schatten. Die vielen Bauten und der unheimmahnde Erddamm (durch einen bedeutenden Theil der Vorstädte sich streckend) liefern den erstickenden Staub. Unwillkürlich sehnt man sich weiter, in ein anderes Land hinaus; man trachtet mächtig aus dieser Ebene, in jene schöne, lebensfrohe Gegend des herrlichen Vaterlandes zu ziehen, wo die majestätischen Berge mit ihrem kühlen Laube, rieselnden Bächen und kristallinen Quellen den blauen Himmel begrünen und jene Kraft in ihren Thälern verbergen, welche die erlahmte Lebensflamme zum neuen Leben auffrischt und wieder ansacht. — Ich besuchte zu diesem Zwecke die Schmöck's'er Kaltwasser-Heilanstalt, welche unter dem Groß-Schlagendorfer Gipfel des hochragenden Tatra-Berges unlängst errichtet wurde. Freudig trat ich meine kleine Reise an, mein Herz schlug hoch, denn ich fing an im großen Buche der Natur zu blättern.

Die kleinen Zips'er Städte machten einen sonderbaren, ihre Umgebung einen großartigen Eindruck auf mein Gemüth. Da ist einmal

jeder Thurm, jedes Thor, jede Mauer mit Wapen und Inschriften gestampelt, und hie und da mit weisen Sprüchen schön geziert, die der müde Wanderer staunend liest und ihren Sinn bewundert. Die Gebäude sind auf Wehr eingerichtet, die Straßen schlecht gepflastert, die hölzernen Dachrinnen ragen, wie die Zungen, in die Mitte der Gasse hinein. Leutschau aber fand ich mit seinen schlängelnden Gassen, netten Häusern, mit der alterthümlichen Pfarre, dem mit Malereien und Aufschriften gezierten Rathhause, der prachtvoll aufgeführten, evangelischen Kirche, und dem Comitatsbause, sehr interessant. Der sogenannte Ringplatz wird bereits durch eine jung angelegte Promenade vortheilhaft verschönert.

Doch viel herrlicher als alle diese Städte ist ihre Umgebung. Wenn man vom Gömörer Comitats in's Zipser übertritt, verwandelt sich plötzlich der sanfte Charakter der Gegend in einen düstern; die Bahn führt über wilde Bergketten, bis Neudorf, wo die Berge sich wieder zu Hügelu abplatteln, bis sie auf den Schneegipfeln der Tatra abermals ihren höchsten Punkt erreichen. — Hier war ich in meinem zweiten Frühling nun wieder gekommen, und welcher Gewinn und welcher beseligender Genuss: den Frühling zweimal zu erleben. Der Pesther Sommer mit seiner sengenden Hitze hat fürwahr einen südlichen Charakter; hier dagegen weht beim höchsten Stand der Sonne beständig eine kühle, erquickende Luft. Auf den Grasshalmen, auf dem Sammt des Mooßes, auf den gekrauteten Blättern der Zwergsträucher und auf den Gipfeln der schlanken Tannen perlt noch des ersten Lenzes Thau. Und was ist das schönste Feuer aller Edelsteine, mit diesem Glanz verglichen?! —

Schmöckß, der Badeort (von dem unweit liegenden Schmegeu, welches ein Dorf ist, wohl zu unterscheiden) liegt unter der Groß-Schlagendorfer Höhe des Tatra-Berges, von Kesmark-zwei, von Leutschau und Neudorf beiläufig fünf Stunden weit entfernt. Der obige Name wird ihm gewöhnlich beigelegt; jedoch dünkt es uns wohlklingender, so wie auch die Ortsverhältnisse deutlicher ausdrückend zu sein, ihn den Groß-Schlagendorfer Badeort zu taufen. Er liegt mitten im dichten, und kaum hie und da gelichteten Tannenwalde, umrauscht von wasserreichen Felsenquellen und Bächen, 3000, nach Wahlenberg 3077 Fuß hoch über die Meeresfläche erhoben. Die wolkenfaumige Tatra-Spize schützt ihn vor den Winden des Nordens, doch verschreckt auch die nämliche die erhitzenden Strahlen der Sonne. Mit solcher Lage verbinden sich nun kalte Morgen und Abende, ein später Sommer und früher Herbst. Unten aber, gegen Süden, dehnt sich ein mit Städten und Dörfern bestreutes herrliches Thal aus, welches der Kralowäer Berg begrenzt. Diese Gegend ist eine der bevölkertsten des Vaterlandes.

Der Badeort ist ein Eigenthum der Grafen Esáky, der Erb-Obergespáne des Zipser Comitats. Schon vor Zeiten wurde er wegen seiner Sauerbrunnen, gefunden Luft und herrlichen Lage von Vielen besucht. Graf Stephan Esáky war der Erste, der hier manche Bauten aufzuführen begann. Das jetzt bestehende Hauptgebäude wurde im Jahre 1824 errichtet. Jedoch verdankt der Ort seine Verschönerung und weitere Begründung dem jetzigen Pächter, Keiner, der nach Kräften gerne Alles opfert und wirkt, was und wo es nur möglich ist. Dr. Samuel Posewitz, der ehrenwerthe Physikus der sechzehn Zipser Städte, errichtete im vergangenen Jahre eine Wasserkur-Anstalt, welche in unserm Vaterlande, nach der wenig besuchten — ersten — Bartfelder, die zweite ist, in welcher das süße, kalte Wasser den Triumph über den unbedeutenden Säuerling erhielt. Ueberhaupt fand ich die Hydropathie in Ober-Ungarn sehr beliebt und verbreitet; die Natur bietet hierzu Alles freiwillig und reichlich dar. Ich fand an mehreren Orten (Nosenau, Dobšina, Neudorf) Douchen errichtet.

Für unsern schönen Ort hat die Natur Alles gethan; die menschliche Hand bis jetzt noch nicht sehr viel. Es bestehen schon dieses Jahr 37 Wohnzimmer für Gäste, in Holzgebäuden; 3 Badekabinete; die Zahl der Douchen stieg auf 3, und außer der 13 Fuß hohen Paulina- und 21 Fuß hohen Herkules-, wurde noch eine 17 Fuß hohe Douche erbaut, wovon die erstere von den Gebäuden beiläufig 5000, die andere 2000, die dritte 1000 Schritte entfernt, mitten in einem Tannenwalde liegen. Das zum Trinken bestimmte Wasser wird aus einer Felsenquelle durch 720 Klafter lange Kanäle zu den Gebäuden hingeleitet. Das Trinkwasser zeigt 4° Reaum., das Wasser der Douchen 8° Reaum. Alles dieses ist das Werk und Verdienst des gefälligen, aufmerksamen und einsichtsvollen Doktors und des fleißigen Pächters; durch sie wurden mehrere Brunnen eingefast, ein kleiner Rasenplatz zur Promenade angelegt, die zuführende Straße verbessert u. s. w. Der Speisefalon allda, von Holz erbaut, ist geräumig, mit großen Fenstern, vorne mit einem Gange, wovon sich die herrlichste Aussicht darbietet. Die Tafeln werden täglich rein gedeckt, die Küche ist vortrefflich. Die Speisen werden abgekühlt aufgestellt. Man isst Rindfleisch (selten Suppe), Mehlspeisen, Gemüse, Braten, Jedermann so viel er will. Man steht um 4 Uhr Morgens auf, schwitzt, badet, trinkt, promenirt, geht zur Douche, trägt den Neptungürtel (ein in Wasser getauchtes, ausgeballtes Tuch) um den Unterleib; um 9 Uhr geht Jeder zu Bette. Der jetzige Stand des Badeortes läßt aber so Manches noch zu wünschen übrig. Viele der zuströmenden Gäste werden wegen Mangel an Wohnungen zurückgewiesen; denn für jene, die etwas

spät kommen, öffnet sich keine Thür, kein Lager bietet sich dar für die müden Häupter. Wünschenswerth wäre noch die regelmäßige Communication durch die Post; so wie auch der ersohnte Genuß der Lectüre von Zeitschriften, oder wenigstens einiger Zeitungen. Doch in Kurzem wird all' dem Genüge geleistet.

Bei Allem dem können wir die Groß-Schlagerdorfer (Schmökser) Kaltwasser-Heilanstalt, wenn nicht wegen ihrem verbreiteten Namen oder der Zahl der Besuchenden (bis Ende Juli waren heuer 25 Neptunssöhne hier), doch wegen seines frischen, vortrefflichen Wassers, der herrlichen Umgebung, der aufmerksamen ärztlichen Sorge, der pünktlichen Bedienung, nahrhafter Tafel (die überdies sehr billig ist), wohl mit allem Recht neben die Gräfenberger Anstalt stellen. Unbekannt ist die Gegend des Tatra-Berges wegen häufiger Beispiele höchsten menschlichen Alters, dem man im Zipser, Liptauer und Arvaer Comitatz begegnet. Wahrhaftig scheint die Lage an den Karpathen, die reine, frische Luft, das ausgezeichnet kalte Wasser, die wunderschönen Ausichten, diesen Ort zu einer Kaltwasser-Heilanstalt bestimmt zu haben. Wer einmal hier gewesen, wird gewiß öfter und nicht allein wiederkehren. Erzählen wird er, daß auf die Riesennirne der Tatra die hohe Gottheit eine großartige Herrlichkeit aufgeprägt; daß diese Berge, Quellen und die Bäche gewiß den Vergleich mit jenen anderer Gegenden bestehen, ja uns schon um so theurer und werther erscheinen, weil sie vaterländisch sind. Hier ist Jedermann Anbeter der Natur; aus der Tiefe seiner Seele freut er sich eines schönen, heiteren Tages, mit reiner Begeisterung sieht er den ersten und letzten Strahlen der Sonne auf den Bergspitzen entgegen, und schweigend hört er das Murmeln der Bäche und das geheime Säuseln der rauschenden Wälder an! Hier lernt man jene noble Langweile verachten, welche in vielen andern Wädern heimisch ist. Wahrhaftig, es ist dies eine elende, kleine Welt, mit allen Narretheien der großen Welt! Die Damen kommen hin mit all' ihrem Pug, um sich in minder schönen Zimmern anstatt zwei- — viermal des Tages anzukleiden; die Herrchen verlassen in Pesth die schmutzigen Spieltische, um hier wieder an denselben zu sitzen, und über des Freundes Verlust teuflisch zu lachen. — Vergessen will ich dies Alles bei dem duftenden Odem der grünen Wälder, bei dem Spiegel dieser Demantwellen. Hier, wo des Schöpfers Hand ein solch' erhabenes Denkmal seiner göttlichen Macht errichtet, wo ein silbernes Felsenheft die Erde mit dem weiten Himmel knüpft, wo sich das Sanfte und Schöne mit dem Großen und Schaudervollen paart; da verschwindet der eitle Glanz des Lebens, und in lächerlicher Form tauchen seine Albernheiten auf! — Zum Schlusse wollen wir aber noch sehen: Gott gebe

der Stadt Pesth vom Schlagendorfer Wasser nur einen Brunnen, und dem Latra nur manche Strahlen der Pesther Sonne!!*).

*) Bei dieser Gelegenheit mache ich aufmerksam auf einen über diesen Gegenstand enthaltenen Auffag in der allgem. Zeitung v. 7. Sept. 1810. Beilage. D. Verf.

Zur Geschichte schleichender Vergiftungen.

(Beschluß.)

Ludwig XIV. befahl Bossuet, ihrem geistlichen Beistande, ihr eine Leichenrede zu halten, welcher Pflicht er sich auch in einem der herrlichsten Vorträge, die er je gehalten, entledigte. Er wählte zu seinem Texte den wohlbekannten Vers: »Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel!« und variierte über denselben so ergreifend, daß die ganze Gesellschaft von ihren Sizen aufstand, Entsetzen im Antlitz, und Bewunderung des unsterblichen Redners durch Grabesstille bekrundend.

Die Prinzessin Henriette Anna hielt sich für vergiftet. Dasselbe glaubte der Hof und ganz Paris. Der englische Gesandte — ganz Europa, war überzeugt davon. Voltair e hingegen glaubte, daß sie eines natürlichen Todes gestorben wäre, und daß nur die Bosheit der Menschen und die Liebe zum Wunderbaren Ursache dieses Gerüchtes gewesen wären. Allein die Art ihres Todes und die ausdrückliche Erklärung Ludwig's XIV. machen die Meinung Voltair e's allerdings verdächtig.

Marie d'Aubray, Tochter des Dreux d'Aubray, welche im J. 1651 den Marquis de Brinville heirathete, und ihr Geliebter Sainte Croix sind in Bezug auf ihre Geschicklichkeit in der Giftmischerei nur zu wohl bekannt. St. Croix pflegte bei der Bereitung seiner Gifte eine gläserne Maske zu tragen; sie fiel ihm einst, als er so beschäftigt war, vom Gesichte und man fand ihn todt in seinem Laboratorium. Bei Durchsuhung seiner Effecten stieß man auf eine kleine Schachtel, welche mit einer Adresse an die Marquise versehen war, und Gifte verschiedener Art enthielt. Diese, davon unterrichtet, floh aus Frankreich. La Chaussée, der Diener St. Croix's, wurde arretirt, und nach dem Eingeständnisse mehrerer Mordthaten lebendig auf's Rad geflochten.

Die Marquise flüchtete sich zuerst nach England und dann nach Lüttich, wohin sich ein Polizei-Agent Desgrais begab, um ihrer habhaft zu werden. Da ihm dies nicht durch Gewalt gelang, verkleidete er sich als Abbé, fand Mittel ihre Bekanntschaft zu machen, nahm die Rolle ihres Liebhabers an, bewog sie zu einer Lustparthie und verhaftete sie auf diese Weise. Unter ihren, im Kloster zu Lüttich gefundenen Effecten befand sich ein vollständiges, von ihr selbst geschriebenes Geständniß ihrer Verbrechen. Sie wurde den 16. Juli 1676 enthauptet und ihr Leichnam dann den Flammen preisgegeben.

Ihre Execution war jedoch nicht im Stande, dem Giftmorde in Paris Einhalt zu thun. Auffallende Todesfälle ereigneten sich sehr häufig, und die Zahl und das Ansehen der Personen waren so bedeutend, daß in der Bastille ein eigenes Tribunal für Verbrechen dieser Art errichtet wurde. Dieser im Jahre 1679 errichtete Gerichtshof führte den Namen der *Chambre ardente*. Zwei Frauen La Vigoreux und La Boisin, und mehr als 40 andere Personen wurden wegen

Verdacht von Giftmord verhaftet. Als Vorwand dienten ihnen die Nekromantie und Liebestränke, die sie Jenen darreichten, die deren wünschten. Viele Personen, welche wahrscheinlich keine verbrecherischen Absichten hatten, begaben sich aus Neugierde oder Aberglauben in die Neze dieser Menschen, welche ihr höllisches Gewerbe bis 3 Jahre nach dem Tode der Brinvilliers ungestört fortsetzten. Die La Boissin hielt eine Liste aller dieser Unvorsichtigen, welche auch auf dieses Zeugniß hin verhaftet und vor der Chambre ardente verhört wurden.

Literatur.

Monographie über das Heimweh.

„Das Heimweh“, von Joseph Zangerl, Dr. der Arzneikunde, Magister der Geburtshilfe, k. k. Hofarzt etc. Zweite, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Wien 1840. Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

Das Heimweh, eine bisher von sehr wenigen Ärzten, und von diesen nur in größter Kürze beschriebene Krankheit, verdient ihres nicht so seltenen Vorkommens und ihrer furchtbaren Folgen wegen näher betrachtet zu werden, und hat auch von jeher die Aufmerksamkeit der Ärzte und Psychologen auf sich gezogen. Der achtungswürdige Herr Verfasser, welcher als Tiroler Gelegenheit hatte, diese in seinem Vaterlande häufig vorkommende Krankheit zu beobachten, schenkte diesem Gegenstande, der dem Arzte eben so praktisch wichtig, als er leider manchem Nichtarzte kaum dem Namen nach bekannt ist, seine vieljährige Aufmerksamkeit, und legt in dieser, mit vieler Sachkenntniß verfaßten Schrift bei einer klaren, bündigen, auch dem Nichtarzte genießbaren, von allem gelehrten Pompe entfernten, und doch den gründlich forschenden Arzt überall beurfundenden Darstellungsweise die Resultate seines, auf eigene Beobachtung sich stützenden Nachdenkens über das Heimweh nieder. Daß der Herr Verfasser die Leistungen seiner Vorgänger überall gehörig würdigt und mit kritischem Auge mustert, davon überzeugt sich der Leser vorliegender Monographie auf jedem Blatte derselben.

Was nun den näheren und reichen Inhalt dieser gediegenen Schrift betrifft, so müssen wir uns mit Hinweisung auf das Werk selbst, auf eine gedrängte Andeutung desselben beschränken. Nach Feststellung der Etymologie und nach logischer Erörterung des Begriffes von Heimweh, nennt der Herr Verfasser dieses Uebel eine „Nervenkrankheit mit vorzüglichem Leiden des Gemüthes“, insbesondere jene Form von Melancholie, die in einer heißen Sehnsucht nach der Heimath besteht, und bei Nichtbefriedigung derselben die zerstörendsten Wirkungen, selbst den Tod herbeiführt.“ *) Nach gegebener Eintheilung

*) Es gibt auch, wie der Herr Verf. sehr richtig bemerkt, ein dem Heimweh gerade entgegengesetztes Leiden, nämlich die unwiderstehliche Begierde, in die Fremde zu gehen (Apodemia, Fortweh, Hinausweh), die so groß sein kann, daß, bei Nichtbefriedigung derselben, die davon Ergriffenen nicht selten krank werden. Petrarca und Alfieri litten an diesem, von Ersterem sogenannten *furor dell' andare*. Diese Sehnsucht wird von Eltern und Erziehern zu wenig gewürdigt, und es sind die Fälle, besonders bei lernbegierigen studierenden Jünglingen nicht selten, wo Mangel an Appetit, melancholische Stimmung, Flucht in die Einsamkeit, Schlaflosigkeit, selbst Fieber und Abmagerung die Folgen dieser unbefriedigten Sehnsucht, in die Fremde

der Nostalgie geht der Herr Verf. zur Aufzählung der wichtigsten Momente über, die uns in den Stand setzen, diese leider nicht selten verheimlichte oder auch im Gegentheil vorgeschützte Krankheit in ihren proteusartigen Formen sicher zu erkennen (Diagnose), eine Aufgabe, bei deren Lösung die erfahrensten Männer sich schon geirrt haben. Der Verf. gibt daher a) die Kennzeichen des einfachen, offenkundigen, b) die des complicirten, c) die des verheimlichten, d) die des vorgeschützten Heimwehs, so wie endlich die Unterscheidungsmerkmale dieser Krankheit von anderen Leiden (als z. B. von unglücklicher Liebe, Melancholie junger, in der Entwicklungsperiode begriffener Individuen, schleichendem Nervenfieber u. s. w.) näher an, um dann auf die Ursachen dieser Krankheit (Aetiologie) überzugehen. Nachdem der Herr Verf. die Ansichten anderer Schriftsteller über die nächste Ursache (das Wesen) des Heimwehs kritisch durchgeht, spricht er sich dahin aus, daß das Heimweh entweder vorzugsweise von der Seele ausgeht, und den Körper nur secundär mit in den Kreis des Leidens zieht, oder es beginnt mit einem körperlichen Leiden, zu welchem jenes der Seele hinzutritt. Dieser Ansicht zufolge gibt es ein psychisches und ein somatisches Heimweh. »Beide,« sagt der Herr Verf. »gehen von einem entgegengesetzten Pole der Entwicklung aus, auf der Höhe ihrer Ausbildung kommen sie aber zusammen und stellen sich als ein Leiden des Vorstellungsvermögens, des Gemüths, und des Körpers dar. Das Wesen des Heimwehs besteht demnach in einer einseitigen, nur auf vaterländische Vorstellungen bezüglichen Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, in Verstimmung und Gedrücktheit des Gemüths, und in verschiedenen körperlichen Leiden. — Nachdem der Herr Verf. die Ansicht Larrey's bekämpft, welcher das Heimweh als in einer Gehirnentzündung, die mit Geistesverrücktheit verbunden, begründet zu sein annimmt, — geht er zu sehr interessanten psychologischen Erörterungen der Anlage zum Heimweh über, um die Rolle zu betrachten, welche hier Vaterlandsliebe, Gewohnheit, Haften jugendlicher Eindrücke, Einbildungskraft, fremde Sprache, Alter, Geschlecht, dynamische oder materielle Beschaffenheit des Körpers, Langeweile, Beschaffenheit der Heimath u. s. w. spielen. Aus der Zahl der, vom Verf. aufgezählten erregenden Ursachen heben wir heraus: grellen Contrast zwischen dem Fremden und dem Vaterlande, in Hinsicht auf Gegenden, Klima, Lebensart, Sprache, Regierungsform, Tracht u. s. w.; ferner psychische Anstreckung (daher mehrere Landsleute vom Heimweh ergriffen werden, sobald es Einer war). Die Ansicht Scheuchzer's, als wäre die Luft die einzige Ursache des Heimwehs, widerlegt der Herr Verf. aus vielen Gründen, und zählt zu den wichtigsten, Ursachen auch: plötzliche Eindrücke auf das Gemüth, durch welche die Erinnerung an die Heimath geweckt wird. Daher der Anblick eines Briefes aus der Heimath, der Anblick von Landsleuten, der Nationaltracht, u. s. w. das heftigste Heimweh erwecken. Interessant ist die Untersuchung, die der Verf. anstellt über die Frage: »Warum die nördlichen und die Gebirgsvölker am mei-

zu reisen, waren. (Welche ursächliche Beziehung dieses Hinausweh zu dem Splen der so reiseflustigen und locomotiven Engländer hat, dürfte einer näheren Untersuchung wohl werth sein.)

D. Ref.

sten dem Heimweh unterworfen sind?“ und noch weit lehrreicher ist die nähere Anwendung dieser Untersuchung auf die einzelnen Nationen, die der Erfahrung zu Folge am häufigsten am Heimweh leiden. In dieser Beziehung werden aufgezählt: die Schweizer (mit einer interessanten Digression über Alpenmusik und den bekannten Kuhreihen), die Tiroler, Steirer, Ilirier, Schottländer, Cappländer, Franzosen, Deutsche (Oesterreicher, Sachsen u. s. w.), Russen, Türken u. s. w. Nach Aufzählung der außer europäischen Völker, die an Heimweh vorzüglich leiden, betrachtet der Verf. die verschiedenen Dauer und Ausgänge der Krankheit, welche in Genesung, in andere Krankheiten und in Tod übergehen kann; gibt den bis jetzt bekannt gewordenen Leichenbefund (welcher jedoch wenig Aufschluß über das Wesen der Krankheit gibt), und schreitet endlich zur Prognose und Heilung des Heimwehs. Höchst wichtig und besonders für Militärärzte interessant ist das Kapitel über prophylaktische Behandlung, da dieses Uebel bei Soldaten so oft vorkommt. Aber auch Civil-Spitalärzte werden hieraus viel Lehrreiches schöpfen. Die Heilmethode der Krankheit theilt der Verf. in eine psychische, therapeutische und palliative ein. Den Schluß dieser trefflichen Abhandlung bildet die Behandlung des vorgeschützten (stimulirten) Heimwehs; ferner ein Verzeichniß der über das Heimweh vorhandenen Schriften, und endlich mehrere in Noten gesetzte Musikstücke (der Kuhreihen, das Tirolerheimweh).

Diese gedrängte Darstellung möge dazu dienen, den Leser auf den reichen Inhalt dieser Monographie aufmerksam zu machen. Die typographische Ausstattung ist sehr schön.

Dr. Beer.

Miscelle.

Das Journal »L'Esclape« Fevrier 1840, enthält einen größern Aufsatz: »Ueber die therapeutische Anwendung der Musik, dessen Inhalt sich auf folgende Hauptsätze zurückführen läßt: 1) Die Musik hat auf den Menschen einen wirklichen Einfluß, der eben so verschieden ist, als seine eigenthümliche Anlage. 2) Man darf nicht Alles verwerfen, was die Alten über die Macht der Musik erzählen. Wahrscheinlich wurde durch die Einfachheit ihrer Musik und das specielle Studium ihrer Künstler die Nachahmung der Gefühle und Leidenschaften leichter, so daß diese Kunst einen mächtigeren Einfluß auf ihre Gefühlsvermögen hatte, als die neuere Musik. 3) Die Musik ist ein kräftiges Mittel, zum die Aufmerksamkeit des Kranken zu fesseln und kann dieses von großem Nutzen gegen manche Affektionen sein. 4) Man hat den Nutzen der Musik gegen Geisteskrankheiten übertrieben. Diese Heilungen müssen als Ausnahmen betrachtet werden, die mit denen zu vergleichen sind, welche durch starke Erschütterungen, wie durch einen Fall in's Wasser, eine angenehme oder traurige Nachricht u. s. w. erfolgen. 5) Die Musik kann besonders gegen Geisteskrankheiten vortheilhaft wirken, aber ihr Einfluß läßt sich eben so wenig, wie der anderer physikalischer Mittel vorher berechnen, noch ist er unter gewisse therapeutische Regeln zu bringen. 6) Die Musik war den Geisteskranken zuweilen schädlich, weshalb sie der Arzt mit Vorsicht anwenden muß.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 87. Donnerstag, den 29. October 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Unterricht der Blinden. — Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen. — Orthopädische Anstalt in Berlin.

Ueber den Unterricht der Blinden.

In der Gesellschaft für Erziehung wurde den 24. Juni l. J. ein Bericht über die Unterrichtsmethode, welche in dem Blinden-Institute zu Boston, in den vereinigten Staaten, befolgt wird, vorgelesen. Diese Anstalt enthält 65 Zöglinge, welche sich mit der Verfertigung von Matrazen, Kissen, Bürsten, Körben und Börsen beschäftigen. Es ist allgemeine Regel, daß jeder Schüler einen Theil des Tages mit Studien — Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Grammatik — zubringt, den anderen jedoch der Handarbeit widmet. Einige lernen Algebra und Geometrie, woran Blinde viel Vergnügen finden sollen, und Drei machten ansehnliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Ein Spielplatz mit einer Regelpbahn wird täglich zweimal besucht; während der warmen Jahreszeit baden sie sich täglich in der See, und viele von ihnen sind geschickte Schwimmer. Der interessanteste Theil des Berichtes betrifft Laura Bridgman, welche taubstumm und blind ist, und nur einige Spuren von Geruchssinn besitzt. Sie zählt nun 13 Jahre und befindet sich seit ungefähr zwei Jahren in der Anstalt. Nachdem sie sich das Handalphabet der Taubstummen eigen gemacht, und die Namen von allen Dingen in ihrem Bereiche geläufig buchstabiren gelernt hatte, lehrte man ihr Worte, welche positive Eigenschaften, wie z. B. Härte, Weichheit, bedeuten; sie lernte leicht die Eigenschaften eines Körpers dadurch bezeichnen, daß sie die Wei-

wörter hart und weich mit den Hauptwörtern verband, wobei sie jedoch immer, der natürlichsten Bedeutung gemäß, das Hauptwort voraus setzte. Ihr jedoch einen allgemeinen Ausdruck und Begriff einer Eigenschaft beizubringen, war unmöglich. Einer ihrer ersten Sätze nach Erlernung der Beiwörter war: *Smith Kopf krank — Laura traurig*. Sie hatte nämlich die Aufseherin krank gefunden, und erfahren, daß sie Schmerz fühlte. Hierauf lehrte man ihr den positiven Ausdruck der Ortsverhältnisse, so weit die Möglichkeit dazu in ihrem engen Ideenkreise lag. So wurde z. B. ein Ring genommen und auf eine Schachtel gelegt; dann buchstabirte man ihr die Worte vor, und sie ahmte dieselben nach. Hierauf wurde der Ring auf einen Hut gelegt und ihr ein Zeichen gegeben, zu buchstabiren. Sie buchstabirte: „Ring auf Schachtel“. Als man ihr ihren Irrthum dargethan und ihr die rechten Worte versinnlicht hatte, begann sie augenblicklich ihre Urtheilskraft zu üben und schien ernsthaft nachzudenken. Dasselbe wiederholte man dann mit einem Beutel, einem Pulte und vielen andern Gegenständen, bis sie endlich die Gegenstände nennen lernte, auf denen der Ring lag. Dann gab man den Ring in die Schachtel; dies überraschte sie für einige Minuten, und sie irrte häufig; so z. B. sagte sie, wenn man sie fragte, wo das Haus der Aufseherin sei: „in Schachtel“. Querfragen sind jedoch selten nöthig, um sich zu überzeugen, ob sie richtig den Sinn der erlernten Worte fasse; denn wenn die wahre Bedeutung derselben in ihrem Innern aufdämmert, verbreitet sich augenblicklich ein überraschend freudiger Ausdruck über ihre Züge. In solchen Fällen scheint die Begriffsauffassung augenblicklich vor sich zu gehen, und sie bedient sich zur Versinnlichtung vortrefflicher Zeichen. Sie buchstabirte z. B. *auf*, und legte dann eine Hand auf die andere; dann buchstabirte sie *hin ein*, und schloß dabei eine Hand in die andere. Einen Begriff von der Schwierigkeit, ihr gewöhnliche Ausdrücke und ihre Bedeutung beizubringen, kann man sich daraus bilden, daß es über zwei Stunden brauchte, ihr die Worte *rechts* und *links* begrifflich zu machen. Die Art, sie zu unterrichten, kann zuweilen nichts weniger als methodisch sein; denn ihre Sucht zu lernen ist so groß, daß es sie sehr betrübt, wenn die Beantwortung einer ihrer Fragen auf die Zeit nach der Lectio verschoben wird. Man findet es daher am besten, ihre Neugierde zu befriedigen, wenn dieselbe in einigem Bezuge zu der Lectio steht. In ihrem Eifer, sich Wortkenntniß zu verschaffen, und ihre Ideen mitzuthellen, bildet sie sich, den Gesetzen der Analogie folgend, einige Worte, die zuweilen höchst überraschend sind. So dauerte es z. B. eine Weile, bis man ihr den abstracten Begriff des Wortes *allein* beibringen konnte; hierauf befahl man ihr, sich in ihr Zimmer zu begeben, und

allein zurück zu kommen. Dies that sie auch; allein da sie später wünschte, mit einem anderen Mädchen zu gehen, drückte sie dies Verlangen mit folgenden Worten aus: „Laura gehen all-zwei“. Dieselbe Begierde zeigt sie auch in ihrer Sucht, zum Zwecke der Classification zu definiren. Als ihr z. B. Jemand das Wort „Junggefelle“ aufgab, ging sie zu ihrem Lehrer, sich eine Definition dieses Wortes zu erbitten. Man sagte ihr, daß Männer, welche Frauen hätten, Ehemänner wären, und jene, welche keine hätten, Junggefellen. Darauf definirte sie: „Junggefelle nicht haben Frau, und rauchen Pfeife“, hielt also das Tabakrauchen für ein besonderes Abzeichen der Spezies: Junggefelle.

Besonders leicht verschaffte sie sich die Kenntniß der thätigen Zeitwörter, besonders solcher, welche eine leichtbegreifliche Handlung ausdrücken, wie z. B. gehen, laufen, schütteln u. s. w. Wie sich von selbst versteht, sah es Anfangs mit Modus und Tempus übel aus, und sie gebrauchte die Worte im allgemeinen Sinne und nach der Ordnung ihrer Ideen. Nachdem sie mit dem Gebrauche der Hauptwörter, Beiwörter, Zeitwörter Vor- und Nebenvörter vertraut geworden war, hielt man es für gut, ihr schreiben zu lernen und ihr zu zeigen, daß sie ihre Gedanken anderen, von ihr entfernten Personen mittheilen könne. Höchst unterhaltend war das stumme Erstaunen, und die Gelehrsamkeit, mit welcher sie sich diesem Unterrichte unterwarf; ihre Freude war grenzenlos, als sie in wenigen Monaten jeden Buchstaben deutlich schreiben und Worte von einander trennen konnte.

Uebrigens ist sie eine eben so große Freundin von Pug, Vändern und Filzterstaak, wie andere Mädchen ihres Alters, und als Beweis, daß dies aus demselben liebenswürdigen Wunsche, Andern zu gefallen, entspringe, muß bemerkt werden, daß sie, wenn sie irgend ein neues Kleidungsstück erhält, verlangt, in Gesellschaft zu sein. Wird ihre neue Acquisition von Anderen nicht bemerkt, so legt sie deren Hände auf dieselbe.

Das Addiren und Subtrahiren in kleinen Zahlen ist ihr ziemlich geläufig, und sie zählt bis Hundert. Jede größere Zahl ist bei ihr eine Potenz von Hundert. Für die Bestimmung des Zeitmaßes scheint ihr eine eigene intuitive Tendenz inne zu wohnen. Ohne von dem Wechseln zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, oder den Schlägen einer Uhr unterstützt zu werden, theilt sie doch die Zeit genau ab. Mit den Tagen der Woche, und mit der Woche als einer Einheit, ist sie vollkommen vertraut. Den Tag selbst theilt sie ein nach dem Anfang und Ende des Unterrichts, nach den Erholungs- und den Speisestunden. Sie geht pünktlich, und ohne dazu aufgefordert zu werden, um 7 Uhr zu Betta. Da ihr der Geruchssinn fehlt, so ist es eine schwer zu beantwortende Frage, ob die

Mittheilungen, welche ihr der Geschmacksinn gibt, bloß allgemein oder auch spezieller Natur seien. Um sich darüber zu belehren, wurden mehrere Versuche angestellt, welche jedoch noch zu keinem bestimmten Resultate führten. Im Allgemeinen fand man bloß, daß Säuren einen lebhaften und bestimmten Eindruck auf ihren Geschmacksinn machen, und daß sie die verschiedenen Grade von Säure besser, als Süßigkeit und Bitterkeit unterscheidet. Sie unterscheidet Wein, Cyder und Essig besser, als Manna, Süßholz und Zucker, während dem sie gegen bittere Stoffe viel weniger Empfänglichkeit zeigt. — Was ihren Tastsinn betrifft, so ist dieser sogar für eine Blinde sehr scharf zu nennen. Sie unterscheidet mittelst desselben sehr leicht Personen; Laura ist mit allen vierzig Mädchen der Anstalt wohl bekannt. Wenn sie durch die Gänge des Hauses geht, so erkennt sie an dem Zittern des Fußbodens und der Bewegung der Luft, daß Jemand in der Nähe sei, und es ist außerordentlich schwer, an ihr vorüber zu gehen, ohne bemerkt zu werden. Ihre kleinen Arme sind ausgestreckt, und in dem Augenblicke, in welchem sie eine Hand, einen Armel oder ein Kleidungsstück erhascht, erkennt Laura die Person, welcher sie gehören. Der angeborene Drang nach Wissen und die instinktmäßigen Anstrengungen der menschlichen Anlagen, sich in Thätigkeit zu entwickeln, zeigen sich auffallend in Laura. Ihre zarten Finger, die ihr Augen, Ohren und Nase ersetzen, sind beständig in Bewegung, und gleichen so den Fühlhörnern der Insecten. Wenn sie mit Jemandem geht, gewahrt sie nicht nur Alles, was innerhalb ihrer Fühlweite vorgeht, sondern auch, was ihre Begleiter, die sie beständig befühlt, vornehmen. Ihr Urtheil über Entfernungen und die verhältnißmäßige Stellung der Gegenstände zu einander ist höchst richtig; sie steht von ihrem Stuhle auf, geht gerade auf eine Thür zu, streckt ihre Hand im rechten Zeitpunkte nach der Schnalle aus, und ergreift diese mit der größten Sicherheit. Bei Tische benimmt sie sich mit vielem Anstande und bedient sich ihres Esszeuges wie die übrigen Kinder, so daß sie ein Zuschauer für ein ganz artiges Kind, mit einem grünen Bande um die Augen, ansehen würde. Wenn sie jedoch thun darf, was sie will, befühlt sie beständig Gegenstände und unterrichtet sich über deren Form, Umfang, Dichtigkeit und Gebrauch, fragt um deren Namen und geht mit wahrer Unerfättlichkeit in der Erweiterung ihres Wissens vorwärts. So setzt sich ihr immer thätiger Geist mit Hilfe ihres einzigen Sinnes mit der Außenwelt in gedeihlichen Rapport, und verschafft sich durch nimmer ruhende Aufmerksamkeit nützlich Wissen. Eigenschaften und Neußerlichkeiten, welche für Andere nicht vom geringsten Belange sind, sind ihr von großer Bedeutung und vielem Werthe, und durch eben diese wird mit der Zeit ihre Kennt-

niß der äußeren Natur und ihrer physischen Charaktere ausgebreitet genug werden.

Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen.

Von Dr. S c h a c h e r t *).

Die Kartoffeln, welche schon im Jahre 1586 nach Europa gebracht wurden, aber (vielleicht nur, weil sie zu einer Pflanzenfamilie gehören, die überall als giftig verrufen ist) ungeachtet ihres Wohlgeschmackes nur eine sehr langsame Verbreitung fanden, wurden in Deutschland zuerst im Jahre 1740 im Voigtlande, seitdem jedoch in allen deutschen Staaten um so allgemeiner angebaut, je mehr man sich von ihrer Nützlichkeit überzeugete. Bald genug kamen indeß die Fälle vor, daß Menschen nach dem Genuße von frühzeitig aus der Erde genommenen Kartoffeln erkrankten, was, da man von der Voraussetzung ausging, daß diese, wie andere unreife Früchte überhaupt, die Gesundheit gefährdeten, namentlich in Preussen die Verordnung zur Folge hatte, daß Sommer-Kartoffeln nicht vor dem 11. August, Winter-Kartoffeln nicht vor dem 1. September, zu Markte gebracht werden dürften, — eine Verordnung, die jedoch, nachdem man sich durch chemische Untersuchungen überzeuget hatte, daß sowohl die sogenannten unreifen, als auch die unbezweifelbar reifen Kartoffeln fast aus denselben Bestandtheilen beständen, in keiner von beiden aber eine Substanz enthalten sei, der man irgend eine nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit zuschreiben könne, trotz mannigfachen Widerspruches im Jahre 1829 wieder aufgehoben wurde. Inzwischen hat durch die Aufhebung gedachter Verordnung nicht erklärt werden sollen, daß Kartoffeln überhaupt niemals schädlich werden könnten, sondern es darf auch jetzt noch als eine ausgemachte Thatsache angesehen werden, daß dieselben unter Umständen allerdings nachtheilig auf die Gesundheit zu wirken vermögen, wie sich aus Nachstehendem ergeben wird. — Im Allgemeinen unterscheidet man frühe Kartoffeln, d. h. solche, die schon im August ihr Wachsthum vollendet haben, und späte, die erst gegen Ende September oder Anfang October vollständig ausgewachsen sind. Von jeder Art hat man weiße, rothe und violette, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die weißen bald mehr, bald weniger ins Gelbliche spielen, die rothen und violetten bald dunkler, bald heller, bald bloß oberflächlich, bald durch und durch gefärbt sind. Ferner unterscheidet man dieselben der Form nach in runde, platte und längliche. Je nach der Art erreichen sie eine bedeutendere oder geringere Größe, je nach dem Boden aber, auf dem sie gebaut worden sind, der Witterung, der sie während ihres Wachsthums ausgesetzt gewesen, und der Pflege, die ihnen zu Theil geworden ist, weichen sie hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Bestandtheile etwas von einander ab. Was nun diese anbelangt, so hat sich als Resultat aller bisher mit Kartoffeln angestellten chemischen Untersuchungen ergeben, daß dieselben außer Wasser, ihrem Hauptbestandtheile, von organischen Stoffen Stärkmehl, Faserstoff, Eiweiß und Gummi enthalten. Unreife Kartoffeln

*) S. Schmidt's Jahrbücher 1810. Heft 1. S. 17.

haben das meiste Wasser, Eiweiß und Gummi dagegen nur sehr wenig, und selbst von Stärkemehl und Faserstoff nur eine geringe Quantität. Das Stärkemehl vermehrt sich, während der Wassergehalt sich mindert, mit dem fortschreitenden Wachstume der Kartoffel, und findet sich, wenn diese reif ist, im größten Verhältnisse in den Zwiebel-, Zucker-, voigtländischen und rothen Kartoffeln, im geringsten in den auf moorigem oder lehmigem Boden gewachsenen, welche letztere überhaupt zur Vollendung ihres Wachsthumes einer weit längern Zeit bedürfen, und wegen ihres beträchtlichen Wassergehaltes dem Faulen besonders ausgefekt sind. Der in den Kartoffeln enthaltene Faserstoff ist verschieden von dem anderer Wurzeln, indem er aus einer stärkartigen Substanz besteht, die im Wasser auflöslich und durchscheinend wird, in verdünnter Schwefelsäure aber größtentheils sich auflöst und dann Gummi und Zucker gibt. Außerdem hat Henry durch Alkohol und Aether aus geriebenen Kartoffeln noch ein gelbliches Fett ausgezogen, das sich bei der Verdampfung des Alkohols in Tropfen auf der Flüssigkeit absetzte, sich durch einen scharfen narfotischen Geruch, der sich jedoch bald verlor, auszeichnete und einen sehr wenig bittern Nachgeschmack hatte. Gerbstoff fand sich nur in geringer Menge und in den Schalen vor, und zwar mehr in denen junger als alter Kartoffeln. Die in diesen von Eichhoff entdeckten Salze hatten Kali, Kalkerde, Talgerde, Thonerde, Eisen-Drydul und Mangan-Drydul zur Basis, und enthielten Phosphor- und Weinsäure im Ueberschuß, Schwefel- und Salzsäure in geringerem Verhältnisse, nach Henry aber statt der Weinsäure Aepfelsäure, nach Bauquelin und Michaelis Citronensäure. Uebrigens war die Quantität der Säuren in jungen Kartoffeln durchaus nicht größer, als in ausgewachsenen, im Gegentheil schienen dieselben mit dem Wachstume zuzunehmen. Außer genannten Substanzen hat Bauquelin in dem ausgepressten Saft der Kartoffeln noch 0,1 Procent krystallisirbaren Aëparagins, ferner eine stickstoffhaltige, gummiähnliche, durch Gerbstoffe nicht fällbare Substanz, eine harzartige, weiche, beim Erhitzen angenehm riechende und endlich eine extractive, an der Luft sich schwärzende Materie entdeckt. Ob auch Solanin in den Kartoffeln enthalten sei, ist eine noch unentschiedene Streitfrage. Inzwischen möchten die Bemerkungen eines Arztes über den Solaningehalt der Kartoffeln (Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen, Jahrgang 1835) doch eine ausdrückliche Erwähnung verdienen. Er fand a) in den reifen Kartoffeln, so lange sie noch keine Neigung zum Keimen haben, kein Solanin; b) in Kartoffeln, an denen sich eben die Keime entwickeln, nur eine sehr unbedeutende Quantität desselben, jedoch immer so viel, daß dieselben gekocht genossen, ein unangenehmes Kratzen und Zusammenschnüren im Halse verursachten; c) in $1\frac{1}{4}$ bis $1''$ langen Kartoffelkeimen dagegen, also in der ersten Entwicklungsperiode derselben, die größte Menge Solanin, die indeß in demselben Verhältnisse, in welchem die Entwicklung der Keime vorgeschritten war, wieder abnahm, so daß also 2—3 Fuß lange Keime meistens keine Spur davon nachwiesen und deshalb für ganz unschädlich erklärt werden konnten. Endlich stellte Sticckel aus den Kartoffeln noch das Fuselöl dar, das aber in denselben eben so wenig wie in andern Früchten und Samen fertig gebildet vorkommt, auch nicht als ein erst durch die Wärme geschaffenes Zeretzungs- oder Gährungsprodukt betrachtet werden darf, sondern aus einer Mischung des vorgebildeten ätherischen Oeles mit den Zeretzungsprodukten des fetten besteht,

sich in großer Menge bei der Destillation bildet, wenn diese noch fortgesetzt wird, nachdem der Branntwein schon übergegangen ist, farblos, klar, sehr flüchtig, von eigenem, sehr starkem Geruche und bitterem, anhaltend brennendem Geschmache ist, auf Papier keinen Fettsleck hinterläßt, bei -18° krystallisirt und erst bei $+132^{\circ}$ M. kocht. Werden die Kartoffeln gekocht, so gehen die verschiedenen Bestandtheile derselben eine so innige Verbindung ein, daß sie sich nicht mehr von einander trennen lassen. Namentlich umhüllen das beim Kochen gerinnende Eiweiß und der Faserstoff das Stärkemehl so, daß das Wasser nicht mehr seine auflösende Kraft zu äußern vermag; Kälte, die indes nicht so stark sein darf, daß sie die Kartoffeln alles Lebens beraubt, verwandelt das Stärkemehl derselben in Gummi und Zucker, weshalb mehrere Kartoffeln bekanntlich einen süßen Geschmack haben; auch erweichen sich dieselben und lassen zuweilen einen Sirup hervorsickern, der einen sehr widerlichen süßen Geschmack hat, aber so zuckerreich ist, daß die Kartoffeln in diesem Zustande bei mehreren Graden unter dem Gefrierpunkte nicht zufrieren. Auf die Zuckergährung folgt aber bald die saure und dann fangen die Kartoffeln an zu faulen; sonst bleiben jedoch die übrigen Bestandtheile die nämlichen, wie in den gesunden.

(Der Beschluß folgt.)

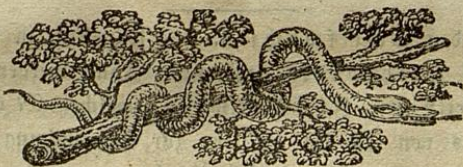
Orthopädische Anstalt in Berlin.

Ueber ein unlängst in Berlin errichtetes orthopädisches Institut, nebst einigen Bemerkungen über die Heilungen der Verkrümmungen des Rückens, theilt Herr Nikolaï Folgendes mit. Bei der Verschiedenheit der diesem Fehler zu Grunde liegenden Ursachen und bei den verschiedenen Graden und Formen sind nur in wenigen Fällen die rein mechanisch wirkenden Mittel die allein ausreichenden; Verkrümmungen des Rückens werden überhaupt auf folgende Weise beseitigt: 1) bei jugendlichen Subjecten, die noch im Wachsthum begriffen sind, gleicht die Natur selbst, bei Beendigung des Wachstums und bei der Regulirung des Verhaltens und der allgemeinen Lebensverhältnisse, diese Abweichung der Bildung aus. Es ist jedoch hierzu ein bedeutender Zeitraum erforderlich. 2) Geschieht die Hebung der Verkrümmungen durch Entfernung der denselben zum Grunde liegenden innern oder äußern Ursachen und Heilung des Krankheitszustandes durch innere und äußere medizinische und diätetische Behandlung; 3) durch mechanisch wirkende Mittel: durch Streckung, Dehnung, Einschnürung u. s. w. der verkürzten Theile, oder durch Herstellung der normalen Lage der Theile durch Druck, horizontales Liegen und durch die Wirkung der Schwerkraft; ferner durch Manipulationen, durch die verschiedenen Arten gymnastischer Uebungen; oder 4) durch mechanisch und dynamisch wirkende Mittel zugleich, wie: Reibungen und Reizungen der Muskeln, Einreibungen, reizende kalte und warme Bäder, Douche oder durch erweichende, relaxirende äußere Mittel, erweichende Bäder, Einreibungen von fetten Oelen u. s. w.; und 5) durch eine zweckmäßige Verbindung dieser Verfahrensweisen mit einander, je nachdem der individuelle Fall es erheischt. — Um diesen verschiedenen Anforderungen zu genügen, sind Anstalten erforderlich, in welchen die Leitung und Ausführung des Einzelnen mit angemess-

sener Consequenz und Ordnung, und auch die Leitung in diätetischer, ökonomischer und sittlicher Hinsicht, in Bezug auf Reinlichkeit, Unterricht, Beschäftigung u. s. w. mit Eifer von dem Vorsteher gehandhabt wird. Eine Anstalt, die diesen Anforderungen auf die möglichst vollkommenste Weise entspricht, ist in Berlin im Jahre 1835 von A. d. Krüger vor dem Oranienburger Thor Nr. 34 unter spezieller Leitung Nikolai's ins Leben gerufen worden. Das sehr ansehnliche Gebäude liegt in einer freien, gesunden, trockenen Gegend; ein dazu gehöriger Garten stößt an das Feld und ist zu den verschiedensten Bewegungen und gymnastischen Uebungen bestimmt, das Haus hat 2 hohe Etagen, in deren oberen die Zöglinge sich zu 3 — 4 in geräumigen Zimmern befinden. Ein großer, in der Mitte sich befindender Saal ist im Winter zu den gymnastischen Uebungen, sonst zum Speisen, Musciciren u. s. w. bestimmt. In der untern Etage befinden sich Anstalten zum Baden, zu warmen, kalten, Douche- und andern Bädern. Die häusliche, ökonomische und speziellere Beaufsichtigung über die jungen Damen führt Mad. Krüger mit Unterstützung von Gouvernanten. Lehrerinnen unterrichten die weiblichen Zöglinge und der Hauslehrer die männlichen. Gegenwärtig sind 20 Zöglinge darin vorhanden, von denen einige ganz eigene Zimmer mit Gouvernanten inne haben. Seit Eröffnung der Anstalt sind überhaupt 71 Zöglinge aufgenommen worden. — Eine nähere Beachtung hat ergeben: 1) daß der mechanische Theil der Behandlung ganz besondere Beachtung und Vorsicht erfordert, indem durch Streck- und Druckapparate, durch ein andauerndes horizontales Liegen, durch Schnürleiber und einzelne Arten gymnastischer Uebungen zu manchen bedeutenden Störungen des Blutumlaußs, der Respiration und Digestion, zu Reizungen des Rückenmarkes und dergleichen Veranlassung gegeben wird. 2) Eine dauernde günstige Veränderung in der Stellung der Wirbelsäule tritt meistens erst dann ein, wenn die allgemeine Beschaffenheit mit Ernährung des Körpers verbessert ist, wenn der Turgor sich vermehrt, die Gesichtsfarbe mehr blühend wird, wenn die Muskeln stärker entwickelt erscheinen, mehr Kraft zeigen, und wenn die Zeichen vorhandener Diskrasien schwinden. Eine irgend beträchtliche Verkrümmung wird nicht leicht vor 10 — 12 Monaten beseitigt. 3) Keine, besonders spitze Krümmungen nach hinten (Kyphosen) werden in den allerseinsten Fällen beseitigt, und hier ist die mechanische Behandlungsweise am leichtesten nachtheilig. Es finden sich bei dieser Krümmung gewöhnlich bedeutende Veränderungen an den Knochen, Bändern und Häuten der Wirbelsäule vor, welche eine Dehnung und Streckung der Muskeln eben so wenig, als einen Druck auf die Hervorragung vertragen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnet man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 88.

Montag, den 2. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Albert von Stephany's gymnastische Lehranstalt für die männliche und weibliche Jugend. — Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen. — Correspondenz-Nachrichten. — Miscellen.

Albert von Stephany's gymnastische Lehranstalt für die männliche und weibliche Jugend.

(Obere Bäckerstraße Nr. 767, im ersten Stock, im kleinen Federt Hofe.)

Die günstige Aufnahme, deren sich im vorigen Winter von Seiten des geehrten Publikums meine Anstalt erfreute, hat mich bestimmt, sowohl den Wirkungskreis als auch die Localität derselben bedeutend zu erweitern. Das Institut hat gegenwärtig zwei Abtheilungen, in zwei von einander geschiedenen, mit Vorrichtungen und Apparaten aller Art versehenen Salons, von denen der eine für die weibliche, der andere für die männliche Jugend bestimmt ist.

1. In Betreff der weiblichen Gymnastik, welche bereits in allen größeren Städten Europa's ihre verdiente Anerkennung und Würdigung gefunden hat, bemerke ich, daß Herr Dr. Zink, Vorsteher der orthopädischen Heilanstalt (Alservorstadt, Adlergasse, Nr. 157) als consultirender Arzt dieser Abtheilung beigetreten ist. Die aus dem Gesamtgebiete der Gymnastik mit besonderer Berücksichtigung des Geschlechtes und der weiblichen Individualität ausgewählten Uebungen eignen sich für junge Mädchen von 7 bis 20 Jahren; ihre Tendenz ist, wie bei der männlichen Gymnastik, Kräftigung, Stärkung, Anstand und Anmuth in Haltung und Bewegung, Beförderung der physischen Entwicklung und des Wachsthums, und vorzüglich Verhinderung des bei zarteren weiblichen Individuen immer

mehr zunehmenden Schiefwuchses. Alle speziellen, in das Gebiet der eigentlichen Orthopädie gehörenden Fälle werden an die Heilanstalt des Herrn Dr. Zink verwiesen, welcher Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr zur Untersuchung, Consultation, Ordination und zur näheren Rücksprache wegen der Bedingungen der Aufnahme in das orthopädische Institut, in meiner Wohnung zu sprechen ist.

Die Kleidung der weiblichen Jugend besteht in einer bequemen kurzen Blouse, aus einem festen, dauerhaften Stoffe, und dergleichen Weinkleidern. Anzüge dieser Art können auch der Bequemlichkeit und Gleichmäßigkeit wegen von Seite der Anstalt schnell und billig besorgt, und in dem für die Damen bestimmten Garderobezimmer deponirt werden.

2. Ueber die männliche Gymnastik habe ich mich bereits in dem vor zwei Jahren publicirten größeren Programme weitläufiger ausgesprochen, und die unrichtigen Begriffe zu bekämpfen versucht, welche die Meisten von der Gymnastik haben; denn man irrt sich sehr, wenn man unter Gymnastik etwa halbsbrecherische und gefährliche Productionen versteht, wie sie von Funambulanten, Achteren und sogenannten Gymnastikern öffentlich gezeigt werden. Der Obrist Amoros, Direktor einer großartigen gymnastischen Anstalt in Paris, bemerkt in dieser Beziehung in seinem vortrefflichen Werke über Gymnastik: „Die ausgedehntesten Grenzen der Gymnastik dürfen sich höchstens bis dahin erstrecken, wo die ersten Anfänge des Funambulismus beginnen.“ Die Aufgabe der Gymnastik in dem Sinne, wie ich sie lehre, ist: die physische Entwicklung der Jugend in Harmonie mit der geistigen zu bringen, und zwar durch ganz einfache, gefahrlose Uebungen, welche aber trotz ihrer Einfachheit so unendlich modificirt werden können, daß sie, gehörig individualisirt, sich für jede Altersstufe und für jede körperliche Constitution mit dem größten Nutzen und Erfolge anwenden lassen. — Sie bezwecken in einer gewissen systematischen Folgereihe Entwicklung des Körpers in allen seinen einzelnen Theilen, Muskelkraft, Ausdauer, Beweglichkeit der Gelenke, Willkührlichkeit der Bewegung, einen regelmäßigen Bau, besonders des Brustkastens, und Stärkung der Lungen; sie verhindern sowohl zu große Zärtheit als eine übermäßige Weleibtheit, machen eine minder empfindliche Haut, kräftigen die Nerven, stumpfen sie gegen zu große Empfindlichkeit ab, befördern eine regelmäßige Verdauung und einen guten Schlaf, schärfen und bilden die äußeren Sinne aus. Durch die innige Verkettung und Wechselwirkung

des Körpers und der Seele erstrecken sich die wohlthätigen Einflüsse der Gymnastik auch auf letztere.

Durch das Bewußtsein, einen kräftigen, gewandten, rüthigen und schnellen Körper zu haben, wird Muth, Selbstvertrauen und Geistesgegenwart in dem jugendlichen Gemüthe erzeugt.

Die Gymnastik wird in der bereits erklärten Art und Weise, und nach den neueren, auf einer erst kürzlich beendigten Reise, in den bedeutendsten Anstalten des Auslandes gesammelten Erfahrungen fortgesetzt. Außerdem sind, da die gegenwärtige geräumige Localität der Anstalt nunmehr die vollständige Ausführung meines Lehrplanes möglich macht, das Fechten, Exerciren und Tanzen als spezielle, wesentliche Theile der universalen körperlichen Ausbildung mit aufgenommen, und für jeden einzelnen Zweig tüchtige und erfahrene Lehrer angestellt.

Die Stundenordnung dürfte sich demnach beiläufig folgendermaßen gestalten: Vormittags 8 bis 9, 10 bis 3 Uhr (mit Ausnahme einiger Stunden in der Woche) weibliche Gymnastik, oder Separatstunden in allen Branchen für einzelne Personen oder Familien; 3 bis 5 Exerciren, Fechten, Tanzen; 5 bis 8 allgemeine Gymnastik für Individuen von 7 bis 18 Jahren, 8 bis 10 für Erwachsene.

Da ich die Verantwortlichkeit für die der Anstalt anvertrauten Schüler während der Uebungsstunden übernehme, so muß ich mir dagegen unbedingte Fügung in die von mir oder meinen Hilfslehrern gemachten Vorschriften und Anordnungen erbitten.

Jeder kann nur in der für ihn bestimmten Stunde beschäftigt werden, um deren pünktliche Einhaltung zur Vermeidung von Störungen ersucht wird. In Betreff dieser Stunden können keine willkürlichen Aenderungen, sondern letztere nur nach vorgängiger Rücksprache und gegenseitiger Uebereinkunft vorgenommen werden. Versäumte Stunden werden nicht durch andere ergänzt oder nachgeholt.

Diejenigen, welche vor der Zeit eintreffen, dürfen, um Störungen und Collisionen mit ihren Vorgängern zu vermeiden, in den Salon nicht eintreten, sondern müssen indeß im Garderobezimmer verweilen.

Jeder erhält im Garderobezimmer einen Platz zur Aufbewahrung seiner gymnastischen Kleider angewiesen.

Sobald die Uebungsstunde vorüber ist, ziehen sich Alle, ohne noch hier und dort an einzelnen Apparaten Uebungen und Versuche zu machen, in das Garderobezimmer zurück.

Rohheiten, Neckereien, Zänkereien, Unsittlichkeiten, Beleidigungen in Wort und That, schließen von der ferneren Theilnahme am Unterrichte aus.

Jeder muß mit leichten Schuhen, und bequemen, weiten, die Bewegung der Schenkel nicht hindernden Beinkleidern und einem Spenser versehen sein. Anzüge dieser Art können auch der Bequemlichkeit und Gleichförmigkeit wegen schnell und billig von der Anstalt besorgt werden.

Es ist wünschenswerth und sogar meistens nothwendig, daß Kinder, welche die Anstalt besuchen, in dieselbe gebracht und auch wieder abgeholt werden. Da jedoch das Verweilen der hiezu abgeschickten Personen in dem Uebungssalon wegen Beschränktheit des Raumes nicht zulässig ist, so kann das Garderobezimmer zum einstweiligen Aufenthalte dienen.

Eltern, Verwandte und Erzieher machen hiervon in so fern eine Ausnahme, daß sie durch ihre Gegenwart beim ersten Beginne des Unterrichtes einen richtigen Begriff gewinnen sollen, in wie fern die Zöglinge auf eine nützliche und zweckmäßige Weise beschäftigt werden. Auch wird es mir lieb sein, wenn sich diese Besuche zuweilen wiederholen, um sich von den gemachten Fortschritten zu überzeugen; nur gestattet es, wie bereits bemerkt, der Raum nicht, im Salon dauernd zu verweilen, zumal wenn größere Abtheilungen beschäftigt sind.

Alle Personen, welche etwa bei den Uebungen zugegen sind, ohne Antheil daran zu nehmen, werden geziemend ersucht, diese auf keinerlei Weise durch ihre Einmischung zu stören, noch selbst Uebungen auf einzelnen Apparaten zu versuchen.

In Betreff des pränumerando zu entrichtenden Honorars wird Folgendes festgesetzt:

Der Unterricht in der allgemeinen Gymnastik wird wöchentlich dreistündig ertheilt, und der Abonnementpreis beträgt hiefür monatlich 6 fl. C. M. Für den Fecht-, Exercier- und Tanzunterricht sind wöchentlich zwei Stunden bestimmt; und zwar eine für das Fechten, eine halbe für's Exerciren und die andere halbe Stunde für den Tanz. Das Honorar ist 4 fl. C. M. — Jede Separatstunde für einzelne Personen wird mit 2 fl. C. M. honorirt.

Zur näheren Rücksprache bin ich täglich von 3 bis 4 Uhr in meiner Wohnung anzutreffen.

Ab. v. Stephani.

Ueber den Genuß der Kartoffeln in Bezug auf die Gesundheit des Menschen.

(B e s c h l u ß.)

Nach dem Gesagten dürfte mithin der Genuß der Kartoffeln unter folgenden Umständen wohl von nachtheiligem Einflusse auf die Gesundheit sein: 1) Wenn dieselben unreif oder wenigstens noch nicht vollständig ausgewachsen, oder in leh-

migem oder moorigem Boden gezogen worden sind, und in großer Menge genossen werden. Es ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß zur Zeit, wo es die ersten frischen Kartoffeln gibt, Einzelne nach dem Genuße derselben über Kopfschmerz, Gefühl von Druck in der Magenegend und Uebelkeiten bei belegter Zunge klagen, oder wohl gar von Erbrechen und andern stürmischen Zufällen befallen werden. Das Asparagin, welches in größerer Gabe dergleichen Erscheinungen wohl hervorbringen könnte, kann nicht Schuld daran sein, weil es in zu geringer Menge in den Kartoffeln enthalten ist. Sollte aber ja, was jedoch mehr als zweifelhaft ist, Solanin in ihnen vorkommen, so ist dessen Quantität ebenfalls so äußerst unbedeutend, daß ihm sicher nicht die Schuld der genannten Krankheitsercheinungen aufgebürdet werden darf. Dennoch muß ein Grund vorhanden sein, der die jungen Kartoffeln schwerer verdaulich macht, als die ausgewachsenen, und dieser ist vielleicht der, daß in den unreifen Kartoffeln das Eiweiß und die Stärke noch wenig entwickelt sind, die wässerigen Theile aber sehr vorherrschen. Vermöge des beträchtlichen Wassergehaltes werden aber während des Kochens die Stärke und der Faserstoff mehr aufgelöst (weshalb die neuen gekochten Kartoffeln immer glitscherig fast kleisterig sind) und deswegen schwerer verdaulich; derselbe Fall hat auch mit den auf lehmigem und moorigem Boden gezogenen Kartoffeln statt, die selbst nach beendigtem Wachstume mehr Wasser und weniger Stärkemehl enthalten, als andere. 2) Sind die Kartoffeln während ihres Wachstums nicht gehörig behact worden, so nehmen die oberflächlich liegenden, der Luft ausgesetzten, eine grüne Färbung und einen bitteren Geschmack an, und verursachen, selbst in geringer Anzahl genossen, Kraken im Halse, in größerer, Ekel und Magendrücken, ja Schaden selbst, wenn sie dem Viehe in Menge zum Futter vorgelegt werden. 3) Erfrorene Kartoffeln, die arme Leute leider nicht selten aus Mangel an andern Nahrungsmitteln verbrauchen müssen, werden, auch wenn sie vor dem Erfrieren sehr stärkemehlhaltig waren, beim Kochen schliffig, und sind dann nicht nur von widerlichem Geschmacke, sondern auch gewiß schwer verdaulich, und müssen schon deshalb von Nachtheil sein, weil auf die in ihnen bereits stattgefundene Zuckergährung bald die saure folgt, und der Ueberschuß von Säure, der dann in den Kartoffeln vorhanden ist, von Nachtheil ist. Durchfälle, gastrische und gallige Fieber, mancherlei Hautausschläge und bei Kindern namentlich die Entwicklung der Scrophulosis sind die öftern Folgen ihres häufigen und reichlichen Genusses. 4) Mit dem Beginn des Frühjahrs fangen die Kartoffeln, auch wenn sie nicht in der Erde liegen, zu keimen an. Da sich nun nach Otto's und Anderer Untersuchungen gerade in den kleinen Keimen das Solanin in bedeutender Menge vorfindet, so können solche Kartoffeln zwar unschädlich sein, wenn sie vor dem Kochen geschält worden sind, außerdem aber nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. Sind ihrer nicht zu viele genossen worden, so entsteht zuerst Kraken im Halse, dann Magendrücken, Eingenommenheit des Kopfes und Neigung zum Erbrechen; ist aber die genossene Menge eine größere, so können sich diese Beschwerden bis zum wirklichen Erbrechen, Bewußtlosigkeit, Convulsionen und gänzlicher Narcose steigern. Am nachtheiligsten werden diese gekeimten Kartoffeln jedoch als Futter für das Vieh. 5) Endlich kann der aus den Kartoffeln gezogene Branntwein durch seinen Gehalt an Fuselöl schädlich werden, das zwar keine geradezu giftige Wirkung haben mag, jedoch gewiß einen starken Reiz

auf den Magen ausübt, und indem es nach und nach eine Erschlaffung desselben herbeiführt, die Verdauung mehr und mehr zu Grunde zu richten vermag.

Correspondenz Nachrichten.

Constantinopel, Ende September.

— Ich will die kurze Zeit, die mir heute gegönnt ist, dazu benutzen, um Ihnen die neuesten Nachrichten über die hiesigen Quarantaine-Angelegenheiten zukommen zu lassen. Ich ziehe dieselben aus den officiellen Berichten, die dem Quarantaine-Consilium in der letzten Zeit zugekommen sind.

(Brief aus Erzerum, persische Gränze, von Dr. Brunner. 1. September 1840.) — Die Pest hat sich in 5 Ortschaften, die alle auf dem linken Ufer des Euphrates, und 6 bis 10 Stunden von der Stadt Erzerum entfernt liegen, gezeigt. Am 20. August erhielt Dr. B. die ersten Nachrichten, obgleich sie schon einige Zeit früher existirte; vom 20. bis letzten August wurden 82 Personen in diesen Dörfern von der Pest befallen, von denen 62 starben; um die pestiferirten Dörfer wurde ein Sanitäts-Cordon gezogen; die Stadt Erzerum selbst ist völlig gesund. Der Arzt der englischen Gesandtschaft in Erzerum hat einem Freunde in Constantinopel geschrieben, daß durch jene Dörfer häufige Karavannen, die nach Persien gehen, ziehen, daß hier der Weg sehr schlecht sei; die Karavannen-Pferde, wegen Mangel an Gerste schlecht genährt, fielen in großer Menge, blieben unbeerdigt auf den Straßen liegen und verdarben die Luft mit ihren delecteren Miasmen, und bewirkten nach seinem Ausdrucke, dieses pestilenzielle Fieber, welches sich auf die Dörfer beschränkte, die in der Nähe dieser Straßen liegen.

(Brief aus Philipopoli, Rumelien, von Dr. Griot. 4. September 1840.) — In Tschuria, einem Dorfe, 5 Stunden von Philipopoli, auf dem Balkan gelegen, ist die Pest ausgebrochen. Als er davon benachrichtigt wurde, hatte sie schon 25 Tage in diesem Dorfe geherrscht. Er begab sich an Ort und Stelle, und fand, daß 157 Personen an ihr gestorben, von allen Einwohnern des Dorfes nur 23 übrig geblieben, von denen aber 9 von der Pest befallen waren, 2 von ihnen starben noch während seiner Anwesenheit; der Imam und Vorsteher des Dorfes, von ihm befragt, warum sie keine Anzeige beim Entstehen der Krankheit gemacht hätten, antworteten, daß dieses eine Strafe Gottes für die sündlichen Bewohner des Dorfes sei, die man nicht aufhalten dürfe. Er zog einen Cordon um das Dorf, die Kranken wurden von den Gefunden gesondert, die Häuser geöffnet und gelüftet, die Effecten der Verstorbenen gewaschen ic. In Philipopoli und allen umliegenden Dörfern hat sich noch keine Pest gezeigt. Achmet-Fetih-Pascha, von dem Ober-Sanitäts-Consilium hiervon benachrichtigt, schickte sogleich einen Tartaren ab, um dem Pascha von Philipopol die nöthigen Instructionen zur Erstüfung des Uebels zu überbringen.

(Brief des Quarantaine-Directors von Philipopoli, vom 24. September 1840.) — In Philipopoli ist in einer Zigeuner-Familie ein Individuum und in einer andern zwei an der Pest gestorben. Ein Mitglied des Ober-Sanitäts-Collegiums, Dr. Daud wurde mit einem Firman von der Pforte mit plein-pouvoir dahin geschickt.

(Brief aus Sibirien von Dr. Laron, 15. September 1840.) —

Die Pest ist in Tatrachan, ferner in mehreren Dörfern, die zwischen ihm und Kustschuck liegen, ausgebrochen. In Schumla herrscht sie ziemlich stark, eben so im Dorfe Pravad i, 5 Stunden von Varna. Das Ober-Sanitäts-Consilium schickte sogleich Aerzte und Directoren nach Schumla und Kustschuck, um die nöthigen Maßregeln zu treffen.

Drei Facta fallen uns auf: 1) Während in Syrien gar keine Pest und in Egypten sehr wenig herrscht, brach sie in der Türkei in Gegenden aus, die sehr weit von diesen Ländern entfernt sind, und fast keine Communication mit ihnen haben. 2) Alle diese Dörfer und Städte blieben durch 10—20 Tage in freier Communication mit der Umgegend, ohne daß sich die Pest weiter ausbreitete, sich vielmehr auf die Orte ihres Ausbruches beschränkend. 3) Daß sie fast zu einer und derselben Zeit in mehreren Orten, die gleich weit von einander entfernt liegen und wenig communiciren, ausbrach. Sollte dieses nicht auf spontane Bildung der Pest, bedingt durch Localverhältnisse und atmosphärische Einflüsse, hindeuten? —

— r.

Miscellen.

— Türkische Wasserleitungen. Das Bewässerungssystem, welches Kaiser Constantin zu Constantinopel befolgte, reichte mehrere Jahrhunderte aus zur Befriedigung des Bedarfes der Einwohner und zur Versorgung der zahlreichen und prächtigen Bäder. Diese Wasserleitungen wurden jedoch gegen das Ende des byzantinischen Reiches von den Kaisern vernachlässigt; die Feinde, welche die Stadt umlagerten, durchbrachen oft die Aquäducte bei ihren verwüstenden Einbrüchen, und so fand sich Mohamed bei Eroberung der Stadt gezwungen, den größten Theil derselben wieder neu aufbauen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit adoptirten die türkischen Ingenieure das sogenannte System der Wasserbalanz, vermittelt welcher durch bloße irdene Röhren das Wasser über Hügel und durch Thäler geleitet wird. Diese äußerst einfache Methode gründet sich auf das hydraulische Gesetz, daß das in Röhren fortgeleitete und dem Einflusse der Luft entzogene Wasser am Ende seines Laufes durch dieselben wieder sein früheres Niveau erlangt. Soll die Bewegung des Wassers nach einer neuen, beliebigen Richtung vor sich gehen, so wird eine Säule errichtet, aus deren oberem Ende sich das Wasser durch Röhren ergießt; die Säule enthält eine absteigende Röhre, welche das Wasser aus der ersten Wasserleitung erhält. Diese Säulen heißt man in der Türkei *Souterassi*, und man findet dieses Wasserleitungssystem in allen Ländern, welche von Muselmännern bewohnt sind oder bewohnt wurden. Dennoch gebührt diesen nicht das Verdienst, dasselbe entdeckt zu haben; denn wir finden es theilweise auch schon in älteren Aquäducten in Anwendung. Die große Wasserleitung, welche die Ebene von Apendus durchkreuzt, erhält ihr Wasser aus einem 7 Meilen von der Stadt entfernten Hügel, und ist nach einem ähnlichen Systeme erbaut. Das Wasser fließt auf Bögen den Abhang hinab, läuft dann das Thal entlang in einem horizontalen Kanal, und erhebt sich dann wieder auf Bögen, um sich in die Cisternen von Apendus zu ergießen. Die Fürsten von Carama-

nien, welche während ihrer Kriege mit den Osmanen öfters einige ihrer Scheiks und Gelehrten als Geißel zu den ottomanischen Sultanen schickten, waren nach den Alten wohl die Ersten, welche das System geschlossener Wasserleitungen in Anwendung brachten. Gegenwärtig findet man dasselbe durch ganz Anatolien verbreitet. Die großen und zahlreichen Cisternen Constantinopels erhielten ihr Wasser direct aus den Aquäducten des Justinianus und Valentius; nach der Einnahme der Stadt jedoch fand man es für nöthig, die Menge des Wassers zu vermehren. Man warf in dem 5 Meilen entfernten Walde von Belgrad Dämme auf, um zwischen ihnen das Regenwasser, so wie auch den Inhalt einiger kleinen Bäche zu sammeln, und den Vorrath in die Wasserleitungen Constantinopels zu leiten. Es wurde unter Androhung der schwersten Strafe verboten, die Bäume dieses Waldes zu fällen, damit durch deren Schatten der Boden feucht erhalten werde, und der Sammlung des Wassers kein Eintrag geschehe.

— Zur Warnung. In einigen bedeutenden Ortschaften, in der Nähe einer großen Stadt, in welchen im Sommer viele Städter wohnen, befaßen sich mehrere Kaufleute mit dem Verkaufe eines Papieres, welches, wenn man es in Zimmern oder andern Räumen, wo sich viele Fliegen befinden, liegen läßt, diese anlockt und sie schnell getödtet werden, daher zu diesem Behufe auch dieses sogenannte »Fliegenpapier«, welches ganz weiß ausseht, und sich aber etwas rauh anfühlen läßt, als ein fliegentödtendes Mittel häufig von diesen Kaufleuten verkauft wird. — Der Zufall brachte mir ein solches Papier in die Hände, und da dasselbe dem Auge ganz rein erscheint, jedoch laut Erfahrung eine schnelltödtende Wirkung auf diese Thiere äußert, so brachte dieses bei mir die Vermuthung hervor, daß das Papier mit Sublimat, oder einem Arsenikpräparat imprägnirt sei u. s. w. — Ich zündete, um mich wenigstens nur oberflächlich einzuweisen zu überzeugen, einige abgeschnittene Papierstreife bei einer Lichtflamme an, und wurde gleich beim Verbrennen und der beginnenden Einäscherung derselben eines sehr bedeutenden knoblauchartigen Geruches gewahr. Ich übergab nun einem sehr erfahrenen Chemiker, welcher zugleich Apotheker ist, einige ähnliche Papierstreifen zur näheren chemischen Untersuchung, und die auf verschiedene Arten erhaltenen Resultate zeigten immer, daß auf diesem genannten Fliegenpapier eine nicht unbedeutende Menge 1) arseniksaures Kali, und 2) eine gewisse Menge Zucker aufgetragen war, wodurch auch dieses Papier ein etwas rauhes Anfühlen erhielt. — Welche Gefahr hiedurch entstehen könnte, besonders bei Kindern, welche gerne manche Körper, die sie in die Hände fassen, auch in den Mund bringen, und welche der verführte Zustand dieses Papiers instinktmäßig auch zum Kauen verleiten könnte, ist begreiflich; ferner wenn eßbare Dinge aus Versehen von Diensthofen u. s. w. in solches Papier eingewickelt werden, wird jeder Mensch die diesfällige Gefahr einsehen. Möchten doch Kaufleute und Droguisten einmal gewissenhafter handeln, und sich mehr an die Sanitätsgesetze binden, um nicht wegen ein paar Großen Gewinn, gefährlich zu werden! — R. —



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 89. Donnerstag, den 5. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Ueber die Präservation der Leichen. — Gemeinnützige Nachrichten.

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte *).

Boër.

Johann Lucas Boër — oder mit seinem eigentlichen Familiennamen Boogers — wurde zu Uffenheim, im Fürstenthume Anspach, am 12. April 1751 geboren, wo sein Vater Franz, aus Herzogenbusch im Brabant'schen gebürtig, bei dem damaligen Markgrafen zu Anspach und Bayreuth in der Eigenschaft eines Falkonier's oder Reitherwarts lebte, und nach dem Tode des Markgrafen eine kleine Pension genoss.

Der Vater, der außer unserm Lucas noch vier Kinder, drei Söhne, Namens Gottfried, Ludwig und Alexander, und eine Tochter, Namens Friederike, mit einer kleinen Pension zu erhalten hatte, zog es jedoch vor, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, und sich mit all' seinen Angehörigen nach Aub im Würzburgischen zu begeben, wo seine Schwiegermutter lebte. Zu Uffenheim, wie zu Aub, war eben keine besondere Aussicht zur Geistesbildung des jungen Boër vorhanden. Die Ortsschule war an beiden Orten nur höchst nothdürftig bestellt; desswegen die Eltern selbst Hand an das Werk legen und seinem ersten Unterrichte, namentlich im Lesen und Schreiben, nachhelfen mußten, worin ihnen auch der Geistliche zu Aub liebreich beistand. Dieser würdige Mann war es, der die Eltern zuerst auf die Talente des kleinen Lucas aufmerksam machte, und ihnen den Gedanken in die Seele gab, ihn nach Würzburg auf die Schule zu schicken.

*) Auszug aus der Schrift: „Dr. Lucas Johann Boër's Leben und Wirken,“ von H. F. Hussian. Wien 1838.

Dort besorgten damals die Jesuiten sämmtliche Lehranstalten. — Unter der großen Zahl ihrer berühmt gewordenen Zöglinge glänzt auch Voë'r's Name; denn zu Würzburg und unter ihrer Leitung absolvirte er nicht bloß die Humaniora, sondern auch die philosophischen Studien, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge.

Die damals gefaßte Vorliebe für Mathematik und Geometrie gehörte immer zu den vorzüglichsten Neigungen seines Geistes. Mathematik und Geometrie blieben auch bis in's Grab seine Lieblingslektüre, und die Lösung ihrer schwierigsten Aufgaben zu seinen Erholungen. Auch war es zu Würzburg, wo er durch das fleißige Studium der römischen Classiker sich jene schöne Latinität erwarb, die ihn unter den Schriftstellern, welche ausschließlich über irgend ein gelehrtes Fach schreiben, so vortheilhaft auszeichnet.

Indessen war Voë'r's Temperament viel zu feurig, als daß es ihm gestattet hätte, sich mit den Fortschritten zu begnügen, die er in den Humaniora, in den mathematischen Wissenschaften und den lateinischen Classikern machte. Denn Ungebundenheit des Lebens zu Würzburg, der Mangel väterlicher Führung und der Umgang mit einigen lockern Mitgliedern der Hochschule, ließ den sonst so hoffnungsvollen Jüngling eine unselbige Neigung zum Spiele fassen. Karten- und Pottospiel waren ihm zur Leidenschaft geworden, und dabei versäumte er das Billardspiel so wenig, daß er sich vielmehr in diesem letztern ein außerordentliches und anerkanntes Uebergewicht zu verschaffen wußte.

Sein gefährlicher Wandel kam endlich zur Kenntniß seines Lehrers. Dieser verwies dem Jünglinge sein Treiben mit Strenge, warnte ihn väterlich vor größerem Verderben, und ließ es nicht an nachdrücklichen und dennoch liebevollen Ermahnungen fehlen, so verderblichen Leidenschaften zu entsagen. — Doch das Wort des Lehrers und Freundes kam zu spät. — Voë'r spielte wieder — und verlor. Schon war der Schulmantel, ohne welchen nach damaliger Sitte kein Student das Collegium besuchen durfte, bei einem Trödler versetzt, und das dafür gelöste Geld abermals verspielt.

Außer Stand gesetzt, die Collegien zu besuchen, saß der sonst heitere und etwas laute Zögling schon einige Tage hindurch während der Collegienstunden verstimmt und nachdenkend im Kaffeehause. Seine Lage war ihm unerträglich, seine Seele von finstern Bildern, sein Kopf von verworrenen, unzulänglichen Plänen erfüllt, wie er dem über ihm schwebenden Ungewitter, und der ihn stündlich mehr folternden Unruhe entgehe.

Ein Israelite, Namens Herschel, der dieses Kaffeehaus ebenfalls besuchte, den Frohsinn und die Geschicklichkeit unsers Voë'r im Billardspiele oft mit Vergnügen beobachtet hatte, gewahrte, welche Veränderung mit ihm vorgegangen, und da er wußte, daß diese Tageszeit

dem Besuche der Hörsäle bestimmt sei, so suchte er die Ursache zu erfahren, warum Boër die Schulstunden im Kaffeehause zubringe, und plötzlich so verändert, so völlig in sich gekehrt sei, worauf er jedoch die barsche Antwort erhielt: „Was kümmert's dich? Jude!“ — Der unartige Ton dieser Rede schreckte jedoch den Warnenden nicht zurück. Er wußte das Vorrecht des höhern Alters, der geläuterten Erfahrung so glücklich in den Ton freundlichen Wohlwollens zu kleiden, daß das Herz des Jünglings, ergriffen von seinen Worten, in dem Geständnisse seines Fehltrittes überfloß.

Schonend, aber mit aller Beredsamkeit wahrer Theilnahme, verwies Herschel dem Jünglinge seinen Leichtsinn, löste den verpfändeten Schulmantel aus seinem Verhafte, und ließ sich ein Geschenk von mehreren Gulden nicht gereuen, um Boër in die Lage zu setzen, einige zwar nicht große, aber lästige Schulden abzutun, die ihm sein Leichtsinn zugezogen. — Diese Herzensgüte verfehlte ihren Eindruck auf Boër's jugendlich und warm fühlendes Gemüth nicht. — Er faßte die unseligen Folgen seiner Leidenschaft fest in's Auge, und die Scham, sich vor sich selber entwürdigt zu haben, begründete und befestigte den Entschluß in ihm, zu den Wissenschaften zurück zu kehren, seine veräußerten Studien einzuholen, und unter den Genossen seiner Jugend wieder jenen Rang einzunehmen, der seinem Talente, seinen hervorleuchtenden Fähigkeiten gebührte; — ein Entschluß, durch den er in kurzer Zeit die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Bekannten wieder gewann, und in seinem siebenzehnten Jahre zum Magister der Philosophie promovirt wurde.

Den freundlichen Beistand des Hebräers aber vergaß Boër nie im Leben; mit dankbarem Gemüthe erinnerte er sich stets, daß nur sein Zuspruch es war, der ihn in dem Alter, welches der Macht der Versuchung und der Rückwirkung zerstörender Neue am meisten ausgefetzt ist, auf die rechte Bahn zurückgewiesen; und noch in seinen spätesten Lebensjahren gedachte er gegen vertrautere Freunde dieses edlen Zuges mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit.

Mit dem erlangten Grade eines Meisters der Philosophie war der Augenblick der Standeswahl herangekommen. Boër's Eltern erfaßten den Gedanken mit Vorliebe, denselben dem Priesterstande zu widmen. Der Gedanke, der Welt zu entsagen, wollte jedoch in Boër's Seele keine Wurzel fassen.

Er dachte über seine Zukunft eben nicht ängstlich, denn zum nicht geringen Verdrusse seiner Angehörigen blieb er bis in's vierte Jahr zu Würzburg, ohne sich für irgend eine Laufbahn zu entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Präservation der Leichen.

Von den Doktoren Walbington und Rees.

Die Schwierigkeit, mit welcher die medizinischen Schulen Londons mit Leichen zum Behufe der Secir-Übungen versehen wurden, machte die Entdeckung einer Methode zur Präservation von Leichnamen, zu einem Gegenstande von hoher Wichtigkeit. Dieser Gegenstand kam besonders im vorigen Winter zur Sprache, wo sich das erwähnte Bedürfnis der Studierenden ganz besonders steigerte, und die Zahl disponibler Leichen nur gering war. Es gibt nun viele Methoden, thierische Stoffe in brauchbarem Zustande zu erhalten; die Progressse des Gerbens, Einpöckelns, Trocknens, Räucherns und Gefrierens sind alltägliche Beispiele davon, sind aber alle mehr oder weniger auf anatomische Zwecke unanwendbar. Das Gerben, Räuchern und Einsalzen ändert das Aussehen und die Structur der Theile; die ätzende Eigenschaft der Säuren beeinträchtigt die Güte der Secirinstrumente und das nur unter günstigen Umständen anwendbare Eintauchen in Eis verliert seine Wirksamkeit in dem Augenblicke, als der Studierende seine Arbeit beginnt. Das einzige fäulnißwidrige Mittel, welches alle ebengenannten Nachtheile nicht hat, ist der Weingeist. Allein er eignet sich nur für Museen, und ist überdies seines hohen Preises wegen nicht für den allgemeinen Gebrauch geeignet. Diese mehr oder weniger hindernden Umstände nun veranlaßten uns zu praktischen Versuchen, welche zu einer Entdeckung führten, deren Anwendung ein großes Hindernis in einem der wichtigsten Zweige der medizinischen Erziehung zu beseitigen verspricht. Wir richteten unsere Aufmerksamkeit zuerst auf jene chemischen Substanzen, welche bekanntermaßen das Blut coaguliren; wir bereiteten uns demgemäß starke Auflösungen von Zinkvitriol, Eisenvitriol und essigsaurem Blei. Ebenso versuchten wir den Galläpfel-Aufguß, und den Zucker in Syrupform, da es bekannt ist, daß derselbe starke präservative Kräfte besitzt. Mit jeder dieser Flüssigkeiten wurde ein Kaninchen von der Aorta aus eingespritzt, während ein anderes um dieselbe Zeit getödtetes Kaninchen aufbewahrt wurde, um Vergleichen anstellen zu können. Sie wurden alle der freien Luft in einem offenen Hofe ausgesetzt, wo sie bloß durch einen mit Wachstuch bedeckten Weidenkorb vor dem Wechseln der Witterung geschützt waren. In drei Wochen waren sie alle ohne Ausnahme verwesten. Wir gedachten nun die fäulnißwidrige Kraft des Arseniks und des Quecksilbersublimats zu versuchen. Eine Lösung des ersteren hatte sich voriges Jahr im Guy-Hospital als wirksam erwiesen; allein die höchst giftige Eigenschaft dieser Substanzen war uns ein nicht ungegründetes Hindernis. Beinahe entmuthiget in unseren Versuchen fortzufahren, erinnerten wir uns der fäulnißwidrigen Kraft verschiedener kohlen- und wasserstoffhaltiger Flüssigkeiten und beschloßen dieselben näher zu prüfen. Besonders fesselte unsere Aufmerksamkeit das Creosot und der brenzliche Holzgeist, und da das erstere zu kostspielig ist, um allein in Anwendung gebracht werden zu können, so vermischten wir es mit einer dreifachen Menge einer Auflösung von arabischem Gummi. Zwei Kaninchen wurden nun eingespritzt, das eine mit brenzlichem Holzgeist, das andere mit der obenerwähnten Mischung. Nachdem sie durch zwei volle Monate der freien Luft ausgesetzt gewesen waren, wurden sie

im Guy-Hospital untersucht, und als vollkommen frei von aller Fäulniß befunden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß diesen Thieren ein Theil der Flüssigkeit auch durch den Mastdarm beigebracht worden war. So weit gekommen, entschloßen wir uns Versuche an menschlichen Leichen zu unternehmen, sobald die Witterung warm genug wäre, um den Werth unserer Methode darzuthun. Im nächsten Frühling bot sich uns folgende Gelegenheit dar. Am 15. Mai starb zu Woolwich ein 28 Jahre alter Verbrecher an Gedärmentzündung und sein Leichnam wurde den 18. in das Guy-Hospital zur Section überbracht. Den 21. spritzten wir ihm eine Gallone brenzlichen Holzgeist in die Aorta, und legten ihn dann in einen wasserdichten Schiefertrog, welcher klos leicht mit einem hölzernen Deckel bedeckt war. Dieser Trog wurde in einem mit Steinen gepflasterten Keller aufbewahrt. Am 29. wurde der Deckel zum ersten Male weggenommen und der Leichnam in vollkommen frischen Zustande gefunden. Das Fleisch an den Extremitäten war bedeutend fester, als es vor der Einspritzung gewesen war. Derselbe Zustand zeigte sich bis zum 12. Juni, wo man endlich an der inneren Seite der Schenkel keinen bis zwei braune Streifen — offenbar Venen — bemerkte, während sich das Oberhäutchen der Hände von der eigentlichen, nun etwas grünen Haut abschälte. Jeder andere Theil des Körpers war vollkommen präservirt und hatte seine natürliche Farbe. Ein Einschnitt in die Mitte des rechten Schenkels zeigte, daß das Fett, die Muskeln, Adern und Nerven vollkommen unverändert waren. Es muß übrigens noch bemerkt werden, daß seit dem Tage der Einspritzung das Wetter andauernd warm war, und ein anderer, von Woolwich erhaltener Leichnam in 3 Tagen nach seiner Ankunft schon ganz unbrauchbar geworden war. Den 24. Juni wurde der Leichnam in das anatomische Theater gebracht, um dort genau zergliedert zu werden. Mit Ausnahme einer grünlichen Färbung der Außenseite des linken Schenkels und der schon erwähnten braunen Streifen, schien derselbe vollkommen wohl erhalten zu sein. Die Haut auf dem Rücken der Hände war trocken und durchscheinend geworden, während die grüne Farbe des Schenkels ganz oberflächlich war, wie sich nach einem gemachten Einschnitte deutlich zeigte. Nach der Eröffnung des Leichnams zeigten sich die verschiedenen Theile desselben von natürlicher Farbe und festem Gefüge. Die Sehnen und Bänder waren silberglänzend und weiß, und die Nerven hatten nichts von ihrer Elasticität verloren. Die Brustmuskeln machten eine Ausnahme von der natürlichen Färbung der übrigen Organe. Dies scheint darin seinen Grund gehabt zu haben, daß die Brust mit einem feuchten Tuche bedeckt war, um die Verdunstung durch die Oeffnung, durch welche die Einspritzung gemacht worden war, zu verhüten. Die durch die Section bloßgestellten Theile wurden nach und nach trocken und schwarz, ohne jedoch zu verwesen. Das Gehirn hatte wohl seine Form beibehalten, war jedoch weich, halbfaul und zur Demonstration untauglich. Man muß jedoch bedenken, daß, wenn der Kopf 6 Tage nach dem Tode, nach welcher Zeit die Einspritzung gemacht wurde, eröffnet worden wäre, man das Gehirn wahrscheinlich schon in demselben Zustande gefunden hätte. Um sich zu überzeugen, welchen Einfluß der brenzliche Holzgeist auf die innere Wandung der Gefäße ausübe, wurde Anfangs Juli eine von den Nieren in warmem Wasser macerirt und dann mit Wachs eingespritzt. Man fand die Gefäße jedoch

vollkommen gangbar. Einer von den bei der Section beschäftigten Herren wurde anfänglich durch den eigenthümlichen Geruch von Kopfwch befallen, Andere, welche dabei nicht beschäftigt waren erklärten den Geruch für unangenehmer als selbst den der Fäulniß. Dessenungeachtet verdient der brenzliche Holzgeist Beachtung; denn da sein Geruch weber giftig noch schädlich ist, so läßt sich annehmen, daß sich die Studirenden bald an denselben gewöhnen würden. Da wir die antieptische Kraft dieses Mittels zum ersten Male an einer menschlichen Leiche versuchten, so war der Wunsch, die Fortschritte und vorkommenden Veränderungen genau zu beobachten, ein sehr natürlicher. Dieß führte zu der Nothwendigkeit, den Deckel des Troges häufig zu öffnen, obwohl derselbe ohnehin nicht genau paßte. Da der Holzgeist sehr flüchtiger Natur ist, so ist einleuchtend, daß seine präservirende Eigenschaft durch dieses häufige Oeffnen beeinträchtigt wurde. Es läßt sich daher mit Recht hoffen, daß in einem luftdichten Gefäße nicht einmal die oberflächlichen Veränderungen, die in diesem Falle stattfanden, sich zeigen werden. Die Vortheile bei der Anwendung des Holzgeistes sind: 1) die außerordentliche Flüssigkeit desselben, vermöge welcher er in die feinsten Gefäße dringt; 2) seine Farblosigkeit; 3) seine Wohlfeilheit; denn eine Gallone reicht hin, einen ganzen Cadaver auszusprizen. Er kostet um die Hälfte weniger als der Weingeist, währenddem seine fäulnißwidrige Kraft weit größer ist, als die des Letzteren; 4) ist er unschädlicher Natur und greift auch die Instrumente nicht an. Was seinen Geruch betrifft, so mag er wohl Einzelne besonders übel affiziren, ist aber gewiß für die Mehrzahl nicht so ekelhaft, als der der Fäulniß. Diesen Bemerkungen haben wir hinzuzufügen, daß die Drn. B a b i n g t o n und R e e s gegenwärtig einen Foetus besitzen, welcher zu anatomischen Demonstrationen vollkommen geeignet ist, obwohl schon 8 Monate verfloßen sind, daß er dem oben besprochenen Prozesse unterworfen wurde. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß ein bestehendes Gesetz die Anwendung einer solchen Methode zum Nutzen der Anatomen verhindert. Es muß nämlich jeder zur Section bestimmte Leichnam nach Verlauf von 6 Wochen beerdigt werden, wodurch das längere Aufbewahren von Leichen unmöglich gemacht wird. Dieser Umstand verdient näher berücksichtigt zu werden, und zwar jener Wissenschaft wegen, welche für die Menschheit von großem Nutzen ist.

(Guy Hospital reports.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— Ueber die Zulässigkeit einer Umgestaltung der gegenwärtig bestehenden Contumaz-Anstalten, und über die Möglichkeit einer gleichförmigen Begründung dieser Anstalten in allen civilisirten Staaten, zur Förderung der wichtigsten Handelsverhältnisse, mit voller Sicherstellung des Gesundheitsstandes, theilt Herr Protomedicus Dr. S p o r e r in den medizinischen Jahrbüchern des k. k. österreichischen Kaiserstaates eine Abhandlung mit, der wir auszugsweise Folgendes entnehmen. Verf. hält das gegenwärtig übliche Verfahren in den europäischen Contumaz-Anstalten gegen die orientalische Pest weder dem Zeitgeiste, noch dem heutigen wissenschaftlichen Standpunkte der Medizin, noch dem Handelsinteresse für angemessen, und wünscht um so mehr

eine Abänderung und eine durchgängig eingeführte Gleichheit desselben, als sich in Bezug auf die Art der Ausführung der Sicherheitsmaßregeln in den verschiedenen Quarantaine-Anstalten die größten Widersprüche nachweisen lassen, und es bei dem heutigen Standpunkte der Chemie und unserer Kenntnisse in Bezug auf die Contagionslehre für das Handelsinteresse von dem größten Nachtheile ist, wenn Schiffe, Personen und Waaren gleichen Quarantainen und gleich langwierigen Reinigungen, ohne irgend eine nachweisbare Nothwendigkeit, ausgesetzt werden. Verf. geht dabei von dem Gesichtspunkte aus: daß die orientalische Pest sich nur mittelst einer absoluten Contagion verbreite; daß der Seuchenstoff derselben bloß fixer Natur ist; daß derselbe auf weite Distanzen nur dann wirken könne, wenn er eingehüllt ist; daß die Brütezeit dieser Krankheitsrevolution bei den Menschen sich nur auf einige Tage beschränkt; daß die Ansteckungen in den Lazarethen nur mittelst der Berührung der eingehüllten Waaren entsteht; daß Luft und Wasser nur von geringer Einwirkung auf die Zerstörung des Contagiums sind, chemische Mittel aber letztere viel sicherer und schneller bewirken, und daß deshalb auch die Möglichkeit vorhanden ist, die Contumaz für die Waaren, namentlich für Personen und Schiffe, bedeutend abzukürzen, was des Handels und der Schifffahrt, und namentlich der Dampfschifffahrt, wegen höchst wünschenswerth und unerlässlich sei, indem dabei doch für die Sicherstellung des Gesundheitszustandes vollkommen gesorgt werden könne, und es hinlänglich erwiesen sei, daß, wo die Pest ausgebrochen, weder die Consularpatente der Schiffer, noch die Lüftung der langen Beobachtungszeiten im Stande waren, dagegen zu schützen. Um nun die nothwendigen Reformen im Contumaz-Wesen mit der möglichsten Gleichförmigkeit bewirkt zu sehen, wünscht Verf., daß sämmtliche dabei interessirte Regierungen, je zwei ärztliche, durch erprobte praktische Kenntnisse im Sanitätswesen ausgezeichnete Staatsbeamten, etwa in Genua oder Turin, zu einem Comité zusammentreten lassen möchten, welches den in Rede stehenden Gegenstand zu prüfen, von allen Seiten zu discutiren, und dann im Einverständnisse mit den respektiven Regierungen die unmaßgeblichen Beschlüsse zur Realisirung der beabsichtigten Reform zu fassen hätte. In letzter Beziehung erlaubt sich Verf., als eine der ersten und wichtigst zu nehmenden Maßregeln, darauf aufmerksam zu machen, daß dafür gesorgt werde, daß Schiffe, Waaren und Personen in den Haupthäfen derjenigen verdächtigen Länder, wo vorzugsweise Einschiffungen zur Reise in die europäischen Staaten statt finden, in gesundem Zustande und möglichst ohne Verdacht einer Ansteckung die Ladung vollziehen, und somit auch im gesunden Zustande in den europäischen Häfen anlangen. Zu diesem Zwecke schlägt Verf. vor, in allen solchen Häfen von Seiten der resp. europäischen Regierungen eine Aufsichts- und Reinigungsbehörde installiren zu lassen, die je aus den Consuln oder Gesandtschafts-Agenten dieser letztern Staaten, aus zwei ärztlichen, aus Europa gesandten, und von hier aus anständig besoldeten Sanitäts-Beamten, einem im Orte selbst aufzunehmenden Gehilfen (der zugleich als Dolmetsch zu verwenden wäre) zu bestehen, und, nebst der sorgfältigen Beobachtung und Würdigung der im Lande etwa herrschenden epidemischen und contagösen Krankheiten, namentlich und vorzugsweise die erste Reinigungsvollführung der aus diesem Hafen nach den verschiedenen europäischen Staaten auslaufenden Schiffe,

Waaren und Personen, nach den vom Verf. hierüber speciell entworfenen Bestimmungen, zu vollziehen habe. Alle aus diesen Häfen auslaufenden Schiffe dürften dann auf ihrer Reise keine weiteren Ladungen mehr annehmen, außer wieder an Orten, wo die Einbarkirung auf dieselbe Weise vollzogen werden könnte. Hierdurch und bei der Anwendung chemischer Mittel (statt der bisherigen bloßen Lüftung) in den Quarantainen zur Desinfection der Schiffe, Personen und Waaren dürfte sich, nach dem Verf., die Contumaz-Zeit bedeutend abkürzen lassen, worüber jedoch, wenn anders etwas Gemeinam-Nützlichers erzielt werden solle, nur einzig und allein das in Antrag gebrachte ärztliche Comité zu entscheiden und bestimmen habe.

— Ueber den Zustand der Chirurgie in Afrika und Asien. Nach dem schwedischen Professor Hedenborg, der 1836 Aegypten und Klein-Asien bereiste, befand sich die Chirurgie damals auf derselben Stufe, wie zu Gale's Zeiten. Bei allen arabischen Aerzten fand sich kein anderes Buch, als der Avicenna, der aber stets auf dem Tische lag. Percival Pott's Lord malte (Algieri with notices of the neighbouring States of Barbary, London 1835) die Wundarzneikunst in Algier mit den gräßlichsten Farben. Soll nämlich zur Ader gelassen werden, was die arabischen Aerzte fast bei allen Krankheiten thun, so zieht man um den Hals des Kranken ein Band so fest zusammen, bis derselbe beinahe erdroffelt ist. Sind nun die Blutadern an der Stirn bis zum Plagen geschwollen, so macht man mit einem Scheermesser 5 bis 6 Einschnitte, aus denen sich das Blut stromweise über das Gesicht ergießt. In Wasser eingeweichter Thon wird zur Stillung der Blutung benützt. Bei frischen Wunden gebrauchen sie geschmolzene Butter, so heiß wie möglich darüber geschüttet, oder sie fahren mit einer glühenden Messerflinge darüber hin, um einen Brandschorf zu erzeugen. Amputirt wird nach Celsus' Methode, durch einen Schnitt, dann den Stumpf in einen Kessel siedenden Pechs gesteckt. Trotz dem löst sich später die Pechhaube oft ab, und die Kranken verbluten sich. Zum Staarstechen gebrauchen sie einen stumpfspitzigen Messingdraht. An der Universität zu Constantinopel, wo in Deutschland unterrichtete Griechen und Franken Lehrer sind, wird blos die Osteologie nach dem Skelet, die übrige Anatomie nach Voder's Tafeln oder den schlechten Abbildungen eines Türken, die 1820 auf 56 Tafeln zu Scutari erschienen sind, vorgetragen. Zu jeder wichtigen Operation in Constantinopel muß zuerst die Erlaubniß des Richters angewirkt werden; hat sie einen unglücklichen Erfolg, so wird der Arzt zur Verantwortung gezogen. Die Türken vertrauen sich, bei ihrem Fatalismus, selten einem Wundarzte, auch gibt es in der Armee wenig Militärchirurgen. Für die im Allgemeinen vorkommenden chirurgischen Fälle gibt es Leute, die sich empirisch auf die eine oder die andere Operation gelegt haben. So gibt es 1. Zikrikzi, Leute, die sich blos mit Fracturen und Dislocationen beschäftigen. 2. Andere, welche blos Abscesse öffnen, dies aber sehr schlecht machen. 3. Einige Griechen und Rumelioten beschäftigen sich blos mit dem Steinschnitte, müssen aber stets dazu die Erlaubniß des Richters einholen. 4. Zafakzi, welche Brüche behandeln, aber ohne Operation, blos mit Bandagen. Die Barbieri kuriren Alles mit Aderlässen, Schröpfen und Blutegeln.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 90.

Montag, den 9. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren ließen. — Gallerie berühmter Aerzte. — Dampfbäder der Finnen. —

Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren ließen.

I.

Brief eines Arztes an eine Dame.

Mitgetheilt von Dr. Hassinger.

K. K. Regimentsarzt und Corps-Arzt der königl. ungar. Leibgarde.

Madame! Sie scheinen unzufrieden mit dem Erfolge der unter meiner Regide an Ihrem Schützlinge durch Dieffenbach vollführten Operation des Schielens. Noch, sagen Sie, ist etwas Fremdartiges in dem Blicke der Operirten, und einige Neigung des vorher stark schielenden Auges, in seine alte Sünde zurück zu fallen, vorhanden. Zwar, das läßt sich nicht läugnen, die Sehkraft desselben hat sich bedeutend verbessert, und manchmal scheint auch der gerade gerichtete Rekrut seine Stellung trotz seines altgedienten Kameraden behaupten zu wollen; ob dieses aber auch Bestand haben werde, das bekümmert Ihr menschenfreundliches Herz, dem der leise Vorwurf entströmen möchte, mit mir und durch mich Veranlassung gewesen zu sein, zu vergeblich erduldeten Schmerzen. Ei, wie ungenügsam, Madame, ich möchte sagen, wie ungerecht gegen sich selbst, gegen mich und den Operateur! Ich wette, die Operirte ist anderer Meinung, als Sie, Verehrte, wenn sie sich in den Spiegel sieht und bei verbundenem gefunden Auge Toilette macht.

Ich bitte zu erwägen, daß Ihrer schönen Schußbefohlenen das fatale Schielen angeboren war, das heißt, daß sie seit ihrem dritten Lebensjahre bis nun in die Zeit der vollen Blüte von diesem entstellenden Gebrechen geneckt wurde, und auch den Gebrauch dieses Auges größten-

theils entbehrte, wie es fast bei allen den hundert und dreißig bis hundert und vierzig Schielenden der Fall war, die ich von Dieffenbach, und seit seiner Abreise von anderen Aerzten hier operiren sah. Gewiß wurde in dieser langen Zeit von Ihnen und Anderen Manches zur Abhilfe von dieser Entstellung bei Ihrer Schutzbefohlenen, jedoch vergebens, versucht, mancher Rath nutzlos eingeholt, manches Stück Geld ohne Erfolg verwendet. Ohne Zweifel hat man das Kind bei dem ersten Auftreten des Uebels sorgsam gewöhnt, beide Augen gleichmäßig dem Lichte zu erschließen, man hat gewiß keine schielende Person in dessen Umgebung geduldet, damit nicht sein Nachahmungstrieb den falschen Blick adoptire; man hat eben so sicher nicht gesäumt, bei einer sich zeigenden Entzündung des Auges den Rath eines erfahrenen Augenarztes einzuholen und genau seine Vorschriften in Ausführung zu bringen, worin zwar leider viele Eltern und Kinder-Pflegerinnen fehlen; man hat vielleicht auch später ohne den Rath eines Arztes Schielbrillen u. dgl. in Gebrauch gezogen. Alles dieses aber umsonst. Es blieb dem Auge die krankhafte Neigung, sich in dem innern Augenwinkel zu verbergen, und vergebens ließ man es den Versuch machen, sich eben so in dem äußeren Winkel des Auges zu bewegen; es wurde von einer unsichtbaren Gewalt daran verhindert und in seine krankhafte Stellung zurückgezogen. Und so blieb es bei unserer Operirten, wie bei den zahlreichen Anderen. Kein Wunder, denn nach dem Ausspruche fast aller Augenärzte gelingt es zwar in der frühesten Jugend bei dem leiseften Auftreten des Uebels, dasselbe durch Beobachtung ungefähr dessen, was ich eben erwähnte, öfter zu heben, oder vielmehr zu verhüten; in den späteren Jahren wird aber nur sehr selten einer unausgesetzten, höchst lästigen Uebung des Auges der gewünschte Lohn zu Theil, ausgenommen die Fälle, wo eine wahrnehmbare und ärztlicher Hilfe zugängliche Ursache des Schielens bald entfernt werden kann. Da die Ueberzeugung von der Unhebbarkeit des Schielens bei Erwachsenen scheint sich dermaßen festgestellt zu haben, daß nur sehr selten bis jetzt Einer oder der Andere bei einem Augenarzte erschien, sich deshalb bei ihm Rathes zu erholen.

Es war dem ruhmwürdigen Streben der neuesten Chirurgie vorbehalten, die verborgene Ursache des Schielens durch Analogie zu erschließen, und bald gelang es auch einem kühnen Manne, durch eine einfache Operation sie zu beseitigen.

Siehe, da gab es vollauf zu thun mit Schielenden, und so wuchs denn auch in Kurzem die Zahl derer auf mehr als fünfhundert, an denen diese Operation mit Glück verübt wurde, wozu, wie ich zuversichtlich hoffe, auch Ihre Schutzbefohlene gehört. Da gab es Operirte von jedem Alter,

ausgenommen ganz kleine Kinder, von jedem Geschlechte, vorzugsweise aber vom schönen, von jedem Stande.

Ich wünschte, Madame, Sie hätten mit so vielen Anderen sehen können, wie das schielende Auge im Momente der Trennung des widerpenftigen Augenmuskels oft mit einem Rucke die ihm gebührende Stellung einnahm und sie behauptete, — gewiß, Sie hätten die ausbrechende Freude des Operirten vom Herzen getheilt, dem es nun, selbst mit Gewalt, nicht mehr möglich war, den Augenstern in den verhängnißvollen Augenwinkel zu verstecken. Ich erinnere mich ganz genau an den Schreck einer ganz kürzlich von einem meiner Freunde unter meiner Assistenz Operirten, die auf einmal nach geschahener Trennung des Muskels das Instrument ganz nahe ihrem verwundeten Auge erblickte, während sie vorher nur die Tageshelle damit zu unterscheiden im Stande war. Verbesserung des Sehvermögens auf dem schielenden Auge, trat gleich nach der Operation bei den Meisten, bei Allen aber das Vermögen ein, das operirte Auge in dem äußeren Augenwinkel bewegen zu können. Jenes besserte sich in der Regel später mehr und mehr, und ich wurde selbst höchst angenehm überrascht, als ich einen von Dieffenbach bald nach seiner Hieherkunft operirten, häßlich schielenden jungen Mann, ungefähr vierzehn Tage nach der Operation, bei verbundenem gesunden Auge, geläufig einen Brief schreiben fand, da er doch vordem selbst große und gut beleuchtete Gegenstände nur mit Mühe mittelst des schielenden Auges zu erkennen vermochte! —

Zufriedenheit, Madame, ist seit Erschaffung des ersten Menschen eine seltene Tugend bei uns Erdenkindern. Nun das Mittel gefunden war, einem entstellenden, bisher fast für unheilbar erachtetem Uebel abzuhelpfen, das von Vielen bereits mit sorgloser Indolenz, von Anderen mit widerstrebender Resignation getragen wurde, jetzt war es nicht genug, überhaupt ein Mittel und die Aussicht auf Abhilfe zu besitzen, es genügte nicht, daß die Operation sehr wenig schmerzhaft war, unglaublich schnell verübt wurde und nirgends eine Gefahr in ihrem Gefolge hatte, nein, sie sollte nun auch Allen und überall, und zwar mit Einem Male helfen, so recht nach Gutbefinden und Bequemlichkeit des Operirten, bei mindester Störung der gewohnten Lebensverhältnisse.

Zur Operation drängten sich wohl sehr Viele mit ungemeiner Hast, und Beharrlichkeit, da sie sahen, wie leicht sie, selbst von furchtsamen Vorgängern, ertragen wurde; ganz anders aber verhielt es sich bei Einhaltung der unentbehrlichen ärztlichen Nachbehandlung und Nachübung des operirten Auges: da bedurfte es wohl oft der wohlmeinenden und ermunternden Zureden der Umgebung, und der eindringlichsten Ermah-

nungen der, die Operirten in der ersten Zeit besuchenden Assistenzärzte, um die nothwendige Ausdauer und Folgsamkeit des Operirten zu erringen; denn nur zu häufig waltete die irrige Meinung vor, daß man nicht krank, also auch nicht zur strengen Befolgung der ärztlichen Anordnungen verpflichtet sei. Und doch wie leicht waren diese in Vollzug zu setzen, wie gering selbst die Dauer der beschwerlicheren? — In einem dunklen, kühlen Zimmer, in horizontaler Lage durch 3 bis 5 Tage so im Bette zu liegen, daß das operirte Auge bald an die Wand des Zimmers, bald an den freien Rand des Bettes zu stehen kam, je nachdem die nach der Operation sich zeigende Richtung des Auges bald mehr ein Schauen nach Außen gegen die Schläfe der Operations-Seite, bald mehr nach der Nase zu erforderte, Bitterwasser zu trinken, und Wasserpannadel dreimal des Tages zu essen, über das operirte Auge fleißig Umschläge von kaltem oder eiskaltem Wasser zu machen, und mit diesem Verfahren nach Befund des Arztes und insbesondere nach der Empfindlichkeit und Röthe des operirten Auges länger oder kürzer einzuhalten, ist doch gewiß keine marternde und unerschwingliche Aufgabe. — Gut, dazu wollen wir uns noch verstehen, währt es doch nur wenige Tage; dann aber muß doch Alles beendet sein, und das Auge vollkommen gut stehen. Schon gestattet der besuchende Arzt, aus dem Bette aufzustehen, das operirte Auge allmählig dem Einflusse des Lichtes auszusetzen, noch aber hat er einen fatalen Auftrag im Hinterhalte. Es sind die Uebungen und Sehversuche mit dem operirten Auge, die noch durch lange Zeit, vielleicht bis zur gänzlichen Ausgleichung der Operations-Narbe täglich vorgenommen werden müssen, um dem Auge seine gute Stellung zu bewahren, oder die noch nicht ganz gute zu verbessern, um dem schwachsichtigen allgemach zu der mit dem anderen Auge harmonirenden Stärke des Sehvermögens zu verhelfen, ja es ist sogar möglich, daß täglich das gesunde Auge eine halbe bis eine Stunde zugebunden oder gar noch eine kleine Nachhilfe vorgenommen werden müsse. Das ist zu viel für solchen Preis!

Noch kamen Einige am siebenten oder achten Tage, wie es ihnen aufgetragen war, später aber fanden sie dazu, wie zu den geforderten Uebungen, kaum mehr Zeit, besonders wenn noch andere, der Sache unkundige, Menschen sie mit der Bemerkung quälten, daß der Blick doch noch etwas Falsches an sich habe; denn wohl gemerkt, standen die operirten Augen am achten oder vierzehnten Tage nicht alle vollkommen gut, wie es bei Einigen der Fall war, denen vergebens irgend Jemand auch nur die leiseste Spur da gewesenen Schielens angemerkt hätte. Ja, zu Ihrem Troste, Madame, sei es gesagt, daß Dieffenbach die ganz gute Stellung bald nach der Operation nicht einmal gerne sah, da ihn Erfahrung

belehrt hatte, daß in diesen Fällen manchmal das operirte Auge eine zu starke Richtung nach Außen nahm, der man durch fleißiges Sehen zur Nasenspitze, oder selbst durch eine kleine Nachhilfe, bei Zeiten begegnen mußte.

Erschien aber der nachbehandelnde Arzt nicht täglich nach gescheneher Operation (wie bei der großen Anzahl Operirter in so kurzer Zeit, bei der oft mangelhaften Anzeige der Wohnungen und der Fahrlässigkeit der Patienten selbst, nicht ganz zu vermeiden war) so war es natürlich, daß da gar manche arge Uebertretungen und Fehlgriffe von Seite der Operirten oder ihrer Umgebung begangen wurden, und dafür liegen mehr als hinreichende Beweise vor. Und dem ungeachtet unter hundert und dreißig bis hundert und vierzig seit Dieffenbach's Ankunft hier operirten Schielenden kein unglücklicher, ja kein ganz mißglückter Fall! Wahrlich, der Operationseingriff muß ein sehr milder, und zugleich ein sehr hilfreicher, gewiß die Hauptsache in der Behandlung Schielender sein! Fassen Sie also Muth, Madame, und gewähren Sie ihn auch Ihrer Schugbefohlenen, lassen Sie dieselbe fleißig nach Außen, gegen die Schläfe, an der Seite des operirten Auges sehen, binden Sie ihr öfter das gesunde Auge mit einem leichten Tuche oder einer Binde auf eine halbe oder eine Stunde zu, damit das operirte Auge seine Kräfte übe, und was ihm jetzt neu und ungewohnt erscheint, demselben zur Gewohnheit werde, daß es mit seinem Nachbar in Harmonie trete und bleibe. Ich habe mich weiter in die Sache vertieft, als es wohl nothwendig war, Ihre Zweifel zu zerstreuen, und als es Ihre mir bekannte Sorgfalt in Beobachtung der Ihnen bereits nach der Operation erteilten Vorschriften erheischten; allein ich weiß, daß Sie an der Sache selbst, ihrem hochgebildeten Schönheitsfinne gemäß, ungemeines Interesse genommen haben, daß in Ihrer Nähe mehrere unbemittelte Operirte sich befinden, denen Sie, ihrem edlen Herzen folgend, mit Rath und That an die Hand zu gehen, sich verpflichtet fühlen. Sie werden daher der guten Sache willen, und vor Allem dem Wohle der Menschheit zu Liebe, wo Ihnen Gelegenheit gegeben ist, der Vergesslichkeit mit ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, dem Unverstände vorleuchten, der Trägheit einen Sporn leihen, und vor Allem bei einem sich ergebenden Anstande den Operirten oder den die Operation Wünschenden den Rath geben, sich an jene Sachverständigen zu wenden, welche vielfache Gelegenheit gehabt haben, in der neuesten Zeit so reiche Erfahrungen in diesem Gebiete zu machen, und deren Mehrere, wie ich Sie in Wahrheit versichern kann, diese bereits mit Glück in Vollzug gesetzt haben. Genehmigen Sie, Madame, &c.

(Nr. II. folgt.)

Gallerie berühmter Aerzte.

(Fortsetzung.)

Als Boër in der Ferienzeit des Jahres 1768 seinen Besuch zu Aub wiederholte, fügte es sich, daß auch der um Deutschlands Chirurgie hochverdiente Caspar Siebold, Leibchirurg des Bischofs Adam Friedrich Rottenhahn und Professor der Chirurgie am Juliuspitale zu Würzburg, sich unter den Gästen befand, welche der dortige Verwalter zu einer Treibjagd geladen. Der Verwalter, verhindert Siebold selbst zu begleiten, gab ihm den jungen Boër zur Seite, dessen Talente und Unterhaltung diesen so mächtig anzogen, daß es weniger Stunden bedurfte, dem jungen Manne seine Neigung zu gewinnen. Als daher der Verwalter bei der Abendmahlzeit an Siebold die Frage richtete, welches Studium er für Boër wohl angemessener finde: die Jura oder die Theologie, so erklärte sich dieser für keines von beiden, sondern machte Boër, von dessen Verhältnissen er nun schon unterrichtet war, den Antrag, als chirurgischer Praktikant in das Juliuspital zu Würzburg einzutreten, wo er, begünstigt durch den Genuß freier Kost und Wohnung, den chirurgischen Lehrkurs hören könne. Ihm, als Vorstand, werde es ein Leichtes sein, Boër einen der bestehenden zwölf Stiftungsplätze an jener Anstalt zu verschaffen.

Boër's wissenschaftlicher Trieb, der sich schon im Laufe seiner Studien vielfältig ausgesprochen hatte, ließ ihn jedoch die Antwort nicht übereilen, und in den gemachten Vorschlag erst dann eingehen, als Siebold die Erklärung beifügte, daß er an jenem Institute keine Feldscherer, sondern wissenschaftliche Chirurgen bilde, und nur Individuen mit zurückgelegten philosophischen Studien aufnehme.

Mit dem Entschlusse, nach Würzburg zu gehen, war der erste Grund zur späteren Gestaltung von Boër's Schicksalen, der erste Stein zu seiner künftigen Bedeutung für die Menschheit gelegt.

Im Juliuspitale zu Würzburg hörte Boër die ersten Anfangsgründe der Chirurgie, Anatomie und anderer verwandten Doktrinen, übte sich durch zwei Jahre, als sogenannter Verbindgeselle, in den kleinen chirurgischen Verrichtungen, und zeichnete sich in allen ihm anvertrauten Geschäften in dem Maße aus, daß Siebold, der ihn von Tag zu Tag mehr lieb gewann, ihm auch außer dem Hause in seiner Privatpraxis Vertrauen schenkte. Bei einer damals herrschenden Seuche war seine Behandlung der Kranken eine ganz andere, als die der übrigen Aerzte. Er lehrte das Landvolk, daß frische Luft besser als verpesteter Qualm sei, verordnete bloß einfache, nährende Diät, selten Arzneien, und sorgte, statt aller pharmaceutischen Mittel dafür, daß es nicht an zweckmäßiger, gesunder Nahrung gebrach, in deren Mangel, des großen Mißwachses wegen, die Hauptursache des bössartigen Erkrankens lag. Auf diese Weise geschah es, daß seine Kranken, bei einfachem Gerstendecoct mit Essig, die meisten genasen und das Volk zu ihm ein großes Vertrauen faßte. Die Achtung, welche Boër in der Zeit seiner Anwesenheit gewonnen, war groß und allgemein.

Boër war seinen Berufspflichten mit rücksichtslosem Eifer obgelegen. Die Anstrengung und Sorge dieses seines ersten praktischen Wirkens warf ihn daher bei seiner Rückkunft nach Würzbach auf's Krankenlager. Doch sein Gastfreund,

der dortige Verwalter, unterzog sich der Pflege des Kranken mit der aufrichtigsten und wärmsten Zuneigung. Dr. Fischer übernahm bereitwillig seine Behandlung. Die Krankheit nahm einen bedenklichen Charakter, und man mußte Boër empfehlen, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. Mit dem schmerzlichsten Gefühle, und gleichsam in dem sichern Bewußtsein seines herannahenden Endes (so erzählte Boër oft), schritt er an's Werk. Er beichtete dem würdigen Pfarrer des Orts, dessen liebevolles Hinweisen auf die allwaltende Hand einer weisen Gottheit seinem Gemüthe so tief eingeprägt blieb, daß er auch im hohen Alter nicht ohne die innigste Rührung davon sprach. Boër geizte nicht nach dem Ruhme eines verhärteten Freidenkers, und gab dem Drange der Wehmuth und menschlich edlen Verlangens volle Freiheit. Er lieferte ein Beispiel, daß der rohe Materialismus, das gewaltsame Losreißen von dem religiösen Principe, keineswegs zur Ausstattung der medizinischen Fakultät gehöre.

Die Allmacht aber wollte dem Manne, den sie berufen hatte, für das Leben seiner Mitmenschen zu denken und zu wirken, das Siegel ihrer heiligen Geheimnisse noch nicht lösen. Nach wenigen, unter der treuen Pflege des Verwalters hingebachten Wochen kehrte er nach Würzburg zurück. — Der Ruf seines Wirkens, seiner Aufopferung und Geschicklichkeit war ihm dahin vorangeeilt. Der Fürst Bischof verlangte den jungen Mann zu sehen, von dem ein so lautes und allgemeines Lob zu ihm gedrungen war. Der Schöpfer seines Glückes, der würdige Siebold, stellte ihn vor. Sein Landesherr, den die kirchliche Weihe mit noch mehr denn fürstlicher Verehrung umgab, stand ihm gegenüber und sprach unserm Boër von dem Rufe, den er sich erworben, von dem Segen, den ihm die Geretteten nachsprächen, segnete ihn selbst und stellte ihm frei, sich eine Gnade auszubitten.

Eben zu dieser Zeit waren einige junge Aerzte nach Würzburg, welche auf Kosten des Bischofs den berühmten Professor de Haen zu Wien gehört hatten, zurückgekehrt. Die Wiener Hochschule, die schon damals im Gebiete der medizinischen Wissenschaften mehrere Sterne der ersten Größe aufzuweisen hatte, mochte zu jener Zeit wohl auch mit Recht von Jedem mit Verlangen aufgesucht werden, der seinen Ideenkreis zu erweitern und an jenen Resultaten Theil zu nehmen wünschte, welche die eben in ihrer Entwicklung begriffene europäische Welt für die Heilkunst gewonnen hatte. Mag daher auch immerhin Eitelkeit, oder, besser ausgedrückt, ein edler jugendlicher Ehrgeiz die erste Veranlassung zu dem Wunsche gegeben haben, der in Boër's Seele aufstauete, er bereicherte sein Leben nur mit einem seiner schönsten Hüte, wie er sich von dem Fürsten die Gnade erbat, nach Wien gehen und den berühmten de Haen hören zu dürfen.

Der Bischof bewilligte ihm nicht bloß diese Gnade sogleich, sondern wies ihm auch mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit die, für jene Zeit gewiß beträchtliche Summe von 600 fl. mit dem Bedeuten an, daß er, sobald dies nicht ausreiche, nur ein Mehreres verlangen und der Gewährung gewiß sein solle. Da übrigens die Vorlesungen in Wien für den laufenden Cours bereits begonnen haben dürften, so möge er sich beeilen, um nicht zu spät einzutreffen. So reiste Boër im Herbst 1771 nach Wien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dampfbäder der Finnen.

Die Geschichte der Dampfbäder bei den Finnen bildet einen merkwürdigen Zug in ihren Sitten. Es gibt in Finnland beinahe keinen Bauern, der nicht ein kleines, zum Bade bestimmtes Haus besäße. Dieses Gebäude enthält nur ein einziges, in zwei Etagen getheiltes Zimmer, mit einem ringsherum gehenden Gerüst, das man mittelst Leitern besteigt, um sich in größerer Anzahl versammeln zu können. In einer Ecke des Zimmers sind glühende Steine, auf die man so lange Wasser gießt, bis das Gemach mit Dampf angefüllt ist. Männer und Frauen nehmen diese Bäder völlig nackt in buntem Untereinander, ohne das geringste Gefühl von Schamhaftigkeit oder eine sonstige Gemüthsbewegung zu zeigen. Dessen indessen ein Fremder plötzlich eine dieser Badestuben, um hineinzutreten, so scheinen die Frauen zu erschrecken. Denn da das Badezimmer gewöhnlich fast ganz dunkel ist, so dringt mit dem Fremden auch Licht herein, das sonst nur durch ein kleines Loch am Giebel und durch die Fugen der Dachbreiter Zugang erhält. »Ich habe,« sagt ein Reisender, »mir oft den Scherz erlaubt, die Badenden auf diese Weise zu überraschen und mich ihnen anzuschließen versucht, nie aber habe ich mehr als eine Minute bleiben dürfen. Hätte ich mich zwingen wollen, länger zu bleiben, ich würde gewiß erstickt sein. Mittelst des Thermometers stellte ich verschiedene Beobachtungen über den Wärmegrad dieser Badestuben an, man wird mir aber kaum glauben, wenn ich sage, daß sich diese Leute manchmal eine ganze Stunde lang, plaudernd und lachend, in einer Temperatur von 75° des Celsius'schen Thermometers aufhalten. Das Instrument war so warm, daß ich es kaum in der Hand halten konnte. So lange die Finnen in der Badestube bleiben, frottiren sie den Körper unaufhörlich und schlagen sich mit aus Birkenreisern verfertigten Ruthen. In weniger als zehn Minuten werden sie so roth, als wären sie lebendiges Fleisch, was einen äußerst unangenehmen Anblick darbietet. Im Winter treten sie in diesem Zustand öfters aus der Badestube heraus, um sich bei einer Kälte von 30° unter dem Gefrierpunkt im Schnee zu wälzen. Manchmal kommen sie auch nackt heraus, um mit dem ersten Besten eine Unterhaltung auf der Straße anzuknüpfen. Gehen Reisende an einer Badestube, wo die Bauern versammelt sind, vorüber und bedarf man ihrer Hilfe zum Ab- oder Anspannen der Pferde, so treten sie unbekleidet, wie sie sind, heraus und legen Hand an, ohne von der Temperaturveränderung berührt zu scheinen, während die Reisenden, in Pelze eingehüllt, vor Kälte erstarren. Nichts ist überraschender, als diese durch Gewohnheit erworbene Fähigkeit, solche Extreme zu ertragen. Die finnischen Bauern gehen sonach plötzlich von einer Wärme von 70° über dem Gefrierpunkt zu 30° unter demselben über. Auf die Reaumur'sche Scala reducirt, verhält sich dieser Uebergang wie 63° über zu 24° unter dem Gefrierpunkt. Sie erleiden davon nicht nur keinen Nachtheil, sondern sie versicherten uns auch, daß sie ohne den Gebrauch der Dampfbäder nicht im Stande wären, die ihnen obliegenden Arbeiten zu verrichten, und behaupten, daß sie durch diese Bäder ihre Kräfte eben so neu stärken, wie durch den Schlaf. Gewiß ist, daß sie von Schnupfen und rheumatischen Schmerzen nichts wissen.

(Ausland.)

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 91. Donnerstag, den 12. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Rück Erinnerungen aus meinem Badeleben, von Med. Dr. Heinrich Kaan. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Rück Erinnerungen aus meinem Badeleben.

Von Med. Dr. Heinrich Kaan.

I. Carlsbad.

Jedes Bad hat zweierlei Besucher: Bade- und Kurgäste; die Erstern wählen dies oder jenes Bad, um einige Sommermonate daselbst zuzubringen, die Letzteren, um daselbst sich einer Kur zu unterziehen; eine Kur kann ihre Motive haben: entweder in einer wirklichen Krankheit, oder in der Einbildung mancher Menschen, die Sommermonate krank gelten zu müssen, um zur vornehmen Welt gezählt zu werden. Für die erstern Badebesucher, oder, wie man auch sagen könnte, Badeliebhaber, schicken sich nur Carlsbad und Teplitz, denn nur dort finden sie, was ihnen Bedürfnis ist: Theater, Reunions und gesellige Vergnügungen, während sich für wahre Kurgäste das ernste Franzensbrunn und das stille, gemüthliche Marienbad empfehlen, wo der Mensch, zurückgezogen vom eitlen Getümmel der Welt, blos seiner Gesundheit leben kann, wo keine rauschenden Assembleen, keine glänzenden Bälle mit Sirenenklang den Kranken seinem täglichen Badeleben entreißen, und wochenlangen Gebrauch von Heilquellen nicht nur frucht- und nutzlos, sondern sogar verderblich machen. Ich will mit Hinweglassung der geschichtlichen und topographischen Momente, die in den Monographien zur Genüge aus einander gesetzt sind, zu schildern versuchen, was der Kurgast in jedem böhmischen Bade findet, und später hinzufügen, was sich für die Badegäste Anziehendes in jedem einzelnen Bade darbietet.

Beginnen wir nun diese Reihe mit dem alten Carlsbad, so finden wir im heurigen Jahre zwölf Aerzte in der Badeliste, und darunter am

häufigsten genannt als Hygieia's Priester die Doktoren Pöschmann, Hochberger, Mitterbacher, De Carro, Fleckles, Wagner, Hlawaczek; diesen drängen sich hauptsächlich die Kurgäste zu, deren Carlsbad im heurigen Jahre über 6000 nachweisen kann. Dem Hilfebedürftigen stehen hier neun warme Quellen zu Gebote, darunter zwei am rechten Ufer der Tepl — der Sprudel, dieser König aller Heilquellen, und die Hygieiens-Quelle, die jüngste ihrer Schwestern, erst seit 1809 in Folge eines heftigen Sprudelausbruches entstanden (versieht die Dampfbad-Anstalt). Der Sprudel ist zu weltbekannt, als daß ich eine nähere Erörterung über dessen imposante äußere Erscheinung, sein Tosen, Schäumen, sein Wallen und Steigen für nöthig halte, nur verminderte sich dessen Zuspruch antagonistisch im letzten Jahre durch die bedeutende Zunahme am Mühl-, Stein- und Theresienbrunnen; seine Besucher erheitert des Morgens ein kleines Orchester; er findet Anwendung zum Trinken, Baden, Salzsteden, Incurstiren u. s. w. Am linken Ufer der Tepl finden wir, einige kleinere in Privathäusern nicht mitgerechnet, sieben zum öffentlichen Gebrauche eingerichtete Hauptquellen, darunter in neuester Zeit der Mühlbrunnen am häufigsten besucht; diese Quelle wurde erst 1791 gefaßt und daselbst ein Badhaus gebaut, und zwar von der hochseligen Kaiserin Maria Theresia, und erst seit 1826 erhielt die Quelle ihre gegenwärtigen Gestaltungen und die herrliche Colonnade, die zugleich den Trinkern des Neu- und Bernhardsbrunnen zum Spaziergange dient. In der Nähe des Mühlbrunnens befinden sich der Neu- und Bernhardsbrunnen, letzterer vorzüglich von Augen- und Ohrenkranken benützt. Von den schwachen, reizbaren und sehr empfindlichen Kranken wird der Theresienbrunnen, wegen seines reichlichen Zuspruches vom schönen Geschlechte, auch Frauenquelle genannt, und der Schloßbrunnen, am Schloßberge gelegen, am meisten in Anwendung gebracht, und besonders wird letzterer als Vorbereitung zu den stärkern Thermen benützt. Weniger im Gebrauche sind die Felsenquelle und der Spitalbrunnen, den man zu Bädern verwendet. Vergleichen wir die Thermen hinsichtlich ihrer Temperatur und hinsichtlich ihres Wasserreichthums, so ergibt sich hieraus folgende doppelte Skala. Temperatur: Felsenquelle 30° Reaum., Schloßbrunnen 40°, Theresienbrunnen 43—44°, Mühlbrunnen 45°, Spitalbrunnen 45—46°, Neubrunnen 48—49°, Bernhardsbrunnen 55½—57°, Sprudel und Hygieiens-Quelle 59—60°; Wasserreichthum in der Minute: Theresienbrunnen 8 Seitel, Mühlbrunnen 12—15 S., Schloßbrunnen 30 S., Neubrunnen 31 S., Spitalbrunnen 48—49 S., Bernhardsbrunnen 96 S., Sprudel 25—74 Eimer.

Die chemischen Resultate dieser Heilquellen mir für eine ausführlichere Darstellung vorbehaltend, erlaube ich mir, aus den bis jetzt Statt

gefundenen Analysen ein Résumé zu liefern. Nach *Becher's* Analyse (1770) ergeben sich in allen Quellen dieselben Quantitätsverhältnisse von Schwefelsäure, Salzsäure und Kohlensäure, Natron, Kohlensäure, Kalk und Eisenoxyd, die Menge der enthaltenen freien Kohlensäure hingegen in umgekehrtem Verhältnisse mit dem Temperaturgrade, deshalb die größte Menge im Schloßbrunnen, die kleinste im Sprudel; nach ihm ist der Sprudel als die Hauptquelle, die übrigen als dessen Adern zu betrachten, und in deren größerer oder geringerer Entfernung die verschiedenen Temperaturdifferenzen begründet. *Klaproth's* chemische Untersuchung (1789), so wie die vom *Berggrathe D. Neun*, stimmen mit den *Becher'schen* so ziemlich überein, nur finden wir nach diesen schon bedeutende Unterschiede in der verhältnißmäßigen Menge der Bestandtheile der einzelnen Quellen; *Berzelius*, dieser erste Chemiker unserer Zeit, fand bei seiner, 1822 sorgfältig angestellten Untersuchung noch außer den obgenannten Bestandtheilen, kohlensauren Strontian, Magnesia, Manganoxydul, phosphorsaure und bas. phosphorsaure Thonerde, Flußspath, Kalk und Kieselerde. Prof. *Steinmann* fügte noch zwei Bestandtheile hinzu, schwefelsaures Kali und kohlensaures Lithion. Nach Prof. *Pleischl's* letztgepflogener Analyse (1835) läßt sich die Gegenwart von Jod und Brom in diesen Quellen nachweisen. Außer diesen neun Thermen, deren physikalische Eigenschaften für den Entfernten wohl wenig Interesse enthalten können, und deren chemischen Theil ich wohl zur Genüge in diesen Blättern zusammengestellt habe, hat das Carlsbader Brunnengebiet einen bedeutenden Reichthum an kalten Sauerlingen aufzuweisen, wovon drei bis jetzt einiger Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, nämlich der Sauerbrunnen hinter der Dorotheenau, ein sehr kohlensäurehaltiges Wasser, das als Trinkwasser und zu Bädern, und dessen frei ausströmende Lufensäure, mittelst Röhren in nebenan sich befindliche Badewannen geleitet, auch zu Gasbädern verwendet wird; der Gießhübler Sauerbrunnen, drei Stunden entfernt, eignet sich vorzugsweise als diätetisches Getränk für Brustschwache und als kühlendes Getränk in heißen Sommertagen, und endlich der rothe Sauerling hinter *Drachwitz*, ein Moorlager bewässernd, das man zu Schlammbädern benützt.

Die Carlsbader Quellen werden auch, und zwar vorzugsweise, zu Bädern benützt, daher benützt *Carlsbad* gegenwärtig folgende Bäder: die Sprudelsbäder im Erdgeschoße des neuen Sprudelgebäudes erhalten ihr Wasser aus dem Sprudel selbst, deren zweckmäßige Temperatur mittelst des Abkühlungsapparates hergestellt wird; von dieser Quelle werden noch eine Menge Privatbäder versorgt. Ferner die Mühlbäder, die vom Mühl-, Theresien-, Neu- und Bernhardsbrunnen versorgt werden. Außer diesen sind noch Dampf-, Douche-, und seit wenig Jahren Schlamm- und Gasbäder

zur Bequemlichkeit des Publikums vorhanden, und erleichtern hiedurch dem Arzte die Behandlung, da er die Carlsbader Heilquellen in so verschiedenen Formen des Aggregationszustandes dickflüßig als Schlammbäder, dünnflüßig als reines Bad, oder endlich rein compressibel als Gasbad anwenden, und sie nach der verschiedenen Receptivität der Kranken modificiren kann. An Heil- und Humanitätsanstalten ist Carlsbad sehr reich, und besitzt folgende: 1. Das k. k. Offizier-Badehaus, 1839 eingeweiht, und verdankt sein Entstehen dem großherzigen Patriarchen von Erlau, Joh. Ladisl. Pyrker von Felsö-Eör. 2. Das Fremdenhospital nächst dem Bernhardsfels, begründet durch ein Geschenk des Grafen Illinsky, und erhalten durch Sammlungen des Dr. Mitterbacher. Der hochseligen gnädige Landesvater Kaiser Franz schenkte diesem Spital den Posthof, wodurch 1836 das Spital vom Grunde neu erbaut und vollständig für Kranke eingerichtet wurde. Es steht gegenwärtig unter der umsichtigen Leitung des Dr. Mitterbacher, und die Aufnahme Suchenden — wahre Hilfebedürftige — brauchen sich deshalb blos an Dr. Forster zu wenden. 3. Das Bürgerhospital zum heiligen Geist, 1531 vom Grafen Schlick errichtet, 1820 neu erbaut; und endlich 4. das Krankenhaus für Handwerksburschen und Dienstkente.

Das Tagesgeschäft eines Carlsbader Brunnengastes beginnt sehr frühzeitig; denn die Sorge, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen und in den Carlsbader Thermen neuen Lebensborn einzuschürfen, gönnt ihm keinen langen Schlaf, und selbst der weichliche Podagiß, der an das bequeme Leben gewohnte Cavalier, die zarte Dame, der sonst des Hahnes Morgenruf Krämpfe erregte, — sie Alle entfliehen Morpheus' süßem Lager und eilen, um ihre Berufspflichten zu erfüllen, den verschiedenen Brunnen zu. Nach getrunkenem Becherzahl, die ihnen von den Badeärzten, den Beherrschern der Bäder, bestimmt wird, erfolgt die Pflicht-Promenade, und dann erst vermengt sich ein Theil der Kurgäste mit den Badegästen, und theilt mit ihnen die Freuden des Tages, während die größere Anzahl den Vormittag noch den verschiedenen Pflichtbeschäftigungen, als da sind, Bäder widmen muß. An Promenaden ist Carlsbad so überschwenglich reich, daß es sowohl dem Kurgaste eine reichliche Menge zu seinen Morgen Spaziergängen, als den Badegästen zu entfernteren Touren darbiethet. Dessenungeachtet enthalte ich mich jeder Beschreibung derselben, da demjenigen, der diese Gegend kennt, dies großartige Panorama der Natur zu treu im Gedächtniß bleiben wird, um an einer trockenen Beschreibung Interesse zu finden, und dem dies Eldorado, dies idyllische Gebirgsthäl fremd ist, dem wird es um so gleichgiltiger sein, ob sich der Weg am Hammerberg oder Hirschenstein von einer Anlage zur andern rechts oder links schlängelt, ob sich das Mayer'sche

Gloriett über oder neben der Theresienhöhe befindet, ob unter diesem Baume ein Gelehrter oder ein Bettler gefessen, und ob diese Bank einer Josephine oder einer Elise zum Ruhesitze gedient. Ich glaube nun genug mit dem mich beschäftigt zu haben, was den Kurgästen das lärmende Carlsbad darbietet, und will nun auch ein Wörtchen fallen lassen über das Leben, das die Badegäste daselbst erwartet. Man findet in Carlsbad Ungezwungenheit im geselligen Leben, Aufgehobensein jedes Rangunterschiedes, des Morgens die elegante Welt beim Frühstück im Posthose, Freundschaftssaal, oder vor ihren Häusern auf der alten Wiese, des Mittags an der Table-d'hôte beim „goldenen Schild“ oder in den eleganten Speisehäusern, dem sächsischen, böhmischen Freundschaftssaal, und nach Lische bei gutem Wetter eine Partie in die entfernteren Umgebungen Schlackenwerth, Engelhaus, Ellenbogen, Hammer, Auh, Joachimsthal, wovon jeden Tag immer eine Partie frirt ist, die in einer öffentlichen Annonce einzusehen ist, bei schlechtem ein Spielchen in einem der vielen Kaffeehäuser, oder man besucht das Theater, was so ziemlich gut ist; ist man Zerpshoren hold, so findet man ein oder mehrere Male die Gelegenheit, den Reunionen beizuwohnen; auch geben mehrere Große gewöhnlich einige Fêtes, z. B. im heurigen Jahre der russische Botthschafter; auch in kleineren Zirkeln gestalten sich kleinere Länzchen, es ist demnach ganz natürlich, daß, da Carlsbad in Bezug auf angenehmes geselliges Leben seine Heilischwestern weit übertrifft, es jedes Jahr eine große Anzahl von Badegästen anzieht, dort einige Sommerwochen zu verleben.

(Wird fortgesetzt.)

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Voll des Gedankens, sich des in ihn gesetzten Vertrauens werth zu zeigen, voll des edlen Vorsazes, seine Ausbildung als einzige Aufgabe seines Aufenthaltes in Wien zu betrachten, war Boër durch zwei Monate der fleißigste Frequentant, der emsigste, aufmerksamste Beobachter, der thätigste Schüler in den Hör- und Krankensälen De Haen's.

Doch sein Dasein war ihm zu weich gebettet. Der Ueberfluß an Geldmitteln, in den die Gnade des Bischofs ihn augenblicklich versenkt hatte, der ihm neue und ungewohnte Reiz einer glänzenden Kaiserstadt verlockte seine Gedanken nur allzubald aus dem ernsten Gebiete der Wissenschaften in die, von Fröhlichkeit des Carnevals wimmelnden öffentlichen Unterhaltungsplätze, namentlich Spielhäuser. Das Geld ging zu Ende. Boër, des fürstlichen Versprechens eingedenk, wußte sich Rath. Es langte eine zweite, eine dritte Unterstützung des würdigen Bischofs an, und wanderte denselben Weg. Endlich drang die Kundevon dem leichtsinnigen Treiben seines Schüglings an das Ohr des Prälaten, der nunmehr alle ferneren Unterstützungsersuche unerledigt ließ und seine Hand von ihm abzog.

Jetzt stürzte Boër aus seinen erträumten Himmeln. Es kamen die Zeiten

der Noth, er fühlte den eisernen Druck der Entbehrung, da mußte wohl seine Besinnung zurück kehren. Die unterdrückte Stimme der Vernunft schlug ernst und gebieterisch an sein Ohr, und sie mochte diesmal vernehmlich genug gesprochen haben; denn Boër, zu seiner Ehre sei es gesagt, vergaß ihrer Lehren nie wieder. Eingedenk seiner Ehre, der einst gewandelten Bahn der Auszeichnung und des Talentes, faßte er seine Kraft zusammen und beschloß die leichtsinnig verscherzte Unterstützung durch seine eigene Thätigkeit, durch Verdoppelung seiner Anstrengung und männlich ausdauernde Beharrlichkeit zu ersetzen.

Zum Glück hatten eben die letzten Ereignisse in Boër's Leben sein Selbstvertrauen erhöht, ihm seine Anlage zum wissenschaftlichen Arzte klar gemacht; die Quelle, diese auszubilden, lag vor ihm, und unverzüglich faßte er den Entschluß, an's Werk zu gehen. Der Aufenthalt in Wien bot, wie er richtig erkannte, die reichsten Hilfsmittel diesen auszuführen, er kam daher bald mit sich überein, ein österreichischer Unterthan zu werden und zu bleiben. Zur Sicherung seines Unterhaltes ergriff er wieder das Präceptorfach, das er schon in Würzburg getrieben; da er aber darin nicht hinlängliche Beschäftigung fand, so widmete er seine freien Stunden der schönen Literatur. Freilich war diese nicht das seinem Geiste ursprünglich angewiesene Feld, und sowohl sein Lustspiel: „Die Post, oder: Die Frau als Courier,“ als auch der in den Jahren 1774 und 1775 erschienene dramatische Antikritikus schienen ihm keine besonderen Ressourcen eröffnet zu haben. Boër besorgte dann auch gleichzeitig die Correcturen der Trattner'schen Officin, und hörte, bei diesem sparsamen, nur durch die äußerste Kraftanstrengung gewonnenen Erwerbe, was er unter den bequemsten und angenehmsten Verhältnissen versäumt hatte, den berühmten De Haen, und nach dessen Ableben den nicht minder berühmten Marimilian Stoll. Die Uebernahme einer Correctorstelle, beweist die Kraft der Ueberwindung, die in Boër lag. Seine ausgezeichnete Latinität zog zuerst die Aufmerksamkeit seines Lehrers Stoll auf sich, der ihn, in kurzer Zeit, so lieb gewann, daß er ihm manche untergeordnete Geschäfte anvertraute und namentlich durch Nachtwachen bei gefährlich erkrankten Privaten, zu einigem Verdienste half.

Bei einer solchen Gelegenheit lernte unser Boër, der im Jahre 1778 zum Magister der Chirurgie promovirt worden war, auch Nechberger, den Leibwundarzt der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia, kennen, welcher ihm rieth, sich dem damals noch unobligaten Studium der Geburtshilfe zu widmen. Boër leistete diesem wohlgemeinten Rathe Folge, indem er den theoretischen Vorlesungen, und dem praktischen Unterrichte in diesem Fache in der damaligen Gebäranstalt des Bürgerospitals unter Lebmacher bewohnte, und sich den 26. Jänner 1780 den diesfälligen Rigorosen unterzog.

Nach beendigtem Studium widmete sich Boër noch längere Zeit dem unentgeltlichen Spitaldienste zu St. Marx. Seinen Unterhalt erwarb er zum Theil durch die fortdauernde Unterstützung Stoll's, der ihn auch jetzt noch zu ärztlichen Nachtspectionen verwendete; besonders aber dadurch, daß er seinem in jeder Beziehung achtungswerthen Freunde Nechberger als Amanuensis an die Seite trat; in welcher Eigenschaft er durch vier und ein halbes Jahr verharrte und reichliche Gelegenheit fand, seine Kenntnisse zu erweitern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Von Dr. Hermann.

Dritter Artikel*).

Den 26. Mai verließ ich abermals Brussa mit meiner früheren Begleitung, um den Norden des Paschaliks zu inspiciren. Wir dirigirten uns zuerst nordwestlich nach dem 12 Stunden entfernten Michalig. Der Weg führte über die schon oft erwähnte Ebene. Nach 3 Stunden kamen wir nach dem auf einem Hügel liegenden, aus 14 Häusern bestehenden, türkischen Dörfchen Göbelia. Wir begaben uns nach Rustem's in der Nähe liegendem Meierhofe, wo wir einen ganzen Tag verweilten; denn er hatte mich ersucht, ihm meinen ärztlichen Rath für seine schon lange leidende Frau zu ertheilen. Dorf und Meierhof sind von weitläufigen Kornfeldern umgeben, man fürchtet auch dieses Jahr eine schlechte Ernte, wegen dem seit 20 Tagen mangelnden Regen. Hier wird auch die Grapp-Ruthe gepflanzt. Göbelia zeichnet sich durch seine alten Leute aus. Ich sah einen 95 jährigen Türken seine Aecker pflügen und einen 110 jährigen Mann, der gut sah und hörte, auch ziemlich frei mit einem Stocke umherspazieren. Auch dieses Dorf lieferte mir einen neuen Beleg für die Beobachtung des Wassers und seiner Wirkungen auf den Körper von den Türken. Hier waren zwei Quellen, eine mit einem sehr frischen und süßlichen Wasser, von der aber Niemand trinkt, weil sie den Stuhl verstopft und Hämorrhoiden bewirkt, und eine zweite, etwas wenig salzige, die abführt und deren sich Jedermann bedient. Rustem bewirthete uns verschwenderisch, und bot Alles auf, mir meinen kurzen Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen. Um einen Begriff der innern türkischen Haushaltung zu geben, erlaube ich mir, die Familienglieder und den Bediententrog dieses ungewöhnlichen Mannes anzuführen. Im Harem befanden sich seine Frau, ihre Mutter, zwei junge christliche Sklavinnen und eine alte Magd; in dem andern Theile des Hauses der Ktadžä, Pächter, zwei cirkassische, zwei schwarze Sklaven und zwei armenische Arbeiter, zusammen zwölf Personen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn es dem Türken immer an Geld fehlt.

Den 23. Mai gingen wir von hier ab. Der Weg führte 1/2 Stunden über eine bebaute leichte Hügelkette. Wir kamen an den großen See Abut ion-Göl und an eine zweite Ebene, die auf der einen Seite diese Hügelreihe säumet, dann kommt der See, und hinter ihm die westliche Stelle des Nympeß, der ihren Hintergrund schließt; sie erstreckt sich noch 4 Stunden weiter, als Michalig. Hier trafen wir eine Zigeunerfamilie (Zinganeh), die unter einem großen Zelte saß, während ihre Pferde um selbes weideten. Man rief uns zu, präsentirte sogleich Käse, eine häßliche, schmutzige Alte besah unsere Hände, und prophezeite uns, und zwar nicht angenehme Dinge, die wir mit einem guten Bakschisch (Trinkgeld) bezahlten. Klein-Asien ist von vielen Zigeunern durchzogen. Sie sind keine Anhänger des Islam und dürfen nicht in den Städten wohnen; ihr Gewerbe ist Kesselflicken, Wahrsagen und Stehlen. Wenn sie sich in

*) Als Fortsetzung zu Nr. 67-69 der Gesundheitszeitung.

der Nähe eines Dorfes gelagert haben, entwenden sie des Nachts meist einige Esel oder Pferde, und ziehen dann schnell nach einer andern Gegend ab. Und doch duldet sie das griechische Dorf Karaghatich, wo Rustem vom Dorfvorsteher das Haus des Griechen Panajotis zu unserm Logis verlangte, weil, wie er von früher wußte, es von seinem Balkone eine schöne Aussicht auf den See hatte. Unser Dorf liegt auf einer in den See gehenden Zunge, hat 70 griechische und 25 türkische Familien. Es ist sehr reich und erzeugt viel Seide und Weinessig. Wir lagerten uns auf dem gedeckten Balkon, rauchten in der Abendkühle unsere Tabakspfeifen, und weideten unsere Augen an der schönen Aussicht. Vor uns ausgebreitet lag der See mit seinen 3 Inseln, sein Gestade mit vielen, zwischen Bäumen erscheinenden Dörfern geziert. Auf seinem östlichen Ende schaute das große Dorf Abulionis mit seinen freundlichen Hütten, gleichsam aus seinen Wässern heraus, denn es liegt auf einer Felsen-Insel, die durch eine lange Holzbrücke mit dem Lande verbunden ist, und hat 500 griechische und 100 türkische Familien. Hinter seinen südlichen Ufern erhob sich die Kette des Olympes, dessen noch mit Schnee bedeckten Gipfel die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Auf des Sees Spiegelfläche glitten mit aufgeblähten Segeln einige Boote dahin, und zu unsern Füßen wiegte sich ein Fischerkahn, aus dem griechische Gesänge zu unseren Ohren drangen. Dieser See wird von süßen Wässern gebildet, von den auf den Gebirgen entspringenden Bächen, die von Zeit zu Zeit (beim Schmelzen des Schnees, Regens) steigen und fallen, wo sie gegen Westen zu die Ebene überschwemmen. — Er hat $1\frac{1}{2}$ Stunden Breite, und 8 Stunden Länge, bis zu seinem Ausflusse Bölojak, der als Fluß noch 6 Stunden fortläuft und bei Michalich Donis-Sa-Iskelesi (Meerhafen von Michalich) ins Meer fällt. Dort befindet sich ein einziges, von Piloten bewohntes Haus. Auf dem See gehen 30 Segelboote, die ins Meer direct nach Constantinopel fahren, und die Produkte des Landes, als: Seide, Kohlen, Holz, Pekmes, Gemüse, dorthin bringen, und 100 Rähne, zum Fischen und der Küstenfahrt bestimmt. Die Boote haben große Segel und platte Riele, weil der Ausfluß ins Meer sehr breit und leicht ist, und Schiffe mit tiefem Riele nicht durchkommen könnten. Dort zeigt sich eine merkwürdige Erscheinung. Weht der Wind vom Meere her, so wühlt er eine Menge Sand auf, und sein Ausfluß ist vom Meere völlig abgeschnitten. Einige Stunden darauf treibt der Landwind die Wogen des Flusses gegen das Meer, spült den Sand weg, und die Schiffe fahren dann mit den Piloten durch. Es ereignet sich dort viel Unglück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migoitischen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jedes k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zusatzen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 92. Montag, den 16. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren lassen. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa. — Gemeinnützige Nachrichten.

Einige warnende Winke für Schielende, die sich operiren lassen *).

II.

Ueber den Werth der bestimmten Bettlage nach der Operation des Schielens.

Von Dr. G. von Breuning, Oberarzte im k. k. Invalidenhanse in Wien.

Die von Dieffenbach nunmehr erfundene Heilart — Operation des Schielens —, welche in Lösung des, den Augapfel aus der richtigen Gehäse abziehenden Muskels besteht, wird wohl Jedem, der den Geist derselben richtig erfaßt, als eine sehr einfache erscheinen; dennoch darf man sich nicht verhehlen, daß zur sicheren Erzielung des schadlosen und heilbringenden Erfolges nicht allein besondere Genauigkeit des Operationsverfahrens und vorzüglich die Unterscheidung des jedesmal gegebenen Falles unumgänglich nothwendige Bedingungen seien, sondern daß auch alle Aufmerksamkeit auf die richtige Nachbehandlung verwendet werden müsse.

Dies wohl im Auge haltend, war ich stets bemüht, den vielen, von Dieffenbach während seines kürzlichen Aufenthaltes in Wien Operirten, deren Nachbehandlung ich zu besorgen hatte, alles in letzterer Hinsicht zu Befolgende nachdrücklichst einzuschärfen; nichts desto weniger hatte ich häufig Ursache, über Nichtbeachtung des einen oder anderen Gebotes zu klagen, und wahrlich nur für die geringe Verletzung und die Zartheit des Operationseingriffes muß es sprechen, wenn Leute keinen hochgradigen entzündlichen Rückwirkungen entgegen gingen, welche z. B. Abführungsmittel zu nehmen, ver-

*) Siehe Nr. 90, b. B.

säumten, oder einer nichts weniger als strengen Diät sich unterzogen, der Bett-ruhe zum Troste mit bloßen Füßen auf dem Steinboden umhergingen, oder wohl gar sich der freien Luft aussetzten! — Namentlich in Betreff der vorgeschriebenen Bettlage geschehen die meisten Verstöße und Unfolgsamkeiten von Seite der Operirten, und zwar bei Vielen nicht aus Leichtsinne, sondern aus Neigung zur Rechthaberei, da sie durchaus nicht begreifen wollten, wie ein längeres Hüten des Bettes bei sonst gesundem Körper als wesentlich zum Erfolge gehörig, gefordert werden könne.

Somit, habe ich mich auch bei einigen in neuerer Zeit von mir Operirten über Unfolgsamkeit in dieser Beziehung nicht zu beklagen, sei es mir doch erlaubt, für derlei Ungläubige einige Bemerkungen in dieser Beziehung folgen lassen zu dürfen.

Eine alte Erfahrung ist es, daß jeder nur etwas erhebliche mechanische Eingriff in den lebenden Körper, um einem übermäßigen, üble Ausgänge begründenden Säftedruck entgegenzukommen, je nach seiner Größe ein mehr weniger strenges, entzündungswidriges Verfahren erheischt, worunter Bett-ruhe, wie bekannt, wohl den ersten Platz einnehmen möchte. Daß nun der Eingriff bei der Operation des Schielens bei aller Milde dennoch ein derartiger sei, daß er eine entzündungswidrige Nachbehandlung fordere, wird wohl selbst kein Laie bezweifeln, wenn er bedenkt, daß der Eingriff in der Nähe eines edlen Organes geschah, und deshalb auch schon bei einem geringeren Grad von übler Rückwirkung unangenehme Folgen nach sich zu ziehen vermöchte. Mag aber auch die der Operation folgende Reizung in manchen Fällen eine fast unbemerkbare, oder eine größere durch ableitende, entzündungswidrige Mittel alsbald getilgt worden sein, also die Bettruhe hier nicht mehr als Mittel zur Ausgleichung der vermehrt andringenden Säfte nöthig sich darstellen, so ergibt sich andererseits nunmehr die Wichtigkeit einer bestimmten Legung des Kopfes und somit des ganzen Körpers daraus, daß gerade hierdurch dem Auge die verlangte Stellung am sichersten gegeben wird, und das ist es eben, was die wenigsten Laien begreifen wollen.

Der gelöste Augapfelmuskel nämlich wird bestimmt, je nach der gegebenen Richtung des Auges, mehr nach vorne oder rückwärts wieder anzuwachsen, und davon wird dann die neue Stellung des Auges abhängen, ja selbst der bereits wieder mit dem Augapfel verklebte Muskel läßt sich durch Uebungen des Auges, nach dieser oder jener Seite häufig hinzublicken, nach Bedarf wieder verkürzen oder dehnen. Auf diesen Erfahrungen beruhen nun folgende Anzeigen, z. B.: Tritt das nach Innen schielende Auge nach der Lösung des inneren geraden Augapfelmuskels bis gegen die Mitte der Augenlidspalte, behält aber noch die Neigung nach Innen, so wird das Bett des Operirten so gestellt, daß die unangetastete Seite des Kranken an der Wand zu liegen

kommt, am besten mit dem Scheitel gegen das (obgleich verhängte) Fenster gerichtet, während das operirte Auge nach dem Inneren des Zimmers zu steht; der Kranke liegt am besten auf dem Rücken, und sieht, so oft der kalte Umschlag über dem Auge gewechselt wird, oder auch unter demselben bei Rückenlage des Kopfes stark nach der Mitte des Zimmers oder einem daselbst befindlichen Gegenstande. Hat hingegen das operirte Auge Neigung, über die Mitte der Augenlidspalte hinaus nach Außen zu treten, so wird der Kranke alsogleich auf die entgegengesetzte Art gelagert, so zwar, daß das nunmehr an der Wand liegende operirte Auge, um mit den im Zimmer befindlichen Personen oder Gegenständen in Verkehr zu treten, über die Nase hinweg nach der alten schielenden Richtung sich zu wenden hat. Nach derselben Richtschnur wird die Lage des Auges bei den am Schielen nach Außen Operirten angeordnet, und somit wird das nach der Operation noch auswärts sich stellende Auge der Wand zugekehrt, über die Nase hinwegsehen müssen, während wohl seltener das Auge nach der Operation eine zu große Neigung nach Innen annimmt, aber auch dann der entsprechenden Lagerung nach der Mitte des Zimmers zu unterwerfen wäre.

In den wenigsten Fällen stellt sich das Auge gleich so natürlich, daß es gleichgiltig sein kann, ob der Operirte rechts oder links sieht, und dann wird das Bett auch so gestellt, daß von beiden Seiten freier Zugang gestattet ist; aber selbst hierbei gibt sich bald Neigung des Auges nach dem einen oder anderen Augenwinkel kund, und hiermit die Anzeige für die eine oder andere der oben bezeichneten Lagen.

Offenbar läßt sich die zu gebende Stellung des Auges (wie bereits oben erwähnt) am bestimmtesten in jener Zeit erzielen, wo die getrennte Muskelfsehne mit dem Augapfel entweder noch nicht wieder vereinigt, oder, wie es einige Zeit lang der Fall bleibt, nur durch lockere Zwischenkörper verklebt ist; und vollkommen einleuchtend muß es daher Jedermann sein, wie eben in jener Zeit bis zum Eintritte der festen Vernarbung durch eine angemessene Lage dem Auge die richtige Stellung gegeben werden kann; daß aber diese Lage auch am sichersten nur im Bette beobachtet wird, da beim Umhergehen des Kranken, ungeachtet des festesten Willens, die Augen bald hierhin, bald dorthin von der anempfohlenen Richtung abgezogen werden. — Strenge Beachtung der entzündungswidrigen Lebensweise in den ersten Tagen nach der Operation und beharrliches Vornehmen: nach angegebener Richtung die Augen zu üben, wird übrigens das Verhalten im Bette bedeutend abkürzen, und die fortgesetzten Uebungen nicht wenig zur Verbesserung der Stellung des anderen, häufig auch, jedoch in minderm Grade schielenden Auges beitragen.

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1784 erhielt er endlich in Anerkennung seiner eifrigen und unermüdeten Dienstleistung im St. Marxer Spital die Stelle eines Wundarztes, im Waisen- und dem neu zu errichtenden Findelhaufe, mit dem Gehalte von 600 fl.

Die Zeit, zu welcher Boër in seinen Amtsberuf trat, war jene für das wissenschaftliche Leben Oesterreichs glorreiche Epoche, wo tausend neue- weckte Kräfte, wo eine unübersehbare Reihe edler Bestrebungen für das Beste der Welt hervortraten.

Es ist bekannt, daß unter den vielen, die Menschheit ehrenden Instituten, die unter Kaiser Joseph's Regentschaft emportauchten, entweder von ihm gegründet, oder zu einer neuen Bedeutung erhoben, sich jedes seines oft wiederholten Besuches erfreute. Eben so bekannt ist es, daß Joseph's Besuche auch immer die strengsten Untersuchungen waren, welche in alle Details der innern Verwaltung eingingen. Seine vorzüglichste Aufmerksamkeit schenkte er jedoch den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, und so kam es, daß er sich beinahe jede Woche in dem Waisenhaufe einfand. Bei diesen Besuchen des Waisenhauses lernte der Monarch unsern Boër kennen; denn dieser genoß nicht selten des Glücks, den Kaiser, der immer ganz allein, ohne alle Dienerschaft, oder sonstige Begleitung, und immer ungemeldet und zu ungewissen Stunden kam, aus einem Saale in den andern, von Bett zu Bett zu führen. Selbst die Schauer, welche den Tod umgeben, schreckten einen Joseph nicht zurück, denn eben die Todtenkammer war es, wo er Boër mehrere Male bei Sectionen kleiner Verstorbener, in seine Studien vertieft, antraf.

Bei den folgenden Besuchen zeigte sich der Monarch besonders huldreich gegen Boër. Er verlangte seine Meinung über mehrere Gegenstände, und blieb einige Male im Weggehen mit ihm im Gespräche vertieft stehen, und ließ sich so bis an den Schlag des Wagens geleiten.

Bei einem der folgenden Besuche erblickte der Monarch nicht sobald den unter den Anwesenden bescheiden zurückstehenden Boër, als er ihn hervorrief, über verschiedene Gegenstände befragte, und während Boër die geforderten Auskünfte ertheilte, traten Se. Majestät den Rückweg an, und geruhten sich nicht bloß, wie bei früheren Gelegenheiten bis an den Schlag des Wagens geleiten zu lassen, sondern auch beim Einsteigen selbst auf Boër's Schultern zu stützen.

Eines Tages stellte Joseph die Frage an Boër, ob er kein Verlangen habe, auf Reisen zu gehen, und dadurch seine Ausbildung zu vervollkommen? „Frankreich und England,“ sagte der Monarch, „sind meinen Staaten an wissenschaftlichen Instituten und gelehrten Männern überlegen, darum habe ich auch bereits Hunczovský, Weindl und Vering dahin abgeschickt, damit sie sich zu tüchtigen Chirurgen ausbilden, und von Ihm wünsche ich, daß er sich der Geburtshilfe weihe und diesem Fache jenen Fleiß und

jene Obforge zuwenbe, die es wegen feiner Wichtigkeit verdient. Seine Persönlichkeit eignet sich ganz zum Geburtshelfer, sein Talent und sein Fleiß werden das Uebrige thun.“

Der Kaiser machte nun aus eigenem Antriebe alle Anordnungen zu Voërs baldiger Abreise. Ein Geschenk von hundert Ducaten setzte diesen in den Stand, die Beischaffung des Nöthigsten zu besorgen, eine bequeme Reisekassette schenkte ihm der Kaiser. An Brambilla, Leibchirurgen des Kaisers und Director der damals neugeschaffenen Josephs-Akademie, erging der Auftrag, Voër mit Empfehlungsschreiben an die berühmtesten Gelehrten zu versehen. An die Gesandten jener Residenzen, welche Voërem dem Wunsche des Kaisers gemäß, besuchen sollte, ergingen die gemessensten Weisungen, ihm den freien Eintritt in alle jene Anstalten zu verschaffen, wo er Belehrung zu finden hoffe. Brambilla, dem der Kaiser die näheren Anstalten für Voër's Reise aufgetragen hatte, wünschte, daß auch dieser, gleich wie die übrigen kaiserlichen Pensionäre, in der Eigenschaft eines Militärarztes reise, und sich diesem gemäß uniformire; doch Joseph wies dieses Ansuchen mit dem Bedeuten zurück, daß sich die Uniform zu jenen Anstalten, die er besuchen würde, nicht schicke; ohnedies klinge sein Name in einem französischen Ohre schon ominös genug, weshalb er wünsche, Voogers möge denselben in Voër ändern, was denn auch von diesem Augenblicke an geschah.

Mit hundert Louisd'or, einem weitem Geschenke seines kaiserlichen Wohlthäters, in der Tasche, reißte Voër am 11. November 1785 in Gesellschaft zweier Botaniker von Wien ab, die der Kaiser gleichfalls auf seine Privatkosten, Behufs der Erweiterung ihrer Kenntnisse, aussandte. Ihre Bestimmung war Amsterdam, und da ihr Weg über Frankfurt und Brüssel führte, so genoß Voër den größeren Theil des Weges hindurch des Vergnügens, sich mit wissenschaftlich gebildeten Gefährten zu unterhalten. Die schönen Hoffnungen, welche die unternommene Reise in den Gemüthern der drei jungen Gelehrten anregte, die weite Aussicht auf Befriedigung ihrer Wisbegierde, die wenigstens unserem Voër und dem einen seiner Genossen, dem älteren Boos, ihre Verheißungen reichlich erfüllte, ließ sie hinlänglichen Stoff finden, die Stunden in der heitersten Stimmung zuzubringen, bis die Verschiedenheit ihres Weges sie wieder trennte. Voër bezog einen Jahrgehalt von 800 fl. und außer diesem alles zur Bestreitung seiner Reise Erforderliche. Endlich hatte der Kaiser die Verfügung getroffen, daß ihm Alles, was er für die Professoren, die Collegien u. dgl., an Instrumenten, Büchern, Präparaten u. s. f. benöthige, vergütet, oder auch voraus angewiesen wurde, worüber an den östereichischen Botschafter am Pariserhofe, Grafen v. Mercy, die nöthigen Verfügungen erlossen waren. Von dieser ausgedehnten Vollmacht machte Voër einen, des in ihn gesetzten Vertrauens völlig würdigen Gebrauch.

Während seines kurzen Aufenthaltes zu Brüssel lernte er die berühmtesten Aerzte und Geburtshelfer dieser Hauptstadt kennen, wandte sich aber nach Gent, und sprach bei Jacobs zu, der Jahrs zuvor in Wien und im Besitze des großen Chamberlaine'schen Geheimnisses war.

Von hier ging Voër mit Anfang des Jahres 1786 nach Paris, wo er nicht bloß bei Gelehrten, sondern auch bei Ihrer Majestät, der unglückli-

chen Königin Maria Antoinette, der Schwester Josephs II., die zuvor-
kommendste Aufnahme fand. Auf ihren allerhöchsten Befehl wurde ihm nicht
blos das, Männern sonst unzugängliche Hôtel-Dieu, sondern auch das Ho-
spital de maternité mit Bereitwilligkeit geöffnet. Die berühmtesten Männer
wetteiferten, ihm Gelegenheit zu seiner wissenschaftlichen sowohl, als prakti-
schen Ausbildung zu verschaffen. So geschah es, daß Boër sich der Lehren
eines Baudeloque's, L'auverjate's, Dessault's, Sabätier's, Louis',
Portal's, Pelletan's, Fourcrois', Lavasse's u. v. A. erfreute, mit
Pelletan und Laseur in freundschaftlichem Umgange verkehrte, vor Allen
aber Vermont's, des königlichen Accoucheurs, vertraute Freundschaft erwarb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

(Fortsetzung.)

Um den See herum liegen die andern acht Ortschaften, Tzobandere genannt,
Ihre Bewohner sind Mainotten, die vor einem Jahrhundert ihr unwirthliches Wa-
terland verließen und sich hier ansiedelten. Sie haben völlig die Tracht und Sitten
ihres Landes beibehalten. Es ist derselbe Menschenschlag, wie ich ihn in Morea
sah. Weiber und Männer tragen weite blaue Zeughosen, haben eine gelbliche
Gesichtsfarbe und sind häßlich. Die Frauen haben männliche Bildung, breite
Schultern, markirte Züge, aus denen man nie ein Weib erkennen würde. Sie
arbeiten im Felde und gehen unverschleiert, was ich nie in der Türkei gese-
hen. Diese Leute sind in der Umgegend wegen ihrer Liebe zum Stehlen berüch-
tigt, was sie bei ihrer Wohlhabenheit nicht nöthig hätten. Sie sprechen ziemlich
rein griechisch. Man bereitete uns ein schlechtes Abendbrot, welches uns diese
Manns-Weiber servirten; da ich griechisch sprach, plagten sie mich mit vielen neugier-
rigen Fragen. Die Nacht wollten wir auf dem Balkon zubringen, wurden aber von
den Seeschnecken aufgeschreckt, und schliefen dann in einem anstosenden Zimmer mit
den Seidenwürmern zusammen. Morgens gaben wir für die schlechte Bedienung
20 Piaster (2 fl.), mit denen sie nach griechischer Sitte nicht zufrieden waren. Nach
unsern eingezogenen Erkundigungen herrschte vor drei Jahren die Pest hier das
letzte Mal und tödtete viele Personen; Variolen keine, Intermittens selten, denn
der See bildet hier keine Ueberschwemmungen und Sümpfe, weil er auf der einen
Seite vom Olymp, auf der andern von der Hügelkette umgeben ist.

Unser Weg führte nun immer längs des Sees hin. Nach zwei Stunden ka-
men wir an ein massives steinernes Gebäude mit Schießscharten, zwei Kanonen und
einem weiten Gewölbe mit ungeheuren steinernen Kaminen. Eine Inschrift zeigt
an, daß es 997 (1588 n. Ch.) von den Osmanen erbaut worden. Es scheint
eine Art besetzte Janitscharen-Kaserne gewesen zu sein. Nach einer Stunde kamen
wir an des Sees Ausfluß, wo er sich zu einem breiten Strome gestaltet, und wir
in einem Schiffe über ihn setzten. Hier zeigen sich noch die Trümmer einer steiner-
nen Bogenbrücke. Auf seinem jenseitigen Ufer liegt die Festung Ulubad, in wel-
cher sich die Genuesen sieben Tage lang gegen die Osmanen vertheidigten, nach der

Einnahme von Constantinopel. Die Festungswerke sind in Trümmer geschossen. Zwischen dem Schutte befinden sich einige elende türkische und griechische Häuser. Nun zieht sich der Weg zwei Stunden lang über eine sumpfige Wiese bis Michalich hin, welches hinter einem Hügel verborgen, bloß die Spitzen zweier Minarets sehen läßt. Diese Wiese mag sechs Stunden Länge und drei Stunden Breite haben. Hier sind fetze Triften, auf denen sich eine Menge schönes Vieh befindet. Zwischen dem hohen Grase und dem Schilfrohr spazierten viele langbeinige Störche stolz daher. Im Winter und Frühling überschwemmt sie der See, sie wird zu einem zweiten See, und man fährt mit Rähnen bis Michalich. An einem Baume vorüberreitend, sah ich eine große, wohl einen Arm dicke grüne Schlange auf einem Aste sitzen, mit dem Schweif um den Stamm geschlungen. Ich wollte sie aufschrecken, allein sie blieb ruhig sitzen, und zeigte ihre spitze Zunge. Rußem zog die Pistolen und schoß sie in die Mitte entzwei, so daß sie in die Gebüsche fiel. Es soll auf dieser Wiese viele Schlangen geben und ihr Biß manchmal tödtlich sein. Von Michalich beginnen die Maulbeerwälder; der Weg führt zwischen zwei Hügeln in die offene Stadt; der Gouverneur logirte uns bei dem armenischen Saraf Salmaslé Dghlu ein, wo wir in einer Art Palast auf türkische Art elegant meublirte Zimmer fanden. Alles sprach für die große Wohlhabenheit unseres Hausherrn, eine Menge Bediente mit kostbaren, mit Bernsteinspitzen versehenen Pfeifen, silbernen Narghélé (Wasser-Pfeifen), Kanapee und Vorhänge von Seide, der Boden mit guten Teppichen belegt, eine luxuriöse Tafel etc. Salmaslé Dghlu schien ein gutmüthiger Mann zu sein, und war auf alle mögliche Art bemüht, sich uns gefällig zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Johannisbad.) Der als trefflicher Analytiker hinlänglich bekannte Chemiker Prof. Dr. Wolf in Prag unterwarf die Mineralquelle Johannisbad (Herrschaft Wildschütz in Böhmen) einer physikalisch-chemischen Untersuchung, deren Resultate um so interessanter sind, als von diesem Mineralwasser noch wenig zur öffentlichen Kunde kam, obgleich diese Therme, die einzige lauwarne an der Südseite des Riesengebirges, schon im Jahre 1006 entdeckt worden ist. Nach den, von genanntem Chemiker in den österr. med. Jahrbüchern (Bd. 20. St. 3 und 4) näher mitgetheilten gründlichen Untersuchungen gibt diese romantisch liegende, in ein steinernes Bassin mündende Quelle in einer Minute fast sieben Eimer Wasser, welches reich an Gasgehalt, vollkommen geruchlos, ohne vorherrschenden Geschmack, klar und farblos ist. Die stetige Temperatur des Quellwassers ist +23,25° R., und unterliegt weder dem Einflusse der Lufttemperatur, noch des Luftdruckes. Die Quelle gehört in die Classe der alkalischen, und zwar in die Ordnung der erdig-alkalischen Mineralwasser, indem außer dem kohlen sauren Natron noch das Kalcarbonat und die kohlen saure Talkerde die vorwaltenden Bestandtheile sind. Nach einer angestellten Vergleichung dieses Mineralwassers mit Wildbad, Schlungenbad, Schönau und Gastein findet Prof. Wolf eine große Analogie derselben, und schließt daraus, daß Johannisbad auch analoge

heilkräftige Wirkungen besitzen, und vorzüglich passen müsse, wo wegen leichter Aufregbarkeit im Gefäß- und Nervensystem (Erethismus) heißere Thermen nicht vertragen werden.

— (Problematische Heilung der Seelust.) Nach Edward Greenhow's (in der »London. med. Gazette«) mitgetheilten Beobachtungen, liegt der Grund, warum der Aufenthalt an der Seeküste zu allen Zeiten als sehr heilsam befunden worden, darin, daß die Luft mit salzigen und andern Theilchen geschwängert ist, die theils vom Meerwasser, theils von den an den Küsten wachsenden Tangen herrühren, und größtentheils aus Chlor und Jod bestehen. Besonders nützlich soll sich der Aufenthalt in der Nähe der See bei Anlage zur Schwindsucht erwiesen haben, um die Ausbildung von Lungenknoten zu verhüten, so wie um die schon weiter ausgebildete Krankheit in ihrem Fortschreiten aufzuhalten. Solche Kranke finden auch an der Küste eine gleichmäßigeren (?) Temperatur, indem das Meer die große Hitze des Sommers, wie die strenge Kälte des Winters mildert, und sind zum Theil außer dem Bereiche der Ausdünstungen der lebenden Vegetation, welche Greenhow unter gewissen Verhältnissen schädlich hält. Eben so wirkt die Seeluft den Scropheln entgegen, und solche Kranke läßt Greenhow zugleich Seebäder nehmen und Seewasser, theils rein, theils mit Quellwasser vermischt trinken. Bemerkenswerth ist jedoch, daß selbst nach Dr. Greenhow's Geständniß, entzündliche Leiden, namentlich Entzündungen des Kehlkopfes und der Luftröhre, so wie auch Blutungen an der Seeküste häufiger als an andern Orten zu sein scheinen, ein Umstand, der uns mit der gerühmten Seltenheit der Lungenschwindsucht an der Seeküste, diese letztere doch etwas verdächtig, und zur größten Vorsicht auffordert.

— Zum Austrocknen feuchter Zimmer ist bekanntlich öfters gebrannter Kalk empfohlen worden, welcher aber nicht viel Wasser aufnimmt, und überdies auch noch Kohlensäure anzieht; man bedarf jedoch, nach Runge's Bemerkung, überhaupt keiner chemischen Mittel, wenn die Wohnungen Defen haben, die von Innen geheizt werden. Solche Defen sind das beste Austrocknungsmittel. Man verschließt Fenster- und Thüren und heizt sie, daß die Temperatur in den Stuben bis auf 20° R. steigt. Bei dieser Wärme wird eine Menge Feuchtigkeit von der Luft aufgenommen, die nun aus den Zimmern durch die Defen in's Freie geführt wird. Später braucht man nicht so stark zu heizen; man unterhält in den Defen bloß ein kleines Flackerfeuer, gerade so groß als hinlänglich ist, um Luftzug hervorzubringen, damit die Luft in den Zimmern möglichst oft erneuert werde. Was das Feuchtsein der Zimmer von vielem Scheuern betrifft, so gibt es dagegen kein anderes Mittel, als entweder wasserdichte Fußböden, oder Einölen derselben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Wigolt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 3 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 93. Donnerstag, den 19. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ischl im Jahre 1840. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Ischl im Jahre 1840.

(Mitgetheilt von Med. Dr. — C.)

Die österreichische Monarchie hat unter ihren zahlreichen Heilquellen und Bädern keines aufzuweisen, welches so schnell und so verdient zum Range eines ersten Kurortes emporgestiegen ist, als Ischl, das mit dem eben verfloffenen Sommer sein zweites Jahrzehend schließt. Hatte auch die Natur ihre Schönheiten und Segnungen über die Landschaft von Ischl, in welcher die hehre Majestät der Alpenwelt mit der idyllischen Anmuth des ländlichen Lebens innig vermählt ist, auf verschwenderisch gütige Weise ausgegossen, so waren sie doch kaum von wenigen Einzelnen gekannt, geschweige denn zu irgend einem Zwecke beachtet und benützt. Einem scharfblickenden Arzte war es vorbehalten, seine Hand zu bieten, daß Ischl werde, was es heute ist: für Tausende ferneher Reisender ein genussvoller Zielpunkt, für Leidende eine Kuranstalt, wie sie in dieser Vereinigung vielseitiger Mittel kaum irgend wieder getroffen werden mag.

Wir verweilen gerne bei einem Rückblicke auf die Geschichte einer Kuranstalt, wie Ischl ist; denn derselbe erfreut in mehrfacher Beziehung. Wir gewahren, wo auch unser Blick hinfalle, überall das allseitige harmonische Wirken eines reichen Geistes für Einen! Zweck: Erholung und Genesung. In diesem Sinne sehen wir eine schöne Reihe von Opfern dargebracht mit einer Jahrzehende langen, ausdauernd planmäßigen Zweckmäßigkeit und Freigebigkeit, wie sie dem Privatmanne nur dann möglich sein kann, wenn er Bestimmung und Beruf höher zu stellen gewohnt ist, als persönliche und

irdische Rücksichten; wir bemerken ferner von Seiten der Behörden und der Staatsverwaltung ein Willfahren und ein Entgegenkommen, das unfeugbar darthut, wie Streben und Wirken des Einzelnen für echt humane Tendenzen auch dort Anerkennung und Unterstützung gewannen — und endlich blicken wir *Zschl* heute mit rein ärztlichem Auge an, so vermögen wir nur rühmend zu verweilen bei den zweckmäßigen Einrichtungen für Kurgäste, bei den ausgezeichneten Vorzügen des Klimas und der musterhaften Verwaltung in den gesammelten Anstalten, deren Heilresultate europäischen Ruf sich erworben haben, nicht durch die Comforts und Rendezvous der großen Welt, sondern einzig durch das Vertrauen, welches sie den größten und würdigsten Ärzten unserer Zeit mit Recht einflößten; daher die jährlich wachsenden Besuche aus dem fernen Norden, unter denen ein erlauchtes Paar den Bewohnern *Zschl's* und der Umgegend unvergeßlich blieb, — aus England und Italien, ja selbst aus Amerika.

Die *Salzsole* als Heilmittel hatte längst die Aufmerksamkeit des Herrn Hofraths und Ritters Dr. v. *Wirer* auf sich gezogen, als er im Jahre 1821 im Gebiete des Traunthals, dem Centrum aller vielgepriesenen Naturschönheiten des *Salzkammergutes*, in *Zschl* den Platz für seine mannigfachen Pläne fand, um eine *Soolenbadanstalt* im weitesten Umfange zu errichten, womit gleichzeitig mehrfache andere Kurmethoden vereint werden könnten; die Luft, das Wasser, die Milch, der Boden, die Vegetation der Thäler und Berge, die Flüsse und die Nähe des *Wolfgangsees* waren die Punkte, an welche er jene Pläne knüpfte, die die Zeit allmählig unter seinem beharrlichen Sinne so trefflich gereift hat.

Einer ausgebreiteteren Anwendung der *Sooles* zum Bade ließ Hr. Hofrath Ritter von *Wirer*, im Jahre 1822 Versuche an sich vorhergehen und verband damit die Resultate, welche geachtete Collegen mit ihm gewonnen hatten. Erst auf diese gestützt, wurden die Bürger *Zschl's* zur Einrichtung von Wohnungen für Fremde veranlaßt; während man zugleich an Mittel dachte, die Schönheit der Landschaft bequemer und genußbarer zu machen. Das Jahr 1823 brachte die ersten *Soolenbäder* in kleinerem Maßstabe; in imposanterem dagegen das Jahr 1826 jenes große *Soolenbadhaus*, welches heute noch den Kurort ziert. Mit diesem datirt sich jene mannigfache Reihe vielseitiger Heilanstalten, die wir gegenwärtig in *Zschl* wirken sehen und denen wir nur einen kurzen Ueberblick widmen wollen.

Die *Soolenbäder* werden aus der hiesigen *Sooles*, die nicht bloß Kochsalz, sondern auch eine namhafte Menge von *salzsaurer Magnesia*, *Jod* und *Brom* enthält, bereitet; wie die Analyse von Prof. *Meißner* (welchen Herr Hofrath v. *Wirer* zur physikalisch-chemischen Untersuchung sämmtlicher Heilwässer nach *Zschl* zu reisen veranlaßte) schon lange dargez

than hat. Auch hat jüngst, gleichfalls durch Herrn Hofrath v. Wirer's Veranlassung, Freiherr von Pasqualati im chemischen Laboratorium des k. k. polytechnischen Instituts in Wien aus der Mutterlauge der Ischler Soole das Brom in solcher Menge dargestellt, daß Herr Hofrath v. Wirer dasselbe abgefondert zu sehr erfolgreichen Heilzwecken verwenden konnte. Wir erwähnen dieses Umstandes nur deshalb, weil der Ischler Soole von Unkundigen dieser namhafte Gehalt an Brom abgesprochen worden ist, während gerade die mit derselben erzielten Heilungsergebnisse auf einen noch wirksameren Körper, als das Jod, d. i. auf das analog, jedoch weit intensiver wirkende Brom längst schon hingedeutet haben. Nächst den Voll- und Halbbädern aus Soole, welche in der Regel 28 — 30 Procent Kochsalz enthält, jedoch nach ärztlichem Ermessen mehr oder minder mit Wasser verdünnt wird, gebraucht man auch Waschungen mit derselben, so wie die Soole als kräftigstes Leitungs- und Umgebungsmittel dient, wenn man die Electricität und den Magnetismus bei Kranken in Anwendung bringen soll, was Herr Hofrath v. Wirer seit einigen Jahren mit überraschendem Erfolge versucht hat.

Außer der Soole und mit ihr benützt man das Wasser der im nahen Salzberge aufsprudelnden Schwefelquelle gleichfalls, zu Vollbädern, so oft es die Natur der Krankheit erfordert.

Die zu Soolen- und Schwefelbädern bestimmten Vollbäder sind theilweise auch noch mit einer zweiten Vorrichtung zur sprudel- und wellenförmigen Badeflüßigkeit versehen. Die Erwärmung dieser geschieht durch Wasserdämpfe in großen Apparaten, deren Construction die Zerlegung der Mineralwässer hintanhält. Daß die Badekabinete der bequemsten und zweckmäßigsten Einrichtung sich erfreuen, ist eine überflüssige Bemerkung; deutet es doch schon der äußere Anblick der schönen Badehäuser an! —

Die Dämpfe, welche von der Salzsudpfanne aufsteigen, und in denen das Geruchsorgan sogleich auf den Zug Chlor wahrnimmt, ohne jedoch dadurch belästigt zu werden, kommen theils zu Dampfbädern, theils zu Einathmungen unmittelbar in der Nähe der Pfannen in Anwendung. Mit den Dampfbädern in Verbindung kann man die darin angebrachten Vorrichtungen zu Abkühlungsbädern benutzen, wenn ärztliche Verordnung es bestimmt. Die gegenwärtig schon treffliche Einrichtung in diesen geht eben jetzt einer neuer Vervollkommnung entgegen, indem in einem neuen, auf Rechnung des Aerariums errichteten Dampf-Badehause alle Vortheile, welche die neuesten Ergebnisse der Physik und der Mechanik geliefert haben, angebracht werden. Auch die Dämpfe über der Sudpfanne hat Professor Meißner untersucht, und es kann den Aerzten nur willkommen sein, ein unmit-

telbar auf das Lungenorgan so mild und gleichwohl ausgiebig wirksames Mittel in einer Gegend zu kennen, die daneben alle übrigen Mittel zur Heilung von Brustkranken in vorzüglichem Maße vereint.

In der Reihe der Bäder verweilen wir noch bei den im eben verfloffenen Jahre hergestellten Moorbädern, wofür ein in der Entfernung einer halben Stunde von Ischl entdecktes mächtiges Moorlager den Stoff liefert. Der von Alpenpflanzen gebildete Moor enthält eine sehr große Quantität von Eisen und Humusäure, welche bekanntlich das wirksame Element desselben ausmachen. Zusätze von Soole, Mutterlauge oder Schwefelquelle geben das Lösungs- und Verdünnungsmittel für den Moorjab, welcher nicht bloß zu Schlammbädern allein, sondern auch zu Umschlägen verwendet, den ärztlichen Anforderungen in jeder Beziehung entspricht.

Endlich sind es noch die Bäder in der Ischl, deren Temperatur während der Badesaison 18 — 21° R. beträgt, welche theils als freie Flußbäder, theils mit dem Wellenschlage verbunden, häufig gebraucht werden. Den Wellenschlag läßt Herr Hofrath v. Wierer durch eine Vorkehrung mittelst eines Mühlenrades so angenehm und so sicher erzeugen, daß dieselbe bereits auch im Auslande in mehreren Badeanstalten Nachahmung gefunden hat. Im Augenblicke geht der Bau einer ungemein großartigen Schwimmschule und Badeanstalt an der Ischl vor sich, welche nächst den freien Bädern im offenen Flusse schon im nächsten Jahre auch alle Gattungen von einzelnen und Gesellschaftsbädern in sich dergestalt vereinigen wird, daß etwas Aehnliches wohl schwerlich irgendwo aufzuweisen sein dürfte.

Zur Trinkkur steht, nächst dem Gebrauche der Soole und der später zu erwähnenden Marien-Louisenquelle, jener der Alpenmolken- und der Wierersquelle obenan. Die Alpenmolken werden nur aus frisch gemolkener Kuhmilch unter sorgfältiger Vermeidung zerstörender Wärmegrade erzeugt; an Güte und Schmackhaftigkeit mag sie wohl von keiner andern überboten werden, da die Vegetation rings um Ischl alle jene Kräuter in sich schließt, die uns die Molken der Schweiz, von Kreuth u. s. w. berühmt gemacht haben; der nahrhafte Gehalt an Milchzucker ist selbst den Chemikern aufgefallen; der diätetische Gebrauch von Sauermilch, Buttermilch, welcher in Ischl üblich und von ärztlicher Ordination geleitet ist, darf auch nicht übersehen werden; da die Wirkungen dieser scheinbar höchst einfachen Mittel bei rationell fortgesetzter Anwendung sich überraschend herausstellen. — Daß die Molken mit vortrefflichem Erfolge zu Bädern, dann auch zu Lavements verordnet werden, bemerken wir nur im Vorbeigehen.

Die Wierersquelle war im laufenden Jahre Gegenstand vielseitiger physikalisch-chemischer Beobachtungen und Untersuchungen, deren Resultate demnächst veröffentlicht werden sollen. Ohne diesen vorzugreifen, führen wir nur an, daß diese unter den Einwohnern ringsum uralt berühmte Quelle ihnen in den verschiedensten und schwersten Krankheiten das angenehmste Labfal bot und heute noch bietet. In der That war für mich (bei meinem ersten Besuche 1838) die Reinheit und Klarheit der Wierersquelle auffallend; kein Aufgehen irgend eines Gasbläschens störte die Ruhe in dem Wasserspiegel, der sein Niveau kaum zu ändern schien; der Geschmack des Wassers ist so rein, dasselbe so leicht, daß man sich unwillkürlich zu wiederholtem Trinken aufgefordert fühlt, während die Temperatur dem Munde überaus zusagt und das Erfrischende des Trunkes sogleich angenehm empfunden wird. Abgesehen davon, daß diese Quelle beim Abdampfen kaum irgend etwas an festen Bestandtheilen zurückläßt, und daß sie als das reinste und durchdringendste Lösungsmittel betrachtet werden kann (wie namentlich ihre Erfolge bei an Harngries, Harnstein und an den Harnwerkzeugen überhaupt Leidenden erweist), sind ihre übrigen dynamischen Wirkungen so ausgezeichnet, daß man hinsichtlich ihrer sich gern an jene Physiker und Aerzte anschließt, welche den magnetoelektrischen Strömungen im Wasser diejenigen Einflüsse zuschreiben, die wir aus seinen Bestandtheilen nicht mehr zu erklären vermögen. Die neue Fassung dieser Quelle, geschmackvoll und zweckmäßig, und die dahin führende neuangelegte Promenade sind das, auf Kosten des Herrn Hofrath v. Wierer entstandene Werk des eben verstrichenen Jahres; Beides erschien nothwendig, da die Kurgäste sich der Quelle sehr zahlreich bedienen, und diesem Umstande auch die Belebung dieses Theils von Ischl zuzuschreiben kommt.

(Der Beschluß folgt.)

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in Paris hatte für Boër's wissenschaftliche Ausbildung die wichtigsten Folgen; denn er erweiterte dort nicht bloß seine Kenntnisse in dem ihm zunächst angewiesenen Fache, sondern gewann auch so manche andere, namentlich in sprachlicher Beziehung, die dem Gelehrten wohl zu Statten kommen. Er vervollkommte seine Kenntniß des Französischen, lernte englisch und italienisch. Er sah, hörte, untersuchte, prüfte Alles, was die große Hauptstadt Frankreichs seiner Wissbegierde darzubieten hatte, lebte, verkehrte, unterhielt und besprach sich mit Allen, die seinem Zwecke entsprechen konnten, und fand dabei noch Zeit genug, seinem Lieblingsstudium, Mathematik und Geometrie,

nachzugehen, dem er auch unter allen Verhältnissen und zu allen Zeiten seines Lebens, mit unveränderlicher Liebe zugethan blieb. So brachte Boër fünfzehn Monate unter einem steten Wechsel großartiger Erscheinungen und Eindrücke, in dem rastlosen Streben, der auf ihn gesetzten großen Erwartung zu entsprechen, in dem königlichen Paris zu.

So vielfältig übrigens die großartigen Eindrücke waren, welche Paris auf das Gemüth des wissenschaftlichen Forschers machte, so war Boër doch keineswegs ein unbedingter, rücksichtsloser Verehrer der, damals in den medizinischen Fächern dort herrschenden Ansichten. Er besaß glücklicherweise selbstständige Ausbildung genug, um das Falsche von dem Wahren, die Marktschreierei von der wirklichen Wissenschaft und die ausschweifende Chimäre von dem wahren Verdienste um die Menschheit zu unterscheiden. Die Ansicht, daß die echte Heilkunde keinen andern Zweck haben könne, als der leidenden Menschheit mit allen Kräften, welche sich dem Geiste in dem weiten Reiche der Natur darbieten, zu dienen, war durch seine vorausgegangenen Forschungen und Leistungen in seinen Charakter übergegangen, und Wohlfahrt des Menschen war ihm zu heilig, als daß er die Mittel hierzu hätte billigen können, durch welche manche seiner Kunstgenossen in Frankreich ihren Ruhm begründeten.

In den Sommermonaten des Jahres 1787 begab sich Boër nach England und zwar gerade nach London, wo ihn der residirende österreichische Gesandte mit dem zuvorkommendsten Wohlwollen aufnahm und in seinem eigenen Hote einlogirte. Hartenkeil, von dem damaligen Churfürsten von Salzburg gleichfalls auf Reisen geschickt und schon längere Zeit in London anwesend, sollte ihm in der weiltäufigen und an großen Instituten überreichen Hauptstadt zum Wegweiser dienen. Allein die Charaktere dieser beiden Männer konnten sich für die Dauer nicht befreunden, weswegen bald jeder seinen eigenen Weg wandelte, indem Boër sich mehr den chirurgischen und obstetricischen, Hartenkeil hingegen den rein medizinischen Wissenschaften hingab.

Auch in London, seinem eigenthümlichen Bestimmungsorte, war Boër für seine wissenschaftliche Ausbildung rastlos thätig. Obgleich er den größten Theil seiner geburtshilflichen Ausbildung dem großen Westminster-Kinderbetterinnen-Hospital verdankte, das damals, unter der Leitung Leake's, als ein hohes Vorbild der Einrichtung und Behandlung gelten durfte, so suchte er sich doch auch von den übrigen Anstalten genaue Kenntniß zu verschaffen. Unter diesen behauptete das Middlesex-Hospital, das unter Denmann, the city of London, unter W. Osborn, und the Buithis in Brownlow Street, unter Clarke, zwar dem erstgenannten gegenüber einen secundären, doch aber immer vorzüglichen Rang. Sie waren aber alle nur ausschließlich für verheirathete Frauenzimmer bestimmt, und man hielt die Zulassung von Ärzten und Geburtshelfern zur Erlernung der Entbindungskunst für unsatthafte und der Honesty zuwider. Erst durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten wurde Boër, als Ausnahme von der bestehenden Ordnung, Zutritt gestattet.

Die Männer, deren Lehren und freundschaftlichen Umgangs sich Boër in London zu erfreuen hatte, waren: W. Hunter, Leake, Osborn, Cruikshank, Baillie, Blond, Groscher, Loder, Denmann,

Starke u. a. m. Namen, hochberühmt und gefeiert in den geburtshilfflichen und medizinischen Annalen.

Von London aus wandte sich Boër nach den benachbarten Hauptstädten Irlands und Schottlands, machte in Edinburg des unglücklichen Mitken und des hochberühmten Mathematikers Smidt, so wie zu Dublin Dease's Bekanntschaft.

Obgleich Boër auf seine jugendlichen Versuche in der schönen Literatur keinen besondern Werth legte, so versteht es sich doch von selbst, daß er Shakespeare's Genius tief genug verehrte, um auf dem Wege nach Edinburg an seinem Geburtshause zu Stratfort nicht vorüberzufahren, ohne es zu besuchen.

Da Boër übrigens bald einsah, daß die beiden Hauptstädte der Provinzen für seine Ausbildung weit geringere Elemente darböten, als jener große Mittelpunkt des britannischen Reichs und des Welthandels, so kehrte er schon nach Verlauf von sechs Wochen nach London zurück, wo er bis Anfangs Februar 1788 verweilte.

Die wissenschaftliche, besonders aber die praktische Ausbildung, welche Boër aus England mitbrachte, begründete einen großen Theil jenes hohen Ruhmes, den er später erwarb. W. Smelie's und Hunter's Grundsätze waren es zuvörderst, denen er seine Studien widmete. Sein Aufenthalt in Frankreich hatte ihm gezeigt, was die Kunst, — der in England aber, was die Natur vermöge, und nur indem er von dieser, nicht von der Kunst abstrahirte, wurde er in der Folge der große Reformator der Entbindungskunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf seiner Reise von Constantinopel nach Brussa.

(Fortsetzung.)

Michalich, eine Stadt von 750 türkischen, 680 griechischen, 130 armenischen und 20 Zigeunerfamilien; letztere wohnen vor der Stadt in Hütten. Sie hat eine armenische und zwei griechische Kirchen, sieben Moscheen, mehrere Hamams, Kaffeehäuser, und einen zum Verhältnisse der Stadt sehr langen Bazar, auf dem aber an gewöhnlichen Tagen die Hälfte der Läden geschlossen, und nur an Markttagen geöffnet werden. Sie ist die Hauptstadt des reichen Kreises von Michalich, und der Sitz des Civil-Gouverneurs Haké-Boy. Der Militär-Gouverneur ist ein Obrist, der in seinem raschen Benehmen und kurzer Militärsprache viel Ismet-Pascha gleicht. Er unterstützte mich kräftig in meinen Operationen und begleitete jedes Sanitätsgesetz mit der Androhung von 100 Stockstreichen bei seiner Nichtbefolgung. Seide, Wein, Korn, Pelmis, Olivenöl sind die Landesprodukte. Nebst diesen wird in den vielen in der Ebene liegenden Meierhöfen große Vieh- und Pferdezucht getrieben. Die Häuser sind groß, viele von Stein, einige von Lehm, die Straßen unrein. Armenier und Griechen leben in eigenen Vierteln. Es ist hier ein eleganter, großer, steinerner Islam. Unter den Einwohnern herrscht große Wohlhabenheit. Ihre Geschäftszüge

sind nicht sehr einladend. Sie haben alle eine bleiche, gelbe Farbe, sind finster, hypochondrisch, und schleichen kraftlos auf den Straßen umher. Ich sah kein einziges frisches gefundes Gesicht. Michalich ist ein Paradies, seine Lage herrlich, es producirt Alles, was nur das Herz eines Landmannes wünschen kann, im Ueberflusse, allein das erste und nothwendigste Gut zur Glückseligkeit, die Gesundheit fehlt. Zwei Krankheiten streiten sich um die unglücklichen Leute, Pest und Wechselfieber. Diese herrscht gewöhnlich im Juni und Juli, jenes das ganze Jahr über, und hat meist einen bilösen, inflammatorischen Charakter und sehr häufige Fiebersuchen ab, wie mir der hiesige empirische Arzt bemerkte. Ihre Ursache ist die Lage der Stadt mitten in Sümpfen. Auf der Vorderseite wird sie von jener sumpfigen Ebene umgeben; die hintere Seite, über welche uns der Rückweg nach Medania führte, ist ebenfalls zwei Stunden lang, sumpfig; denn dort vereinigen sich zwei Flüsse Hanife und Carasu zu einem und fließen eine Stunde hinter der Stadt in den Ausfluß des Sees, der auf der andern Seite die Ebene umgibt. Im Winter schwellen diese Flüsse an, übertreten ihre niedern Ufer, überschwemmen die flache Gegend, und bilden so hier Sümpfe. Die Straße ist hoch ausgemauert, hat Bögen, um die Uberschwemmungswässer durchfließen zu lassen, allein auch die wird häufig von ihnen bedeckt, und eine Zeitlang alle Communication abgeschnitten. Ein zweiter Umstand ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Alles Quellwasser ist herbe und salzig, das beste Trinkwasser ist noch jenes der Flüsse, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt sind, allein es ist trübe, mit Lehm und Kalk gemischt, und versopft. Die Wasserträger verkaufen ein Faß für 40 Para. Der Arme und Geizige trinkt mithin beständig das salzige Brunnenwasser. Ihm schreibt man, und zwar mit Recht, die häufigen Leber- und Milzanschwellungen und Verhärtungen, Gallensteine, Gelbsucht &c. zu. Daß die Pest hier einheimisch ist, und größere Verwüstungen, als in den übrigen Theilen des Paschaliks anrichtet, kommt daher, weil Michalich sehr viele Seide producirt, die Reste der Seidenwürmer werden auch hier auf die Straße geworfen, ihre Fermentation wird durch die Wärme und die große Feuchtigkeit der mit den Ausdünstungen der wassereichen Wiesen geschwängerten Luft befördert, und so jene deleteren Miasmen produzirt. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die Stadt völlig zwischen zwei Hügeln verborgen, die Straßen enge, und Haus an Haus gedrängt sind, so daß in einem kleinen Raume eine große Population vereinigt ist. Hier kann kein Wind zu, um die Miasmen zu verwehen, sie bleiben in den Straßen und werden beständig respirirt. Im Sommer soll die Stadt einer Schwitzbude gleichen, ihre Luft glühend und schwül sein. Der hintere und obere Theil der Stadt schaut ein wenig aus den Hügeln heraus, dorthin gelangt doch der von dem 3 Stunden entfernten Meere kommende Nordwind. Weht er, so befindet sich dort Alles wohl, weht der Südwind von den Sümpfen her, dann erscheinen auch dort viele Fieber. Vor zwei Monaten herrschte die Epizootie in der Ebene und tödtete viel Vieh. In diesem obern Theile herrscht auch die Pest nicht so stark.

(Der Beschluß folgt.)

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 94. Montag, den 23. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ein Wort zur Beantwortung der Frage: Sind populäre medizinische Bücher ein wirkliches Bedürfnis? — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

Ein Wort zur Beantwortung der Frage: Sind populäre medizinische Bücher ein wirkliches Bedürfnis?

Von Dr. G.

Die Messkataloge eines jeden Halbjahrs bringen uns, gleich den Spalten der Zeitungen, die Anzeigen von einer überaus großen Anzahl populärer Schriften, deren Mehrzahl dem Gebiete der Medizin angehört, auf welchem überhaupt seit beiläufig einem Jahrzehende die überwiegende Menge solcher Schriften, stets noch wachsend, erscheint. Nicht wenige dieser tragen zwar in ihren Titeln *) schon, noch mehr aber in den sie begleitenden Anzeigen den Stempel ihres Ursprungs: der **I n d u s t r i e** (im schlimmsten Sinne des Wortes) so deutlich an sich, daß man meinen sollte, es werde ihnen wohl Niemand Vertrauen schen-

*) Z. B. »Sichere Hilfe für Schwindsüchtige« (Hamburg b. Gerold); »Sichere Mittel, das Säusen vor den Ohren, Harthörigkeit und Taubheit zu heilen« (ebendasselbst); »Der Arzt als rettender Hausfreund, oder der medizinische Rathgeber, um sich bei allen möglichen Krankheitsfällen und körperlichen Verletzungen Hilfe und Rettung zu verschaffen etc.« (Leipzig b. Wasse); »Die sichersten und bewährtesten Mittel gegen die Fallsucht« (ebendasselbst); »Die besten Arzneimittel gegen alle Krankheiten« (Quedlinburg b. Ernst); überaus zahlreiche, und mitunter sogar Anstand und Moralität verletzende Titel dieser Klasse von Büchern liegen uns vor; wir übergehen jedoch eine fernere Aufzählung derselben, indem wir nur noch bemerken, daß auch zahlreiche Schriften über Wasserkruren sich ähnliche prägnante oder anstößige Titel wählten.

Anmerk. d. Verf.

ken. Die Erfahrung im praktischen Leben lehrt jedoch das Gegentheil; wir finden solche Schriften in den Händen zahlreicher Laien, dieselben erscheinen in dritten, vierten, fünften, u. s. f. Auflagen, und es ist nicht zu bestreiten, daß oft das schreiendste, das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit offen an sich tragende populäre Buch gerade dadurch einen ausgebreiteten Lesekreis gewann, mithin der einzigen Absicht des Verfassers und Verlegers vollkommen entsprach, d. h. gekauft und bezahlt wurde. Es ist hier nicht unsere Absicht, das Thun und Treiben des großen Büchermarktes zu beleuchten, sondern wir hegen die friedlichere, kurz zu erörtern, wie es komme, daß bei der gegenwärtig nicht geringen Anzahl braver Aerzte populäre medizinische Schriften Aufnahme finden, und ob sie in der That Bedürfniß sind?

Uebersieht man Käufer und Leser populärer medizinischer Schriften, so lassen sich zwei große Gruppen davon bilden, deren eine für sich selbst, die andere für kranke Mitmenschen in jenen Büchern Rath und Hilfe sucht; die letzte Gruppe ertheilt Rath und Hilfe, entweder um irgend eines Vortheils, Gewinnes und dgl. willen, oder weil die Verhältnisse Leidende an sie gewissermaßen hinweisen, wie das bei Geistlichen und Beamten auf dem Lande häufig der Fall sein kann. Verweilen wir nun bei diesen so zusammengefaßten Lesern populärer medizinischer Schriften etwas länger.

Selten trifft man im ärztlichen Stande selbst jene Sammlung und Ruhe des Geistes, jene von Aengstlichkeit und Zuversicht gleich weit entfernte Unparteilichkeit der Beobachtung und des Urtheils, ohne die weder die Natur der Krankheit, noch die zweckmäßige Behandlung derselben richtig bestimmt werden kann. Aus diesem Grunde vermeiden es vernünftige Aerzte sich selbst zu behandeln, wenn sie krank sind; um wie vielmehr sollten mithin Laien die Selbstbehandlung in Krankheiten meiden, da ihnen Kenntnisse und Erfahrungen des Arztes abgehen! — Ärztliche Praxis hat uns gelehrt, daß unter den sich selbst behandelnden Laien ein großer Theil mit Krankheiten behaftet ist, deren sich dieselben schämen und deshalb den Arzt meiden, im höchsten Nothfall lieber einen Quacksalber, Pfuscher und dgl. zu Rathe ziehen; die Folgen dieser falschen Scham büßt leider die Mehrzahl früher oder später mit schwer oder gar nicht heilbaren Siechthümern, worin sie sich und Andern zur Last werden; während eine sogleich von vorneherein ordentlich eingeleitete Kur mit Ersparung von Zeit, den Meisten die Gesundheit wiedergegeben, und sicherlich auch Geld erspart hätte, denn Quacksalber und Pfuscher kurren wohl selten billiger, als der Arzt. — Eine andere Reihe von sich selbst behandelnden Laien gehört in die Zahl der Unglücklichen, welche viele Arzneien und Aerzte ohne gewünschten Erfolg gewechselt haben (Gemeinhin Hypochondristen, Melancholiker, Hysterische u. s. f. genannt), oder denen der Arzt endlich erklären mußte, seine Kunst vermöge ihr Leiden nicht zu heilen. Solchen Kran-

ken können wir es nicht verargen, wenn sie begierig nach einem Buche greifen, dessen Titel das lange Ersehnte sich er verheißt; die Liebe zum Leben und zur Gesundheit überwiegt auch bei dem tiefsten und festesten Denker in ähnlichen Fällen alle anderen Gründe, und es wäre nur zu wünschen, daß die von ihnen berathenen Schriften ihr Leiden nicht mehren, oder gar den Tod rascher und qualvoller herbeiführen. Leider ist aber der Inhalt dieser Schriften in der größten Mehrzahl so beschaffen, daß sie im besten Falle die armen Kranken mit einer nicht geringen Menge krankhafter Vorstellungen bereichern, daher psychisch noch mehr schwächen, während sie über fruchtlosen Versuchen psychische Kräfte rauben. Eine ruhige und umsichtige Würdigung der eben angedeuteten Momente wird in Beziehung auf die sich selbst behandelnden Laien unser Urtheil bestätigen, daß für sie populäre Schriften kein Bedürfniß, sondern vielmehr höchst schädlich sind.

Die zweite Gruppe von Lesern populärer Schriften sucht darin Rath und Hilfe für Andere, entweder um eines Gewinnes willen, oder weil sie ihre Stellung dazu nöthigt. Die erste Reihe solcher Leser gehört in die Kategorie schlechter Menschen, denn sie spielen mit Gesundheit und Leben ihrer Mitmenschen Hazard, sie benutzen deren Schwächen — auch die niedrigsten Weisen nicht scheuend — um sich ein blindes Vertrauen bei denselben zu erwerben, und dabei bleibt immer das letzte Ziel: Vortheil und Gewinn vom Kranken zu ziehen. So vereinigen sie sich in ihrer Absicht auf das Gleichmäßigste mit den meisten Verfassern und Verlegern populärer Schriften, die auch nie fragen, wie viel Gutes habe ich gestiftet, sondern berechnen, wie viel habe ich gewonnen? — Der Kreis populärer medizinischer Schriften, welche wir hier im Auge halten, ist nicht bloß die Masse jener mit schreiendem Titel und jener sich selbst als populär ankündigenden, sondern auch jener, welche die Lehre von Kranken und deren Heilung in ihren Schriften so behandeln, als ob man ohne ärztliche Bildung dieselben nur gelesen zu haben brauchte, oder gelegentlich nur eine speziell auf den vorkommenden Fall bezügliche Seite aufzuschlagen hätte, damit man den vollständigen Arzt spielen könne. Dieses unverzeihlichen Fehlers haben sich, nebst zahlreichen allopathischen Rath- und Hilfsbüchlein's in neuerer Zeit, besonders auch die homöopathischen Schriften schuldig gemacht. Die crude Homöopathie eines Hahnemann und Consorten (wir meinen durch aus nicht die spezifische Methode, welche man gegenwärtig mit der Homöopathie dieser Leute so häufig zu identificiren sucht), jene crude Homöopathie entschlag sich ja selbst aller andern Bedingungen zur Erkenntniß, Beurtheilung und Heilung der Krankheiten, setzte bloß die Auffassung von Symptomen und die in den Büchern Hahnemann's und Consorten alphabetisch nachzuschlagende und selavisch zu beobachtende Darreichung eines von ihnen prophetisch festgesetzten Mittels als den ärztlichen Beruf. Wer von

unfern Collegen hat nicht traurigen Folgen dieser Ansicht begegnet; Laien jeden Standes und Geschlechts waren damit in die ärztliche Praxis eingeführt, und das Quacksalber- und Pfluscherwesen gedieh so unter nur etwas sichtbarern Formen und Einflüssen, als ehemals unter Beschwörung, Hexerei und Zauberei. Die Tendenz dieser homöopathischen Quacksalber und Pfluscher indessen stellt sich in so fern in nicht so gemeiner Natur dar, als die der allopathischen; da diese reellen pecuniären Gewinn beabsichtigen, während jene in der Regel noch mit Eitelkeit und dem Ruhme gelungener Kuren sich begnügen. Populäre medizinische Schriften, sie mögen nun die Fahne der Allopathie, oder der Homöopathie, oder endlich der Hydromanie aufstecken, wenn ihre Quelle und Tendenz Gewinnsucht ist, und ihre Benützung die kurz vorher berührten Motive sind, bilden gleichfalls kein Bedürfnis unserer Zeit; ja unsere Zeit, der Aufklärung und der Fortschritte sich rühmend, sollte solche Auswüchse einer ehr- und gewissenlosen Betriebsamkeit im Keime zu ersticken nöthigen, d. h. im Manuscripte. Dank sei es einer weisen und umsichtigen Gesetzgebung, welche bei uns dies thut! Möchte doch nur das Ausland desgleichen thun, denn die Freiheit der menschlichen Geistesproduction offenbart sich wahrlich nicht in so elenden Stümpereien, als die meisten einzelnen und übersehten populären medizinischen Schriften ausmachen.

Wir haben oben gesagt, daß Verhältnisse und Stellung oft den Nichtarzt nöthigen, gleichwohl ärztlichen Rath und Hilfe zu leisten. Vornehmlich sind es Geistliche, Gutsbesitzer, herrschaftliche Beamte ic. auf dem Lande, die in diese Lage kommen; ihre Bildung geht über die ihrer Umgebung hinaus, das Landvolk schenkt ihnen Vertrauen, und endlich spenden sie gewöhnlich die Heilmittel unentgeltlich an die Minderbemittelten. Solchen Personen wäre nun freilich einige ärztliche, am Krankenbett gewonnene Kenntniß zu wünschen, so wie überhaupt ein physiologisch-diätetischer Unterricht ihnen und allen Andern schon in der Schule zu Theil werden sollte; da aber Beides mangelt, so bleiben für sie gute populäre Schriften ein unabweisbares Bedürfnis *); damit diese Schriften ihrem Zweckentsprechen, müssen sie von Ärzten abgefaßt werden, die ausgestattet mit reicher Erfahrung, gleichzeitig die Eigenthümlichkeiten der Krankheiten eines Landes und die hierin üblichen Volksmittel kennen, und dabei die Volksklasse, für die sie schrei-

*) Der Herausgeber dieser Blätter hat bei mehrfacher Gelegenheit seine Ueberszeugung über die positive Schädlichkeit aller populären medizinischen Schriften ausgesprochen. Der Laie in der Medizin kann nur über die Ursachen des Erkrankens und über die Art und Weise, wie er diesen krankmachenden Schädlichkeiten entgegen kann, mit Nutzen belehrt werden.

ben, wohl im Auge halten. Ihr Streben muß vor Allem auch dahin gerichtet sein, über Veranlassung und Ursachen der häufigeren Krankheiten genügende Aufschlüsse zu geben, die Verhütung derselben — sofern das möglich ist — den Einwohnern vor die Augen zu stellen und überhaupt das Diätetische und das Prophylaktische mehr zu berücksichtigen, als das Pharmaceutische und Therapeutische; ja, es ist ein dringendes Erforderniß, daß heftig wirkende, und nur von dem Ermessen des Arztes zu bestimmende Mittel und Kuren von ihnen ganz übergangen werden.

Sehen wir auf die alljährlich fast zahllos den Büchermarkt überschwemmenden populären Schriften, so entdecken wir nur an äußerst wenigen derselben jene Charaktere, welche auf einen Verfasser schließen lassen, der mit den obigen Eigenschaften ausgerüstet wäre; denn ältere und erfahrenere praktische Aerzte schreiben leider solche Schriften äußerst selten. Ehe daher Jemand als Nichtarzt eine ärztliche populäre Schrift kaufte und benützte, sollte er den Rath eines verständigen Arztes dazu einholen; auf diese Art würde durch solche Schriften des Unglücks weniger verursacht, es würden aber auch solche Aftersprodukte nach und nach zum Aussterben gebracht werden, denn die schlechten — und das ist die allergrößte Mehrzahl der populären medizinischen Bücher — fänden keine Abnehmer.

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Einen so reichen Schatz von Erfahrungen Boër auch gesammelt hatte, so tief auch die Vergleichung der verschiedenartigsten Talente, Ideen und Leistungen seinen Blick in die Natur seiner Aufgabe eingeführt hatte, oder vielmehr eben deswegen, erkannte er, wie viel für ihn noch zu leisten, zu erforschen, zu erfahren sei, bevor er seiner Bestimmung völlig gewachsen, den Rückweg antreten könne. Nachdem er daher im Frühlinge 1788 nach Paris zurückgekehrt war, bereis'te er das südliche Frankreich, ging nach Montpellier, Avignon, und von da nach Genua und Turin; in welcher letzterer Stadt er einige Zeit bei Malacarne verweilte. Er wandte sich weiter von da nach Livorno und Rom. Dort hatte ihn Brambilla an Astori und Flajani, Leichirurg Sr. Heiligkeit des Papstes Pius VI., empfohlen, welcher ihn bei sich aufnahm und dem Papste vorstellte. Der heilige Vater gab ihm nicht bloß seinen Segen, sondern lud ihn auch ein, einige Wochen in Rom zu verweilen, um seine welt-historischen Merkwürdigkeiten zu sehen, indem er Boër insbesondere der Sorgfalt Flajani's empfahl.

Zu Neapel, wohin unser Reisender zunächst seinen Weg einschlug, machte er die Bekanntschaft des berühmten Vincenzius und Isoja's, des Accoucheurs der Königin. Zu Florenz war er an Fontana und Lagusius, zu Pavia an Scarpa, zu Mailand an Moscatti, zu Venedig an Pa-

jola, zu Padua an Caldani gemiesen, und Jedermann bemühte sich, den jungen Reisenden zu belehren und durch seine Erfahrungen zu bereichern.

Im Juli 1788 endlich kehrte Boër nach Wien zurück. Der Kaiser war eben im Feldlager bei Semlin, wo die Armee den Türken gegenüber stand. Boër sandte daher seinen Reisebericht dahin ab, in Folge dessen er, laut Decret vom 1. August 1788, in Anbetracht seiner in der Chirurgie und Geburtshilfe sich erworbenen Fähigkeiten zum wirklichen Leibwundarzte allerhöchst Ihrer Majestät mit dem Range und Genuße der gewöhnlichen Hofbesoldung von jährlichen 800 fl. und 150 fl. Quartiergeld, und der allergnädigsten Nachsicht der Carenz- und Charaktertaxe ernannt wurde. Diese Stelle bekleidete Boër bis nach Ableben des Kaisers.

Boër war einer der glücklichsten Praktiker; seine ruhige, besonnene Beobachtung täuschte ihn, wenige seltene Fälle ausgenommen, nicht leicht. Unter diesen wenigen aber, wo ihm Menschliches widerfuhr, war einer, der allein hinreichte, sein ganzes übriges Leben mit tiefer Trauer zu umschatten. Der Beginn seiner Laufbahn versprach, in Verbindung mit seinem hohen Talente, glänzende Erfolge, aber ihr Verlauf endigte in Zurückgezogenheit und Enttäuschung.

Eben das Vertrauen des Kaisers, eben die gerechte Vorliebe des großen Joseph für Boër's hohes Talent, die ihn aus dem Dunkel und der Vergessenheit mißgünstiger Verhältnisse emporgehoben hatte, und die Blicke des Hofes auf ihn zog, sollte die Veranlassung seines Mißgeschickes werden.

Die Erzherzogin Elisabeth, erste Gemahlin weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I., damals noch Erzherzog's, fühlte sich schwanger, und Boër erhielt, nach dem eigenen Wunsche Joseph's, den ehrenvollen Antrag, selbe zu entbinden.

Als nun die Schwangerschaft immer weiter vorrückte, führten ihn Sr. Majestät alsogleich selbst zur Erzherzogin mit dem Bedeuten, daß er seine geschehene Vorstellung dem Baron Stöck melden, und von morgen an, an der ärztlichen Behandlung der Erzherzogin Theil zu nehmen habe. Boër besuchte somit Ihre kaiserl. Hoheit von diesem Tage an gemeinschaftlich mit Baron Stöck.

Der unglückliche Ausgang dieser Behandlung ist bekannt, und erregte ein großes, allgemeines Aufsehen *).

*) Hier geht der Biograph in nähere Details ein, um barzuthun, daß die Ursache dieser traurigen Katastrophe keinesfalls auf Boër's Rechnung zu stellen sei. Da diese Details von Nichtärzten nicht verstanden werden, so werden sie hier übergangen. D. R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa.

(Beschluß.)

Was war zu thun, um diesen üblen Sanitäts-Verhältnissen abzuhelpfen? Das Erste wäre, die Sumpfbildung zu verhindern. Hierzu müßten viele Kanäle gegraben und Dämme aufgeworfen werden, was einige Millionen kosten würde. Die jetzige finanzielle Lage des Landes läßt diese Ausgaben nicht zu. In Betreff des Wassers müßte eine große Wasserleitung angelegt werden, um es von den

Bergen in die Stadt zu führen. Ein Philanthrop unternahm dieses vor 120 Jahren auf freie Kosten. Er hatte in den vier eine halbe Stunde entfernten Bergen eine Wasserleitung begonnen, und war schon zwei Stunden weit in die Ebene vorgeückt. Da fürchteten die zahlreichen Wasserträger, dieses Unternehmen könnte sie um ihr Brot bringen, rotteten sich zusammen und ermordeten den Mann. Noch sieht man in der Ebene acht hohe Stein-Kolonnen als Reste dieses Aquäduct stehen. — In Betreff der Seidenwürmer müssen sie so wie in Brussa, vor die Stadt getragen und dort verbrannt werden. Auch habe ich dem Gouverneur angerathen, die Erbauung von Häusern im oberen Theile der Stadt zu begünstigen, und im tiefern zu verhindern. Ferner hat das Sanitäts-Collegium in Constantinopel auf meinen Vorschlag, einen Nazir und Sanitäts-Arzt hierher geschickt. — Bei Michalig sind sehr viele Blutegel, weswegen sich auch hier beständig einige Franken zu ihrem Auskaufe aufhalten.

Am 30. Mai Nachmittags reisten wir von hier ab, um uns nach der zwölf Stunden gegen Osten liegenden *Mudania* zu begeben. Unser Weg führte längs dem Ausflusse des Sees hin. Nach zwei Stunden kamen wir in ein kleines Dorf *Michalig Tatlé su Iskelesi* (Hafen des süßen Wassers von *Michalig*) genannt. Hier werden die von dieser Stadt zu Lande kommenden Waaren eingeschifft. Es besteht aus fünf Häusern, der Douane und einem Kaffeehause. Welch' üppige Vegetation! Hohes Gras, breitblättrige Feigen- und schattige Nussbäume, Maulbeeren und Olivenbäume, Granaten und Weiden, zwischen ihnen schleicht die Rebe fort und windet sich um ihre Stämme. Eine kühle Luft wehete und erfrischte unsere glühenden Gesichter (22^o R.); allein ihr Hauch, den wir mit Wollust einsaugten, ist giftig, und diese, den *Mudianern* ein kühles Obdach darbietenden Bäume beschatteten einen Aufenthalt des *Jammers*, denn Alles leidet hier an böartigen periodischen Fiebern. Hier fällt der von *Brussa* kommende Fluß *Ufor* in den Ausfluß des Sees, über welchen wir in einem Schiffe setzten.

Nun begannen wir wieder bergaufwärts zu steigen, und zwar auf jene Gebirge, die das Ufer des *Marmor-Meeres* begränzen. Nach zwei Stunden kamen wir an das griechische Dorf *Tzamliza*, das viel Korn erzeugt. Nach einer Stunde gelangten wir auf den Rücken dieser Berge. Welche Aussicht! zur Linken das Meer, die *Prinzen-Inseln* und an des Horizontes Rand etwas Weißes, das geliebte *Stambul*! Zur Rechten der See *Abulien* mit seinen vielen Dörfern, hinter uns die große Ebene von *Michalig*, und vor uns *Brussa's* Ebene mit dem *Olymp*; an seinem Fuße schimmerte das Minaret der *Moschee* von dem Dorfe *Tzekirjeh* (wo die Bäder sind). Hier trafen wir einige *Nomaden-Familien*, *Jurek* genannt. Sie hatten auf des Berges Plateau schwarze, zerrissene Zelte aufgeschlagen. Sobald wir erschienen, flohen die Weiber, die Männer schauten uns finster an, ohne zu grüßen. Ihre Kleidung war die der türkischen Landleute. In der Umgegend weidete viel schönes Rindvieh und Geisen, die ihnen angehörten. *Kustem* sagte mir, so ziehen sie von einem Orte zum andern. Im Hoch-Sommer, wenn die Sonne das Gras verbrennt, und es ihrem Vieh an Nahrung fehlt, ziehen sie auf den Höhen des *Olymp* bis in die Höhe des Schnees, wo sie kühle und frische Kräuter finden. Im September steigen sie wieder in die tieferen Berge herab, und bringen selbst den harten

Winter unter Zelten zu. Hier ist der Ort, einige Worte über den *Olymp* fallen zu lassen. Er hat 750 Toisen Höhe. Sein Gipfel wird von einem feinen Rasen bedeckt; früher war auf ihm ein großer See, der aber plötzlich verschwand, und bis heute nicht mehr zum Vorschein kam. Auf ihm wird viel weißer Marmor gebrochen. In seinen Thälern wohnen bei 1000 dieser Nomaden-Familien umher. Sie stammen von den alten Turkomanen, die im Jahre 1239 mit dem Eroberer Osman aus den Thälern des *Taurus* hieher kamen, und bis auf den heutigen Tag ihre alte Lebensart beibehalten haben.

Nun führte uns der Weg an des Meeres Strand, in dessen Sande wir eine Stunde lang dahin ritten. Hier ist eine große, sichere Rhede, an welcher das griechische Dorf *Schköl* liegt. Schon neigte sich die Sonne dem Untergange, und wir hatten noch zwei Stunden bis zu unserm Nachtquartier zum Dorfe *Salizä*. Der Weg zog sich nun wieder an der niedern Bergkette hinauf. Es wurde Nacht, wir verloren die Straße, ritten durch Gräben, Sümpfe, immer die Pferde am Zügel führend. Gegen Mitternacht kamen wir in unser Dorf, das wir am Hundegebell erkannten. Niemand wollte aufmachen. Nach langen Bitten gab man uns ein altes, verfallenes Haus. Essen, Wasser, Feuer wollte nicht erscheinen. Da verlor Rustem die Geduld, nahm zum ersten Male auf unserer Reise seine große Peitsche vom Rücken, und verschaffte uns mittelst einiger Hiebe und Geld schnell was wir wünschten. Dieses war ein sehr kleines griechisches Dorf von 50 Familien, zum Kreise *Mudania* gehörend. Es produziert viel Korn und Seide.

Den andern Tag zogen wir nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen *Trilia* ab. Die ganze Gegend ist mit Oliven, Maulbeerbäumen und Reben bepflanzt. Vor *Trilia* steht ein großes griechisches Kloster von Stein. *Trilia* hat 500 griechische und 50 türkische Familien, einen *Bekil Moasil*, abhängig von *Moasil* in *Mudania*. Es liegt anmuthig auf einem Hügel, und zieht sich sanft ans Meer hinab. Der *Bekil Mustapha Aga* saß auf seinem luftigen Balkone, über den ein Zelt gespannt war, umgeben von den griechischen Primaten und zwei Türken. Nach vorgenommener Lectüre des *Ferman's*, fanden wir hier außer Blattern keine andere Krankheit.

Nun gingen wir nach *Siji* ab. Der Weg zieht sich längs des Golfes von *Mudania* über einen mit Oliven bewachsenen Berg hin. Nach einer Stunde kamen wir an. *Siji* gehört zum Kreise von *Mudania*, hat 150 griechische und 20 türkische Familien, liegt wie *Trilia* auf einem Hügel am Meeresufer, und produziert viel Seide und Del. Auch hier waren die Blattern. Nachdem wir die nöthigen Befehle gegeben, gingen wir nach dem zwei Stunden entfernten *Mudania* ab. Auch hier führt der Weg wieder längs des Meeres über Oliven-Berge. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden kamen wir an das romantische Dörfchen *Arnauthio*, aus 20 griechischen Häusern bestehend, die zwischen schattigen Bäumen versteckt sind. Von hier nach *Mudania* geht man eine halbe Stunde am Meeresufer hin. Wir kamen Alle gegen Abend am 31. Mai an. Wegen dienstlicher Angelegenheiten hielt ich mich einige Tage hier auf, segelte den 5. Juni nach Constantinopel ab, wo ich den 6. Abends wohlbehalten ankam.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 95. Donnerstag, den 26. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ischl im Jahre 1840. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Blüten aus dem Paracelsus.

Ischl im Jahre 1840.

Mitgetheilt von Med. Dr. — G.

(Beschluß.)

Bei der Aufzählung der Trinkquellen haben wir auch noch der Marie-Louisensquelle Erwähnung zu thun. Ihre Majestät, die Frau Erzherzogin Marie Louise von Parma, welche Ischl in der abgelaufenen Saison nun zum wiederholten Male mit Höchsthohem Besuche beehrte, geruhte die Kosten der Fassung dieser neuen Quelle anzuweisen. Nächst dem Kochsalz in sehr mäßiger Menge sind bromsaure Salze die hauptsächlich wirksamen Bestandtheile derselben. — Aerzte, welche den Wirkungskreis des Jod's kennen, werden aus der Analogie den, vielleicht weit umfangreicheren, jedenfalls aber weit energischeren des Brom's zu bemessen wissen. Bisher angestellte Versuche des Herrn Hofrathes v. Wirer, des Badearztes Dr. v. Brenner u. A. bestätigen die ausnehmende Wirksamkeit dieser, seit zwei Jahren mehr und mehr benützten Quelle, welche als sehr schätzenswerther Zuwachs der Heilmittel in Ischl in der laufenden Saison auf Veranlassung des genannten Herrn Hofrathes gleichfalls physikalisch-chemisch untersucht und nach quantitativer Bestimmung der Bestandtheile auch in dieser Beziehung dem Publikum bekannter werden wird.

In wie fern das Aroma und die Süßigkeit die hiesigen Erdbeeren von jener des Thales merkwürdig unterscheidet, werden sie nicht nur lieber genossen, sondern sie haben sich dem praktischen Takte des in Ischl walten- den ärztlichen Geistes, als ein treffliches Heilmittel dargestellt, wenn sie plan-

mäßig diätetisch längere Zeit genossen werden. Es ist nicht nöthig zu erinnern, wie schon ältere Aerzte dieses angenehme und milde Mittel zu würdigen wußten; verlor doch Linné durch den anhaltenden Gebrauch der Erdbeeren die Sicht, die ihn Jahre lang auf das schmerzlichste gepeinigt hatte.

Von der flüchtigen Uebersicht der in Ischl gebotenen Heilmittel rückkehrend, verweilen wir noch einige Augenblicke bei dem allmächtigsten — der Luft. Bekanntlich hat ein nun entschlafener berühmter und seiner Zeit vielbeschäftigter Arzt (Brera) die Verhältnisse des Ischler Klima's nach den Erfahrungsthatfachen, welche die Schriften über Ischl liefern, zu jenen Venedig's gehalten und auch aus seinen eigenen Beobachtungen skizzirt *) aber bei allen Vortheilen, die er dem Ischler Klima zugestehet, hat er gerade den wichtigsten übersehen, den nämlich, daß es in der umsichtigen Wahl des Arztes liegt, seinem Kranken in Ischl das zusagende Klima individuell anzuweisen. Der scharfsinnigen Beachtung dieser glücklichen Idee verdankt Hr. Hofrath v. Wierer Heilungen, die zuweisen an das Wunderbare gränzen. Selbst für die schwächsten Kranken realisirte er dieselbe, indem Tragsessel bereit stehen, auf denen die Gäste bequem in jener Richtung und auf jene Höhe getragen werden, die ihrem Leiden heilsam entsprechen; wie sehr hier Luftströmung, Temperatur, zu gewinnende Aus- und Fernsicht mit in Anschlag gebracht sind, um physisch und psychisch auf den Patienten zu wirken, bedarf für denjenigen keiner Erwähnung, der die Umgebungen Ischls mit allen jenen entzückenden Punkten kennt, an denen das bezauberte Auge unzertrennlich hängt, und in der Erinnerung unvergeßlich noch nachgenießt. — Die Luft in Ischl, selbst in der Nähe der Sudpfannen, verräth schon durch den Geruch ihren, wenn auch nur sehr geringen, doch unverkennbaren Chlor- und Bromgehalt; noch war keinem Kurgaste dieselbe lästig; weiterhin aber theilt Ischl und seine Nachbarschaft die reine, heitere Luft, um derentwillen das Salzkammergut längst berühmt ist und besucht wurde. Die Bewohner großer Städte, die Gäste aus den Ländern, die nie kaltes Klima besitzen, gleich denen, die an großen Flüssen oder auf weiten Ebenen leben, empfinden die Vortheile des Ischler Klima's vornehmlich; denn dem hieran Gewohnten ist die Gleichmäßigkeit und Stetigkeit desselben bei einer mittleren angenehmen Temperatur, die Abwesenheit heftiger Luftströmungen und nebeliger Feuchtigkeit, und endlich auch der hier ungekannte plötzliche Wechsel der hohen Tages- mit einer entgegengesetzten Nachttemperatur nicht so neu, als dem Fremden. Die Vegetation rings um Ischl, welche nächst den Pflanzen der Alpenthäler auch jene der Hochalpen aufzu-

*) Brera: „Ischl und Venedig nach seiner heilkräftigen Wirksamkeit,“ deutsch mit Zusätzen von Dr. Beer. Wien 1838.

weisen hat, gibt nebst dem Dufte der aromatischen Kräuter insbesondere durch die Ausdünstung der Nadel- und Laubhölzer eine Mischung in der Atmosphäre, welche schon an und für sich ein Heilmittel erster Größe genannt werden darf, um so mehr, als sie oft bis zum Monat October so milde verharret.

An das Allgemeingut der herrlichen Ischler Luft fügt sich natürlicher Weise das gleiche einer ausgezeichnet schönen Landschaft, die in ihrer nächsten Nähe und in ferneren Umgebungen — in welcher Richtung immer — eine Fülle von Reizen darbietet, die selbst die fleißigsten Freunde von Spaziergängen und Ausflügen binnen Einer Saison nicht alle zu genießen vermögen. Absichtlich enthalten wir uns jeder nähern Verührung der genußreichsten Punkte, welche theils Hr. Hofrath v. Wierer, theils dankbare Kurgäste um Ischl herum ihren Nachfolgern auf das bequemste zugänglich machen ließen. Die Einflüsse, welche die Anschauung dieser Partien auf Geist und Gemüth des Kurgastes erzeugen, wirken sichtlich auf den leidenden Körper zurück, und wenn irgendwo das enge Band zwischen Seele und Leib vom Arzte genau im Auge gehalten werden muß, so ist es hier, wo oft jahrelange Apathie und Melancholie wieder zu theilnehmendem heiteren Sinne gedieh, wo aber auch bisweilen psychische Exaltation dem übermäßigen und unvorsichtigen Genuße der majestätischen Natur folgte.

Dem Vernehmen nach wird klos das nachbarliche, in den Besitz eines neuen Eigenthümers übergegangene St. Wolfgang demnächst in den Bereich der Heilzwecke Ischl's eingeschlossen werden, indem der bekannte schöne See von St. Wolfgang dem Befahren durch zahlreiche Barken bequem und sicher zugänglich gemacht wird, wo sodann nächst Seelustbädern auch mehrere Stunden währendes Umherschiffen auf dem See, und ein Landen zur Einnahme der Mahlzeit, nach ärztlichem Ermessen bestellt werden soll. Der Schaffberg wird gleichfalls leichter und rascher auf dem Pfade zu ersteigen sein, der schon in der nächsten Saison fertig stehen dürfte *).

Kehren wir in den Markt Ischl selbst zurück, so finden wir auf allen Seiten die Beweise einer umsichtig ändernden, verbessernden und schaffenden Hand. An dem ehemals wüsten Traunufer, längs der schönsten Häuserreihe des Marktes, zieht sich eine breite, dunkelgrüne Eschenallee hin; zwischen der Traun- und Salzburgerstraße über den Kreuzplatz hin, öffnet sich jetzt eine neue, weite Verbindungsstraße, da das hindernde Haus demolirt und in der Reihe eine freundliche Häusercolonnade entstanden ist. Die reizende Aussicht für diesen Punkt zu sichern, wurde die große Plaine an derselben angekauft,

*) Dieser Theil wird von dem neuen Eigenthümer Herrn v. Grohmann gleich dem Rügi in der Schweiz mit Wohngebäuden besetzt.

zu einem großen Park (auf ewige Zeiten) umgestaltet, und sodann dem Markte Ischl als Eigenthum übergeben. Es ist ein rührender Beweis der Dankbarkeit, den die Bürger Ischl's dem Manne, dem Ischl Alles verdankt, was es für Fremde geworden ist, laut und öffentlich aussprechen wollten, indem sie in diesem freundlichen Parke seine kolossale Büste auf einem großen Marmordenkmal aufstellten. Die Festlichkeit dabei erschien als eine der großartigsten und gemüthlichsten, die je mit allgemeiner froher Theilnahme in den Bergen des Salzkammergutes gefeiert wurde.

Außer sämmtlichen eben erwähnten Verschönerungen des Marktes Ischl gedenken wir noch jener des Alpengärtchens, das wir in dem vom Herrn Hofrath von Wirer längst angelegten öffentlichen Garten besuchten. Dieser Garten, vergrößert durch einen zweiten von ihm dazu angekauften, bildet eine anmuthige Anlage, in der uns ein Denkmal edler Pietät, zugleich patriotisch ehrwürdig entgegentritt: die Büste Sr. k. k. Hoheit des höchstseligen Erzherzogs Rudolph. Die Aufstellung derselben machte den Glanzpunkt der diesjährigen Saison aus; die frohen Ischler begrüßten mit einer namhaften Menge von Kurgästen die geliebten Häupter unserer erlauchten Kaiserfamilie: den jungen Erzherzog Wilhelm, die Erzherzogin Maria Anna und deren verehrten Vater, Erzherzog Carl, auf das herrlichste, während die herzerhebende Feierlichkeit eine ungeheure Anzahl Fremder zugleich versammelt hatte.

Zu Anfang August wurde das neue Casino eröffnet, zweckmäßig und geschmackvoll errichtet, wie es sich für den Versammlungsort so hoher und gebildeter Gäste, als sie Ischl alljährlich mehr zu Theil werden, ziemt. Das hier bestehende höchst niedliche Theater ward renovirt, und fleißig mit dem Besuche der höchsten Herrschaften beehrt. Eben so wurde vom Herrn Baron v. Hohenbruck ein Schweizerwohnhaus mit einem Parke sehr geschmackvoll und eine neue Zierde Ischl's bildend, hergestellt. Eine Einrichtung der eben abgelaufenen Saison ist auch die gymnastische Anstalt, wofür Hr. Hofrath v. Wirer Raum und Gebäude in einem Garten anwies; Herr v. Stephani aus Wien, bekannt durch seine Leistungen in der Wiener orthopädischen und gymnastischen Anstalt, leitete die Uebungen, und bei dem Umstande, daß dieselbe nächst den besten mechanischen Behelfen zugleich Bäder aller Art zur Disposition besitzt und in einem so ausgezeichneten Kurorte gelegen ist, dürften kaum irgendwo sich so viele Mittel zu orthopädisch gymnastischer Behandlung vereint darbieten, als gerade hier.

Der Besuch, welcher Ischl von Jahr zu Jahr wachsend zu Theil wird, gewährt den Leistungen des Kurortes, mithin den Bestrebungen des hier waltenden ärztlichen Genius, die schönste Anerkennung. Auch in der eben abgelaufenen Saison stieg die Menge der Kurgäste auf die fast doppelte

Zahl und zwar aus allen Nationen Europa's und aus den höchsten Ständen; so zum wiederholten Male Ihre Majestät die Frau Erzherzogin Maria Luise, dann Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Baden, die Frauen Fürstinnen Hohenlohe und Hohenzollern, Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenzminister Graf von Kolowrat u. s. w. Auch den Bewohnern Tschl's, ja der ganzen Nachbarschaft, sind die Besuche unvergesslich, wie dies die frohe Erinnerung an Ihre Majestäten den jetzigen König von Dänemark sammt seiner erlauchten Familie, an Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin von Schweden und Ihre Hoheit die Herzogin von Meiningen bezeugen, welche in den frühern Jahren gerne und gemüthlich in Tschl verweilten.

Bevor ich diesen meinen Bericht schliesse, noch ein Wort erstens über die Hilfsmittel, welche dem Reisenden besonders von Wien nach Tschl und zurück nicht nur die Kommunikation erleichtern, sondern auch die Reise selbst beschleunigen und angenehm machen, und zweitens über die Ausflüge, welche der in Tschl selbst kürzere oder längere Zeit verweilende Kurgast in die nach allen Richtungen hin um Tschl und dessen reizender Umgebung sich befindenden Gegenden zur See und zu Lande auf die leichteste und angenehmste Weise machen kann. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es gewiß nicht nur höchst angenehm, sondern auch ökonomisch, daß man durch die jetzt getroffenen Einleitungen von Tschl nach Wien in dem Zeitraume von kaum mehr als 18 Stunden fahren kann, und zwar bis Ebensee auf bequem eingerichteten Gesellschaftswagen, von da nach Gmunden auf einem höchst eleganten und bequem eingerichteten Dampfboote, alsdann bis Linz auf der Eisenbahn, und alsdann durch die reizenden Gegenden von letzterer Stadt wieder die angenehmste und romantischste Fahrt bis Wien auf dem Dampfboote vollenden kann — eine Bequemlichkeit, die um so wichtiger und um so höher anzuschlagen ist, als es manchem Kurgast gewiß nur höchst erwünscht sein muß, ohne alle Erschütterung zu Wagen eine so ziemlich weite Reise vollenden zu können. Gleiche Bequemlichkeit hat der Reisende von Wien nach Tschl durch das Dampfboot bis Linz, von da mit der Eisenbahn nach Gmunden, mit dem Dampfboote bis Ebensee, und auf immer bereit stehenden Gesellschaftswagen bis Tschl. — Was die Ausflüge von Tschl aus in dessen entferntere Umgebungen betrifft — denn das Romantische und Erhabene der nächsten Umgebung ist allbekannt —, so nenne ich hier für Freunde angenehmer Wasserpartien folgende interessante Ausflüge: nach dem großartigen Gmündersee, nach dem Hallstädtersee und Strupp', nach Aussee, nach St. Wolfgangsee und Schaffberg mit einer der herrlichsten Ansichten, nach Gosau und vordern See mit der Aussicht auf den nahen Dachstein, wo bekanntlich der Riese zum Zwerge geworden, zum Attersee mit der Aussicht auf das

flache Land und in's Hochgebirge, über St. Gilgen nach dem Mondsee, wohin eine auf Felsen gebaute römische Straße führt, nach den beiden Lambathseen und Offensee (bei Ebensee), nach dem lieblichen Schwarzensee mit seinem großartigen Wasserfalle, und nach dem kleinen Ruffensee nächst Ischl. — Zu den Straßen, welche die Communication nach allen Richtungen in naher und weiter Umgebung Ischl's erleichtern, gehören die Hauptstraße nach Salzburg, Gräß, Gmunden und Linz (über Ebensee); ferner die Seitenstraßen nach Hallstadt, nach der Gotsau, St. Wolfgang, Attersee, Mondsee, Schwarzensee, nach den beiden Lambath- und Offensee bei Ebensee, nach dem Grundel- und alten Aussee; ferner die neue Kaiserstraße zur Herstellung der Verbindung mit Laufen, endlich die neue Verbindung zwischen St. Wolfgang und Strobel am See.

Erfreulich ist endlich, daß der gegenwärtige Badearzt, der k. k. Salinen-Physikus Dr. Brenner Ritter von Felsach eben so eifrig wie dessen verewigter, um das Gedeihen Ischl's hochverdienter Vorgänger Dr. Göß, für das Wohl der Badegäste sowohl, als für das Emporblühen der Kuranstalt selbst, mit rüstiger Thätigkeit fortschreitet.

Wir scheiden von unsern Lesern mit dem Wunsche, daß sie Ischl und das Salzkammergut bei der täglich zunehmenden Leichtigkeit der Communication selbst besuchen mögen, um sich in eigener Person von den Vorzügen einer Heilanstalt zu überzeugen, welche vielseitige Zwecke harmonisch in sich verbindet, und großartig, wie sie geworden ist, und nun dasteht, nur aus der rastlosen, ausdauernden Thätigkeit eines tieffühlenden und warmglühenden Herzens hervorgehen konnte. Jeder Punkt, der in Ischl Segen und Lust bringt, war und ist der Wunsch und die Lust seines Mentors; dieser Segen und diese Lust werden auch ihm in dankerfüllten Herzen in jene Jahre hinaus blühen, in denen nur edle Leistung und That, nicht mehr die Person fortwirkt! —

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Dem ersten Eindrucke allgemeiner Bestürzung folgte bald eine drohendere Stimme. Boër's Ruf und Vertrauen im Publikum waren für immer dahin. Den Kaiser, welcher selbst zwei Tage darauf (20. Februar) seinen Geist aufgab, traf dieser Schlag um so schmerzlicher, da er Boër zum Accoucheur bestimmt, und mit gewohnter Festigkeit des Charakters, trotz aller Gegenvorstellung, seinen Entschluß durchgeführt hatte. Er selbst befahl eine strenge und genaue Untersuchung der Leiche, um zu bestimmen, ob und in wie ferne Boër die Schuld beizumessen sei.

Die Section wurde also mit möglichster Genauigkeit in Gegenwart Störk's,

Quarin's, Brambilla's, Lebmaacher's und Steideler's gepflogen, und setzte Voër's Unschuld außer allen Zweifel.

Leider bleiben derlei Rechtfertigungen immer nur auf den Kreis von Wenigen beschränkt; das große Publikum erfährt davon wenig oder nichts, und der unglückliche Erfolg überwiegt in den Augen der Menge alle Beweis- und Rechtfertigungsgründe. Auch Voër machte diese Erfahrung. In der ganzen Stadt, bei Hohen und Niedern, war Voër's Nachlässigkeit, Voër's Unkenntniß Schuld an dem Tode der Erzherzogin; in allen Zirkeln, in allen Wein- und Kaffeeshenken war er der Gegenstand der gemeinsten Schmähungen.

Der Kaiser selbst ließ Voër bis nach der Section nicht vor sich. Als er aber das Resultat des Leichenbefundes und daraus die vollste Anerkennung von Voër's Unschuld vernahm, ließ er ihn kommen, und sagte mit seiner gewöhnlichen Herablassung: „Voër, ich bedaure Sie wegen des Unglücks, das uns Bleiden widerfuhr; ich werde es nicht lange mehr tragen, ein desto größeres Unglück ist aber dieser Schlag für Sie, für Ihre ganze Lebenszeit. Ich wünschte Ihnen dieses Geschäft nicht aufgetragen zu haben und kann für Sie nichts Anderes thun, als Ihnen Ihren bisherigen Gehalt sammt Nebenbezügen zur lebenslänglichen Pension belassen.“ Diese liebevollen Worte des Kaisers, in denen das edle Gepräge seines Charakters, Hoheit und Güte der Gesinnung ganz ausgedrückt ist, schlugen tröstend an Voër's Herz. Andererseits aber ergriffen sie ihn um so schmerzlicher, als er sah, daß in den zwei Tagen, wo er den Kaiser nicht gesprochen, dieser sich mit Riesenschritten dem Grabe genähert habe. In der That starb Joseph Tags darauf. Am 1. Mai erfolgte Voër's Entfernung, doch so, daß seine vollen Bezüge ihm verblieben, die er auch bis zu seinem Tode genoß. Für Voër war mit Joseph's Leben auch der bessere Theil des seinen weggenommen.

Mißeicht wäre Voër auf immer für die Wissenschaft, im höheren Sinne des Wortes, verloren gewesen, wäre er durch das gütige Geschick nicht, noch bevor dieser entmuthigende Schlag auf sein Haupt niedersürzte, auf einen Posten gestellt worden, der ihn zur Sammlung weiterer Erfahrungen, zum rücksichtslosen Dienste der Menschheit aufgefordert und zum Streiter für die heiligen und tief gekränkten Rechte der Natur geweiht hätte. Als einen solchen Posten darf man seine, im Jahre 1789, bald nach seiner Rückkehr von der Reise nach London, erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Professor der praktischen Geburtshilfe betrachten. Er bezog in dieser Eigenschaft einen Gehalt von jährlichen 600 fl., wofür er die geburtsärztliche Besorgung der sogenannten Gratisanstalt übernahm. Außer seinem Gehalte hatte er dabei das Recht, Privat-Vorlesungen zu halten, und dafür bestimmte Honorare von seinen Zuhörern einzufordern.

Die Großartigkeit und wahrhaft kaiserliche Einrichtung der Anstalt, welcher er vorstand, und die in ganz Europa, selbst in Paris und London, ihres Gleichen nicht fand, der Geist und edle Feuereifer, mit dem er seinen Amtsverrichtungen sich hingab, zogen mit Recht nicht von allen Gegenden Deutschlands allein, sondern aus allen Reichen des europäischen Continents Zuhörer herbei, die sich unter Voër's Leitung dem praktischen Studium der Geburts-

hilfe widmeten. Die großen Umwälzungen, die er durch seine tiefe und praktische Besonnenheit in dem ganzen Lehrgebäude dieser Wissenschaft nicht bloß veranlaßte, sondern wirklich durchführte, gaben ihm das Recht, zu sagen: »Ich habe da begonnen, wo es noch keine Geburtshilfe gab.«

Die gefeiertsten Geburtshelfer Deutschlands, v. Froriep, v. Siebold, Jörg, Dutrepoint, Wenzel u. v. A. nennen sich mit Stolz seine Schüler, und manche derselben, wie z. B. Jörg, sahen sich sogar genöthigt, in ihrer entfernten Heimat, bei ihrer Anstellung als Professoren dieses Faches, sich auszuweisen, die Wiener Schule der Geburtshilfe besucht und einen Cursum bei Boër gehört zu haben. Aus diesem Ansehen der Anstalt, welcher Boër durch 33 Jahre zwei Monate, d. i. bis letzten October 1822 vorstand, mag man abnehmen, wer seinem Talente Zeugniß gab. Es war die Stimme der Welt, die Ueberzeugung der großen Gesamtheit, die an der Wissenschaft Theil nimmt.

Boër's natürlich scharfer Beobachtungsgeist war einerseits durch die Schule des Lebens, durch das große, offene Buch praktischer Erfahrung, andererseits durch die Vertrautheit mit den Grundsätzen und Verfahrensweisen der berühmtesten Geburtshelfer Frankreichs, Englands, Italiens und Deutschlands, durch den geistigen Verkehr mit den lebenden und wirkenden Ideen der Welt über diesen Zweig der Heilkunde, — auf eine Weise in Thätigkeit gesetzt worden, welche ihm die Summe menschlicher Kenntniß eben so, wie der menschlichen Irthümer und Leiden vor Augen legte, und durch den scharfen Gegensatz der aus der Vergleichung beider hervortrat, ihm die Aufgabe nahe legen mußte, die Gesetze der Natur zu erforschen, welche den Menschen selten ganz verläßt, um die erkrankten wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüten aus dem Paracelsus.

— Der wahre Grund aller Erkenntniß liegt in der mit der Wissenschaft vereinigten Erfahrungheit; Theorie und Praxis müssen immer zugleich mit einander gehen, entweder sind beyde wahr oder beyde falsch; denn die Theorie ist nichts, als speculative Praktik. Sieh den Zimmermann, er baut sein Haus im Kopfe; woher nimmt er aber seinen Bau? aus der ausübenden Praxis (Practica operativa). Und wenn er diese nicht wüßte, so möchte er auch durch die speculative nichts zu Stande bringen.

— Es sind zwey Arzneyen, die eine äußerlich, die andere innerlich. Die äußerliche thut der Mensch selbst, die innerliche die Natur. Von Natur hat der Mensch wider jedliche Krankheit Arzney, und wie er hat den Destructorem sanitatis von Natur, also hat er auch den Conservatorem sanitatis von Natur. Jetzt folgt aus dem, daß der Destructor für und für Destruction und Corruption wirkt und handelt, den Menschen umzubringen. Also stark und emsig ist auch Conservator naturae; was der andere zerbrechen will, das richtet der angeborne Arzt wieder auf und zu.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 96. Montag, den 30. November 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Ein Fall von Monomanie. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten.

Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse.

(Von Med. Dr. Glaser.)

Allgemein hört man Klagen und sagen: die bestehende Generation erreiche nicht im entferntesten jenen hohen Grad von körperlicher und geistiger Kraft, die wir in unsern Altvordern mit geheimen Neide und vergeblichen frommen Wünschen heutzutage anstaunen; Vieles ist gerathen und gethan worden, um ihnen näher zu kommen; Turnkunst und Gymnastik zu diesem Zwecke in Mitleidenschaft gezogen worden; doch Eines hat man meines Wissens bis jetzt unberührt gelassen, und dies ist: die Leitung der ersten Entwicklung des Trägers und Beförderers jeder physischen Vollkommenheit, ich meine die der fortschreitenden Entwicklung des jugendlichen weiblichen Körpers entsprechende Bestimmung und Eintheilung in der Erlernung der diesem Geschlechte nothwendigen weiblichen Kenntnisse und Künste. Wenn gleich Natur und Sitte dem Weibe einen dem Wirkungskreise des Mannes entfernteren Schauplatz seiner Thätigkeit angewiesen — wenn gleich die Art seiner Thätigkeit weniger körperliche und geistige Anstrengung erfordert, so braucht doch auch das Weib zur Erfüllung seiner obhabenden schweren Pflichten einen gesunden und kräftigen Körper, und seine Grundbestimmung, die geliebte und verehrte Mutter von blühenden, wohlgeformten Sprößlingen zu sein, ist meines Erachtens wohl werth, einige Worte einer wohlgemeinten Warnung an Jene zu richten, die aus angeborner, oder selbst erwählter Bestimmung, sich ausschließend mit der Bildung der weiblichen Jugend des zahlreichsten Standes, des sogenannten

Mittelstandes nämlich, befaßen. Zwar verkenne ich keinesweges die durch die herrschenden Zeitumstände gebotene Nothwendigkeit, Vieles zu wissen und zu können, was dem eigentlichen weiblichen Wirkungskreise fremder ist; verkenne nicht die Annehmlichkeiten, die in vielen, nicht mit Unrecht schön genannten Künsten liegen; doch glaube ich, müsse dies alles vor dem Vergnügen in den Hintergrund treten: einen vollkommen gebildeten, ungehindert entwickelten Körper sein zu nennen, mit einem, von physischen Beschwerden ungetrübten Geiste seinen Beruf erfüllen, und die gegebene Annehmlichkeit des Lebens genießen zu können. Und gerade dies ist's, was der heutige, oft übereilte, noch öfter forcirte Gang, den man in der Heranbildung der weiblichen Jugend geht, nicht selten geradezu unmöglich macht. — Ausgerüstet mit einem wohlgebauten, in allen einzelnen Theilen gesunden Körper, betritt das junge Wesen den Schauplatz, auf dem es eine so wichtige Rolle spielen soll. Unbekannt mit allem dem, was da geschehen soll, lächelt es in seinem physischen Wohlbehagen freundlich dem Licht, und dem, was es darin erblickt, entgegen. Sind seine wenigen Bedürfnisse befriedigt, so findet es in einem wohlthätigen, noch durch keine düsteren oder aufschreckenden Träume gestörten Schlafe neue Kraft, den von der Natur ihm bestimmten Functionen nachzukommen. Dank sei jenen aufgeklärten Menschenfreunden, die durch wiederholte Bemühungen endlich die Ueberzeugung begründet haben; der natürlichste, von allen durch Traditionen, oder von Behemütern erzeugten Vorurtheilen freieste Weg sei der beste in der ersten Erziehung der kleinen Wesen, die noch keine andern als leicht zu befriedigende, thierische Bedürfnisse haben. Aber kaum sind sie ihrer so rührenden Unbeholfenheit entwachsen, kaum zeigt sich der mehr entwickelte, den verschiedenen Bedürfnissen in Selbstthätigkeit gewachsene Körper, was er werden solle und könne, so tritt ein neuer Abschnitt in dem Leben des jungen Weltbürgers ein, der theils in dem erwähnten Drange der Umstände, theils, und am öftesten auch wohl in der schwer verzeihlichen Eitelkeit der Eltern, mit ihren Kindern zu glänzen, den Grund einer, in seinen Grundfesten gestörten, physischen Evolution findet, die mit den Jahren immer fühlbarer wird, und nicht selten die unheilbarsten, schreckenvollsten Krankheiten in's Leben ruft. Zwar ist schon sehr Vieles über diesen Gang einer größtentheils unzweckmäßigen weiblichen Bildung gesagt, manche Irrthümer sind darin mit kritischem Auge beleuchtet worden, und doch geschehen noch so häufig Verstöße gegen die goldene Regel: sei mäßig in Allem, wenn du froh und gesund alt werden willst! In einem Alter, wo der jugendliche Körper erst anfängt, die inwohnende Kraft zu fühlen, wo jede einzelne Muskelfaser mit frischer, ungebrochener Lebenskraft sich der ihr bestimmten Verichtung entgegen spannt — da zwingt der eitle Wahn: »dies muß ein Mädchen lernen und können, ohne diese schöne Kunst werden die ihr von der Natur

verliehenen Reize und Gaben weniger Werth finden" — ein junges, nach reger Thätigkeit seufzendes Wesen, seine Glieder stundenlang zusammengekrümmt am Sticrahmen, oder einer ähnlichen Vorrichtung zu den feinen weiblichen Arbeiten in der Frohne zu halten, um einmal mühsam, nach größtentheils fremden Angaben, ein Uhrpölscherchen, oder irgend eine andere ähnliche Kleinigkeit zum Namensfeste oder Geburtstage irgend einer mehr oder weniger werthen Person liefern zu können. Können wohl Eltern, oder Personen, die an dem Wohle der Spenderin wirklich Antheil nehmen, ungetrübte Freude an einer Gabe haben, die nur zu oft auf Kosten einer untegrarbenen Gesundheit gesendet werden kann. Doch nicht allein Arbeit, auch fremde Sprachen und Müß nehmen die Zeit des jungen Körpers in Anspruch. In einem Alter, wo die dem weiblichen Geschlechte einwohnende rasche Produktionskraft die Thätigkeit der menschlichen Maschine in vollen Anspruch nimmt — wo alle Wege der auf's lebhafteste bethätigten Circulation aller Säfte weit offen stehen sollen, zwingt eine leidige Sitte das junge Mädchen mit Anstrengung aller Kräfte über Dingen zu sitzen und zu brüten, die es, wenn es seine eigenthümliche Bestimmung, Gattin und Mutter geworden zu sein, erreicht hat, eben so schnell und leicht wieder vergißt, als es sich dieselben mühsam angeeignet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Ost genug belehrt, daß die Kunst ihre Hilfe zu theuer verkaufe, daß dem geretteten Leben fürsich selbst nichts mehr erübrige, wagte Boer zuerst die naturgemäße Entwicklung anscheinend verhängnißvoller Krisen abzuwarten, wagte er zuerst jener weisen Begründerin und Erhalterin alles Bestehenden zu vertrauen; und sie lohnte ihn mit der Erkenntniß dessen, was sie vermöge. Es gelang ihm, indem er sie ungestört wirken ließ, ihre weisen Gesetze zu erkennen, und da er sie bei einer Anzahl von mehr denn dreißig tausend Geburten, unter den verschiedensten Verhältnissen, beobachtete, sich die gehörige Einsicht in die Bedingungen ihrer Wirksamkeit zu verschaffen. Gestützt auf den unerschütterlichen Fels der Erfahrung, ausgerüstet mit allen Waffen der Wissenschaft und des Talentes, trat er als Verfechter ihrer heiligen Rechte in die Schranken, und nahm die leider nur zu oft mißhandelte Natur gegen die Unbilden einer mehr glänzen — als nützen wollenden Kunst in Schutz. Mit starken, aber der Wahrheit entlehnten Farben schilderte er das Heer ihrer Unbilden, die schaudererregenden Abwege menschlichen Irrwahns, und nach einem langen, oft mit Erbitterung gegen ihn geführten Kampfe, — denn die Selbstsucht und Eitelkeit sind immer hartnäckige Feinde, — gelang es ihm, die gebärende Natur von ihrem Joche zu befreien. Er lehrte die Geburtshelfer jener Zeit, ihrer Mutter-

hand vertrauend, den schief eintretenden Kopf, die Gesicht-, Steiß-, Knie- und Fußlage dem freien Walten jener ewigen Kräfte zu überlassen, welche das Weib zum Gebären bestimmten, und erkennen, welch ein überwiegender Antheil an den vorausgesetzten, gefährlichen Folgen dieser Geburten auf Rechnung der Einbildung und einer aus Unkenntniß entspringenden Ueberschätzung der Gefahr zu stehen komme. Durch diese Lehre allein erhielt er Tausenden von Kindern das Leben, die vordem eine voreilige Kunst beinahe immer dem Tode opferte. — Er war es zuerst, der gegen den mißverstandenen Gebrauch der Hände und Instrumente eiferte, der es den Geburtshelfern seiner Zeit klar machte, wie ungerecht und gefährlich es sei, mit Hebeln und Zangen herbei zu stürmen, um die sich freiwillig öffnende Pforte des Lebens zu erbreehen.

Boër's Verdienst um die schonendere Behandlung der Gebärenden und Jener, die geboren werden, wird als ein heiliges, jeder eigennützigigen Geringschätzung unzugängliches Vermächtniß zurück bleiben, und 'der Segen einer späten Nachwelt über seiner Ruhestätte weilen! Ihm war es verliehen, in dem Buche der Natur zu lesen, nicht seinem Willen, ihrem ewigen Gesetze unterwarf er die menschlichen Theorien und Principe.

Nicht bloß, daß sein Unterricht, das lautere Gold seiner Erfahrung, Hunderten von Kunstjüngern zur kräftigsten Stütze ward, an der sie den mühsamen Weg der Erkenntniß hinan stiegen, er selber hatte seine Forschungen nicht abgeschlossen, und theilte ihre Resultate in, wenn auch nicht zahlreichen, doch desto gehaltvolleren, der Mit- und Nachwelt ewig lehrreichen Schriften mit, die in seinem öffentlichen Wirken wenigstens gleichen Schritt mit seinen praktischen Leistungen halten. Allen ist der Stempel seines Geistes unverkennbar an die Stirne gedrückt, überall blüht die gediegene, oft theuer und schmerzlich erkaufte Erfahrung durch. Boër war originell in Grundsätzen und Ansichten, ohne eben nach schriftstellerischer Ehre zu geizen. Er verachtete das Alte nicht, war nie ein voreiliger Lobredner des Neuen, sondern wog die Gründe »für« und »gegen« bedächtig und weise ab. Auch das glänzendste Gepräge einer Meinung, bestätigte sie nicht Natur und Erfahrung, konnte ihn nicht bestechen, und offen sprach er sich dagegen aus, ohne alles Ansehen der Person. Unter seinen Schriften, die beinahe über alle Gegenstände der Geburtshilfe ein neues Licht verbreiteten; so, daß er durch sie zum größten Wohlthäter des gebärenden Geschlechtes wurde, ist sein »Traktat über das Puerperalfieber« eine der glänzendsten Erscheinungen, die am Himmel der medizinischen Literatur aufstrahlten, die so lange klassischen Werth behalten wird, als es Gebärende und Puerperalfieber gibt. In seinen »Aphorismen vermischten Inhalts« glänzt eine Kraft und Tiefe des Genius, der in wenigen Zeilen mehr Wahres und Beachtenswerthes ausdrückt, als manches bündereiche Compendium; so wie seine besonders abgedruckte Schrift über Säugung und Behandlung der Brüste bei Kindbeterinnen, jeder Schwängern in die Hand gegeben zu werden verdiente. Der Beweis des Gesagten liegt in den wiederholten Auflagen von Boër's anfänglich unter dem Titel: »Abhandlungen und Versuche geburtshilflichen Inhalts«, 3 Bde., Wien 1791 bis 1793, erschienenen Schriften, in dem Umfange, daß sie in fremde Sprachen übersetzt, und mit

Ausnahme Siander's des Vaters, Boër's heftigsten Gegners, beinahe den meisten deutschen Lehr- und Handbüchern der Geburtshilfe zum Grunde gelegt wurden, so sehr auch manche Autoren in ihrem selbstgefälligen Dünkel die Quelle ignorirten, aus der sie ihr Wissen schöpften. Während beinahe alle Zweige der Heilkunde in den letzten Decennien ein gleiches Loos mit den übrigen Wissenschaften theilten, die sämmtlich mehr minder wichtige Reformen erlebten, haben sich Boër's Grundsätze, man darf wohl sagen, fast ohne Ausnahme, bis zur Stunde in voller Währung und Giltigkeit erhalten.

Bei solch ausgezeichneten Verdiensten um die Menschheit, konnte es daher nicht fehlen, daß die meisten wissenschaftlichen Vereine Europa's Boër's Beitritt für einen Gewinn achteten, und in dem Streben wetteiferten, ihm ihre Achtung zu bezeigen. Die medizinisch-physikalische Gesellschaft zu Erlangen, die medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien, die kaiserlich-medizinisch-chirurgische Akademie zu Petersburg, die medizinische Gesellschaft zu Willna, die königliche Akademie der Chirurgie, so wie jene der medizinischen Schule und die Societé médicale d'Emulation zu Paris, die Gesellschaft für Natur und Heilkunde zu Heidelberg, die königlich-spanische Akademie der Wissenschaften zu Madrid, die königl. Akademie der Wissenschaften zu London u. m. a. ehrten ihn als würdiges Mitglied, und betrauern mit uns seinen Verlust.

Am 7. Oktober 1794 wurde ihm der Gradus honoris eines Doktors der Medizin und Chirurgie ertheilt, so wie im Jahre 1808, als man die Wichtigkeit des praktischen Unterrichts in der Geburtshilfe endlich einsah, und das bisherige außerordentliche Lehramt zu einem ordentlichen erhob, sein früherer Gehalt von 600 fl. auf 1000 erhöht. Mit diesem Gehalte diente Boër bis zum Jahre 1817, wo ihm nach erfolgter Jubilierung Steideler's, auch das, bisher mit 2000 fl. besoldete Lehramt der theoretischen Geburtshilfe übertragen wurde, freilich nur mit dem Gehalte von 2000 fl. für beide vereinigte Lehramter. Auch bezog Steideler, trotz dem, daß Boër, seit dem Jahre 1808, ordentlicher Professor der praktischen Geburtshilfe war, die Taxen für die strengen Prüfungen doch allein, und Boër war bei den Rigorosen nicht gegenwärtig.

Diese vereinigten Lehramter begleitete Boër bis zum letzten Oktober 1822, wo die zunehmende Gebrechlichkeit des Alters, die Nachwirkungen so vieler, in treuer Berufserfüllung dargebrachten Opfer, und eine etwas angegriffene Gesundheit, Gründe für ihn wurden, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen.

Seine Majestät willfahrte diesem Gesuche, indem sie ihm zum Ruhegehälte seine sämmtlichen bisherigen Bezüge beliehen, nämlich 2000 fl. als Professor, und 950 fl. als ehemaligem Leibchirurg. Mit diesem Genusse zog sich Boër nicht blos von Lehramt und Anstalt, sondern auch zugleich von aller Privat-Praxis zurück, um den Rest seines Lebens, fern von all' ihren sich kreuzenden Mühen und Beschwerden, sich selbst und seinem engen, häuslichen Kreise zu weihen.

Bei dem ungewöhnlichen Einflusse, den Boër auf seine Wissenschaft genommen, bei der völligen Reform, die er über ihre Grundsätze hervordrachte, der auffallenden Macht seines Ansehens, welche um seine Lehrkanzel Hörer aus allen

Gegenden Europa's versammelte, ist man genöthigt, auch von seiner Lehrmethode, von der Art und Weise, wie er sich des Gemüthes und Geistes seiner Schüler bemächtigte, nichts Gewöhnliches vorauszusetzen. Doch Boër besaß unter allen Professoren, die jemals mit außerordentlichem Erfolge lehrten, das vielleicht am wenigsten, was man „schönen Vortrag“ nennt. Polirte Redensarten, schön geschliffene methodische Sätze und gefällige Einkleidung waren ihm so fremd, daß Jeder, der ihn das erste Mal hörte, sich nothwendig die Frage aufwarf: »Ist das der berühmte Boër?“ Er besaß selbst von der Gabe der Mittheilung äußerst wenig. So groß er daher als Beobachter der Natur, als praktischer Geburtshelfer und Vorstand des ihm anvertrauten Institutes da stand, so gehörten doch seine Vorträge zu den langweiligsten und mühsamsten. Beobachten, unterscheiden, die Natur in ihrem Wirken belauschen, die Grenzen derselben erkennen, dies war es, was Boër seine Zuhörer lehrte, sie zu lehren verstand. Theoretische Spekulation und Hypothesenkrämerei fanden an ihm ihren schlechtesten Verteidiger. Doch die Gabe zu beobachten, trug er auch gewissenhaft und wahr auf seine Schüler über. Sehen, urtheilen, handeln, lehrte er sie, nicht aber rasonniren; zu praktisch brauchbaren Geburtshelfern bildete er sie, zu Helfern im entscheidenden Augenblicke, nicht aber zu Theoretikern, die über die geringfügigste Sache stundenlange Reden halten und bündereiche Abhandlungen schreiben, dabei aber den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen! Uebrigens war Boër's Sprache nur im mündlichen Vortrage so dürftig und beschränkt; der Styl seiner Schriften steht mit diesem Mangel im auffallenden Gegensatz. Er ist überall fließend und klar, an vielen Stellen blühend, insbesondere ragt seine Latinität unter allen Schriftstellern, welche über irgend ein wissenschaftliches Fach schreiben, glänzend hervor.

Beobachtet man Boër's Leben und Charakter genau, so erübrigt kein Zweifel, daß er vom Reden sehr wenig, vom Handeln Alles hielt. Er scheint durchwegs ein Feind jener, unter wissenschaftlichen Männern so gewöhnlichen Eitelkeit gewesen zu sein, vermöge der man durch Meinen und Glauben, Dafürhalten und Voraussetzen zu ermitteln glaubt, was nur dem praktischen Blicke, der Induction zu ergründen gegeben ist.

Hieraus erklärt sich auch Boër's auffallende Kälte bei Consultationen fremder Gelehrten, die ihn nicht selten aus weit entlegenen Gegenden aufsuchten, um seine Ansicht über diesen oder jenen Fall zu hören. Boër wußte zu gut, was den Arzt groß macht, um die Leiden der diversesten Individuen in einen theoretischen Satz zusammen zu werfen, Boër kannte aus Erfahrung die Gründe zu gut, aus welchen, bei anscheinend gleichen Verhältnissen und Mitteln, oft die widersprechendsten Folgen zum Vorschein kommen, um allgemeine Sätze blindlings autorisiren, oder irgend ein Verfahren als schlechterdings unfehlbar bezeichnen zu wollen. Boër sprach, seiner ausgebreiteten vielseitigen Bildung ungeachtet, niemals viel. Wer sich aber an ihn als ein Orakel wandte und auf seine langjährige Erfahrung bauend, von ihm eine Entscheidung in schwierigen Fällen erwartete, dem antwortete er auch als Orakel, und zwar als Delphisches, entweder so, daß die gegebene Antwort von allen Seiten gewendet werden konnte, oder die gestellte Frage völlig ignorirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Fall von Monomanie.

Vor dem Tribunale der Corrections-Polizei kam unlängst einer der sonderbarsten Fälle vor. Isidor Burnier litt nämlich an der fixen Idee, daß er Niemanden hätte, der seinem Leichenbegängnisse folgen würde. Um dieser in seinen Augen so schrecklichen Calamität, so viel es in seinen Kräften stand, vorzubeugen, machte er sich ein kleines Buch, auf dessen erster Seite folgende Worte standen: »Ich verpflichte mich hiemit auf meine Ehre, dem Leichenbegängnisse und der Beerdigung des Herrn Burnier beizuwohnen, wenn wir das Unglück haben sollten, ihn zu verlieren; hingegen verpflichtet sich Herr Burnier, mir selbst diesen Liebesdienst zu erweisen, im Falle ich vor ihm sterben sollte.« Ausgerüstet mit diesem Dokumente, ging Herr Burnier zu allen seinen Freunden und Bekannten, um sie zur Unterschrift in sein Buch zu bewegen. Er ging nie einen Schritt vom Hause, ohne daßelbe bei sich zu haben. Befand er sich in einem Abendzirkel, so bewarb er sich um die Unterschrift einer jeden gegenwärtigen Person; war er bei einem Diner, so wartete er gewiß nie länger, als bis zum Dessert, um alle Gäste, jung oder alt, zu bitten, ihre Namen an die derjenigen zu reihen, welche sich schon zu dem feierlichen Versprechen verpflichtet hatten. Jedermann, dem er einmal begegnete, und dessen Unterschrift er nicht im Augenblicke der Bitte erhielt, konnte gewiß sein, von ihm, das Suscribentenbuch in der Hand, einen formellen Besuch zu erhalten. Eines Morgens präsentirte er sich auf diese Art in der Wohnung des Herrn Lombard, eines ehrbaren Sechzigers, den er Abends zuvor das erste Mal in seinem Leben in einem Kaffeehause getroffen hatte. Da Herr Lombard 3 — 400 Unterschriften sah, so dachte er ganznatürlich, daß Burnier mit einer Geld-Subscription umgehe, und empfing ihn daher sehr trocken. Da er sich übrigens seiner Person gar nicht mehr erinnerte, antwortete er ihm bloß, daß er seine eigene Armenliste führe. Da ihn jedoch Burnier augenblicklich auf die rechte Fährte brachte, so schloß er, daß derselbe entweder verrückt, oder bloß gekommen sei, um ihn zum Besten zu haben, und erwiderte ihm daher geradeweg, daß er nie ein so närrisches Dokument unterzeichnen werde. Burnier, durch diese Worte in Wuth versetzt, ergriff den alten Mann bei der Kehle, und würde ihn gewiß erdrosselt haben, hätte derselbe nicht glücklicherweise an dem Glockenzuge gezogen, um seine Magd zu Hilfe zu rufen. Diese, eine sehr rüstige Person, befreite ihren Herrn alsbald aus den Händen Burnier's und ließ denselben nicht eher los, als bis der Portier auf ihr Geschrei mit der Wache herbeieilte. Burnier wurde verhaftet, und vor das Tribunal gebracht. Die Aussage Lombard's bildete den interessantesten Theil des Verhör's. Er sprach: »Meine Herren! ich muß Ihnen sagen, daß der Angeklagte total verrückt sei. Sein Besuch an mich war mir um so weniger angenehm, da ich, wie ich im Vorbeigehen bemerken muß, eine schreckliche Furcht vor dem Tode habe. Ich kann nicht einmal zwei Minuten daran denken, ohne daß mein Gesicht weiß, grün oder gelb wird, je nach der verschiedenen Jahreszeit. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit vergebens auf diesen Umstand, und bemerkte im Vorbeigehen, daß ich 60, er aber 40 Jahre alt sei, ich also höchst wahrscheinlicher Weise nicht mit seinem Leichenbegängnisse gehen würde. Er möge also um Gottes

Willen nicht zu mir als ein Memento mori kommen, und mir die Gefälligkeit thun, sich bei mir so selten als möglich zu machen. Seine einzige Antwort hierauf war, daß er mich unmenſchlich würgte.“

Präsident. Waren Sie krank in Folge dieses Insults?

Kläger. Ganz gewiß, mein Herr, denn ich mußte mir, im Vorbeigehen bemerkt, nicht weniger als 20 Blutegel ſetzen laſſen.

Des Klägers Magd beſtätigte ſeine Ausſage. »Als ich in das Zimmer trat,« ſagte ſie, »war mein Herr auf dem Punkte, ſeinen Geiſt aufzugeben. Wäre ich zwei Minuten ſpäter gekommen, ſo war es um ihn geſchehen.«

Beſagter. Obwohl es garſtig von dem Kläger war, mir ſeine Unterſchrift zu verſagen, ſo würde ich ihn doch nicht auf beſagte Weiſe behandelt haben, wenn er mich nicht einen Dummkopf geheißen, und gedroht hätte, mich aus dem Fenſter zu werfen, wenn ich nicht zur Thüre hinaus wollte.

Präsident. »Sie ſind zu 150 Frank's Strafe verurtheilt.« Burnier zahlte das Geld und ging dann kaltblütig zum Präſidenten, um ihn um ſeine Namens-Unterſchrift zu bitten. Der Präſident ſchlug ihm dieſelbe ſachend ab, und Burnier verließ beleidigt und achſelzuckend den Gerichtshof.

Correspondenz-Nachricht.

— Uns zugekommenen Briefen aus Conſtantinopel vom 24. Oktober zu Folge, hatte gegen Mitte Oktober in der medizinischen Schule daſelbſt die erſte öffentliche Jahresprüfung ſtattgefunden, wobei Se. Hoheit der Sultan, umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaat und allen Miniſtern, in der Schule erſchien. Ein feierlicher Akt, der, wie man hofft, wohlthätig auf die Organifirung einwirken wird. Se. Hoheit der Sultan haben ſeine höchſte Zufriedenheit zu erkennen gegeben und Fethi-Ahmed-Paſcha dem Prof. Dr. Bernard die Zuſicherung gegeben, daß er die Direktion der Schule übernehmen wird. »Dieſes wäre,« ſagt unſer Correoſpondent, »ein großer Fortſchritt, da er ſo lange Zeit Geſandter in Wien und Paris war, für europäiſche Bildung eingenommen iſt, und vereint mit Reſchid-Paſcha das Werk der Reform bewirkt. Man erwartet alſo den Rücktritt des Helim-Paſchi (Protomedikus).

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Abfluß der Flüſſigkeiten aus Schlachthäuſern). Aus den in dieſer Beziehung in Frankreich angeſtellten Erörterungen hat ſich ergeben, daß es, wo die Vertikalität die Hoffnung gibt, in gewiſſer Tiefe auf Höhlungen zu ſtoßen, ſtets das beſte Ableitungsmittel für die Flüſſigkeiten der Schlachthäuſer und ähnlicher bleibt, dieſelben mittelſt arteſiſcher Bohrlöcher in die Erde zu leiten. Es iſt dieſes faſt das einzige Mittel, welches in medi-ziniſch-polizeilicher Hinſicht zu dem wenigſten Anlaß geben dürfte. Die Abattoirs von Rouen, bei denen die Ableitung auf dieſe Weiſe geſchieht, und welche mit fließendem Waſſer hinreichend verſehen ſind, ſollen Muſter von Reinlichkeit und Geruchloſigkeit ſein.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 97. Donnerstag, den 3. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte. — Miscellen.

Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse.

(Von Med. Dr. Glaser.)

(Fortsetzung.)

Wie viele Frauen aus dem Mittelstand gibt es denn, die bei Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte und der Pflege ihrer Kinder noch Zeit übrig haben, sich mit Musik zu beschäftigen, oder die erlernten fremden Sprachen im Umgange anwenden zu können? Lohnt es sich wohl der Mühe, um einen Walzer oder eine Sonate abspielen — um mühsam in fremder Sprache eine Conversation führen zu können, die dem Ausländer, an den sie gerichtet, oft nicht weniger unverständlich als das Idiom, das er gar nicht kennt (denn höher erstreckt sich kaum die Kunst bei den Meisten, die in ihrer Jugend mit Musik beschäftigt waren) — alle Zeit, welche die Erlernung von den mannigfachen weiblichen Arbeiten und Künsten übrig ließ, anstatt durch Bewegung im Freien die schon in's Stocken gerathene Säftemasse zum regen Umtriebe zu bethätigen, sich zusammengekrümmt an's Klavier zu setzen und hier, preisgegeben allen Affecten, die ein mit ins Spiel gebrachter Ehrgeiz erweckt, wechselseitig durch Freude über gelungene, oder Aerger über mißlungene Bemühungen gehoben und niedergedrückt, Säfte in einzelne Organe anzuhäufen, denen die gepresste Stellung des Körpers keinen freien Abzug gewähret. Wird nicht hier oft die erste Veranlassung zu suchen sein von so vielen Leiden, denen eine unregelmäßige Circulation zu Grunde liegt? Nur zu oft liegt hier der Grund von verspätetem oder unregelmäßigem Erscheinen einer für die Gesundheit des weiblichen Körpers unumgänglichen Function, nur zu oft ist ein

Triumph, den die Eitelkeit eines Mädchens am Klavier oder am Stickrahmen errungen, mit Aufopferung einer durch Leiden mannigfacher Art gestörten Gesundheit erkaufte. Wapours, Migräne und die das Innerste der Organismen zerstörende, leider nur zu bekannte Hysterie sind nicht selten Folgen einiger Minuten, in denen Lob über gelungene Produktion für den Augenblick die Anstrengung vergessen macht, die nur für stärker organisirte, weniger leicht zu zerstörende Körper geeignet ist? Muß nicht ein so fortgesetzter Wechsel der eingreifendsten Affekte störend auf eine beginnende Generation einwirken, die verweichlicht und jahrelang durch beständige Ungewißheit und Zweifel über den endlichen Erfolg in steter Spannung gehalten, den Sturm solcher Eingriffe um so weniger zu ertragen im Stande sein wird, je mehr gewöhnlich solche sogenannte Kunstmenschen ein Spiel auch anderer, nicht weniger eingreifender Affekte sind. Man beobachte nur gelegentlich Alles, was den Namen Künstler führt, in ihrem gewöhnlichen Leben! Gewohnt, in steter Spannung zu leben, gedrückt durch beständige Sorgen um ein günstiges Resultat ihrer Bemühungen, tragen sie nicht selten den Charakter ihrer Beschäftigung auf ihr gewöhnliches Leben über. Nur die heftigste Aufregung kann sie reizen, und in ihrer Ideenwelt lebend, erscheint ihnen ein gewöhnliches Menschenleben leer und schmacklos; sie gefallen sich in einer momentanen Excentricität, die dann einer um so größeren Ermattung Platz macht, je stärker der Aufwand von Kräften dabei in Anspruch genommen wurde. Solche Menschen kommen mir vor, wie die nordischen Berserker, von denen die Sage geht, daß sie im Momente ihrer Aufregung der vereinigten Anstrengung vieler Menschen überlegen waren, und doch nach abgelaufenem Paroxysmus jedem Kinde unterliegen mußten. Wenn schon die Männer, einem Geschlechte angehörig, das seiner Anlage nach in kräftigem Wirken nach Außen seine Bestimmung hat, durch solch' ein Spiel der verschiedenartigsten Affekte leiden, um wie viel mehr muß ein Geschlecht unterliegen, das zart und fein organisirt, nur bei ruhiger Uebereinstimmung zwischen Kraft und Wirken in seiner Vollkommenheit bestehen kann. Und doch sind es weniger die eben berührten Beschäftigungen mit Kunst und Musik, die ich bei der Verfassung dieses Aufsages im Auge hatte, als vielmehr die sogenannten unumgänglich notwendigen, ihre Anwendung tagtäglich findenden und scheinbar keinen großen Aufwand von Kräften erfordernden Beschäftigungen des weiblichen Geschlechtes, auf die ich durch Gegenwärtiges die Aufmerksamkeit der, die Erziehung leitenden Personen lenken möchte. Wer wird glauben, daß Stricken, das liebe, allen Gedanken freien Spielraum gewährende Stricken, daß Kochen, so einfach Beide scheinen mögen, nicht weniger zerstörend auf den Organismus einwirken, wenn selbe im Uebermaß und zur Unzeit in Anwendung gezogen werden. Ich sehe so manches junge Mädchen lächeln, wenn sie liest, daß Stricken Anlaß gibt zu

Krankheiten des Unterleibes aller Art, daß Kochen die Schwindsucht herbeiführen kann! — Wie soll doch das Stricken, eine so leichte Beschäftigung, daß man dabei conversiren, lesen, und am öftesten wohl seinen Gedanken ungehindert freien Spielraum gewähren kann, Anlaß geben zu Verhärtungen, Anschoppungen und derlei Uebeln. Vergessen Sie nicht, meine lieben Leserinnen, daß jede, wenn auch noch so leichte Beschäftigung, die nicht gleichmäßig alle Theile des menschlichen Körpers in Anspruch nimmt, die Harmonie des Ganzen stören muß; daß das Maschinenartige dieser Beschäftigung alle anderen Kräfte, nur nicht die Muskelkraft der dabei allein thätigen Hände, ruhen läßt, und daß jede Kraft, die nicht geübt wird, an Intensität abnimmt und endlich ganz erlahmt. Gerade weil das Stricken jede andere Kraft des Körpers unangesprochen läßt, wird es als Zeitvertreib, oder Grillenvertreiber nur zu oft in Anwendung gebracht; vereitelte Hoffnungen, gestörte Freude, Kummer und Leiden scheinbarer und wirklicher Art werden dem lieben Strickzeuge anvertraut; dabei lullt man sich, wie durch das einförmige Herzählen von Zahlen, zum Schläfe, gleichsam zu einem geistigen Sterben ein, während die Phantasie, dieser gefährliche Feind der Gemüther, ihre volle Kraft, ungestört von jeder Anregung der Außenwelt, entwickelt, und in fatamorganatischen Bildern ihre Zauberkräft äußert. Bekanntlich findet jede geistige Thätigkeit ihren Träger in irgend einem Organe, das dieselbe der Außenwelt mittheilt. Die Lebhaftigkeit dieser Mittheilung hängt weiter von dem Grade der Lebenskräftigkeit ab, mit der selbe die ihm gewordene Andeutung wieder zu geben vermag. Diese Lebenskräftigkeit nun hängt ferner von der Raschheit ab, mit der der Träger alles Lebens, die kostbarste Flüssigkeit nämlich, das Blut seinen Umweg im Organismus hält und jedem einzelnen Organe das zuführt, was selbes braucht, um existiren und seine Functionen versehen zu können. Wie unendlich mannigfach von gröberer und feinerer Structur sind die Kanäle, die diesen Umlauf vermitteln? Von der Dicke der Haarröhrchen angefangen bis zu der einer großen Federspule wechselt die Dimension dieser Wege. Muß nun nicht bei der, beim Stricken gewöhnlichen Haltung, wo man zusammengedrückt, mit dem Kopf auf die Brust gesenkt sitzend, die Füße auf den Schämeln gestützt, und nicht selten ein Buch vor sich auf dem Schooße, die freie Bewegung durch diese feinen Verästlungen hemmt, durch den gehinderten Zutritt zu allen einzelnen Theilen ein längeres Verweilen dieser gleichsam mit elektrischer Kraft begabten Lebensquelle in den zugänglichen Stellen hervorgebracht, und dadurch ein potenzirtes Leben in der bespülten Partie des Organismus erzeugt werden, während die andern weniger beachteten Theile gleichsam an Mangel an Nahrung erlahmen? Und in der That ist dies eine Erscheinung, die Jeder bemerken kann, der mit einiger Aufmerksamkeit das Außere solch' einer passio-

nirten Strickerin betrachtet. Geröthet vom Eifer, mit dem sie ihre Maschen abhaspeln, als hinge von der Anzahl derselben das Heil der Welt ab, glüht ihr Angesicht, wie das Gesicht einer Mänade im stärksten Taumel ihrer Aufregung, unaufhörlich arbeiten ihre Hände, alle Sinne sind gleichsam im Auge concentrirt, mit dem sie die Förderung ihrer sogenannten Arbeit überwachen, unwillig weisen sie jede Störung von Aussen zurück, die sie anderweitig beschäftigen könnte! Ist es denn ein Wunder, wenn solch' eine fortdauernde Hemmung des natürlichen Ganges des Blutes, dieses in sein großes Reservoir zusammendrängt, dadurch in dem verhindert freien Abflusse bedingte Stockung und eine Anhäufung von den materiellen Theilen ins Leben ruft, die feinen Kanäle verstopft und dadurch eine Thätigkeit, die das Leben erhalten sollte, zur Ursache der ersten Zerstörung desselben macht, die desto gefährlicher ist, je unerklärbarer sie erscheint, fortschreitet und wächst? Wie viele Fehler gestörter Verdauung, Unregelmäßigkeit in der nöthigen Ausscheidung der thierischen Maschine entbehrlich gewordener Stoffe auf den gewöhnlichen Wegen, Schwindel, Leiden aller Art der Organe des Unterleibes, furchtbares Nasenbluten und eine in dem unregelmäßig vertheilten Reizmittel gegründete Verstimmung des Nervensystems und Verschlimmerung bereits bestehender Uebel, finden da ihren Ursprung. Dies allein wäre schon Grund genug, weniger eifrig und mit mehr Umsicht einer Beschäftigung obzuliegen, die auch in moralischer und psychischer Beziehung ihre Schattenseite hat. Das Mädchen strickt, denken sich die guten Eltern, ist zu Hause, unter unsern Augen, kann daher auf keine Abwege gerathen. Und doch ist diese so einfache, unschuldige Beschäftigung nicht selten die erste Ursache einer moralischen Verderbtheit, die nur auf Gelegenheit wartet, sich durch furchtbare Irrthümer kund zu thun. Die monotone, maschinenartige, einseitige Beschäftigung schläfert alle andern Thätigkeiten ein, und gewährt einer lebendigen Phantasie volle Muße, sich an Bildern zu ergötzen, die, hervorgerufen durch vereinzelte Anregungen der Außenwelt, theils im Theater aufgefaßte Vorstellungen, theils auch Eindrücke, im gewöhnlichen Leben aufgefaßt, weiter fortspinn, Bild an Bild reiht, und sich nicht selten in üppigen Bildern erschöpft, und eine Schwäche des Denkvermögens und Gefühls herbeiruft, die beim ersten Anlaß unterliegt und die armen bedauernswerthen Träumerinnen für die wirkliche Welt zum mindesten ungenießbar macht. Ein feuchter, träumerischer Blick, unscheinbar geröthete Wangen, halb-offene Lippen und das Auffahren bei plötzlicher Ansprache verrathen nur zu deutlich ihren geistigen Zustand. Und ist dies auch nicht immer der Fall, schlägt eine weniger bewegliche Phantasie und wie man sich im Leben ausdrückt, kaltes Blut vor dieser Verwirrung einer zu lebhaften Phantasie, wie viel schlechtere Richtungen werden durch diese müßiggängerische Arbeitsamkeit begünstigt. Beim Strickstrumpf hat die Medisance freies Spiel, Neid, Bosheit

und übler Wille aller Art sind dabei durch keine, eine vereinte Wirkung wahrer Geistes- und Körperkräfte erfordernde Thätigkeit gestört, und haben freien Raum, sich ungehindert gehen zu lassen; wie viel gestörtes Familienglück, wie viel in Leichtsinne und Eifer der Gespräche der sogenannten organisirten Strickgesellschaften gemordeter guter Name Klagen das unglückselige Stricken als Grundursache an? Vieles wäre noch darüber zu sagen, aber ich begnüge mich aufmerksam gemacht zu haben und schweige von gestörter oder gehinderter Geistesbildung, die das Stricken im Keime untergräbt, um zu einer andern, zur Unzeit oder unzweckmäßig in Anwendung gebrachten Beschäftigung des weiblichen Mittelstandes überzugehen, ich meine das Kochen, oder die edle Kochkunst.

(Der Beschluß folgt.)

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Fortsetzung.)

Besonders in den letztern Jahren seines Lebens scheint Boër in seinem Mißtrauen gegen ärztliche Unfehlbarkeit sehr weit gegangen zu sein. Der Ernst und Nachdruck, mit dem er immer auf die Wirkungen der Natur, immer auf die Erkenntnis ihrer wahren Gesetze, auf die Anschauung ihrer lebendigen Thätigkeit hinwies — bei ihm die Frucht einer beinahe unübersehbaren Erfahrung, bezeichnen die Gränze am besten, die er dem Eingreifen des Geburtshelfers und des Arztes überhaupt anzuweisen wünschte. So selbstständig und abgeschlossen er in seinen eigenen geburts-hilflichen Handlungen war, so sprach er doch nie von diesen als von einem Leitfadern für andere Fälle. — Wies er doch die Meinung, als ob er durch sich selber etwas vermöge, mit auffallender Strenge und beinahe verletzender Kälte zurück.

Von der Schärfe des praktischen Blickes, den Boër sich in seiner vieljährigen Dienstzeit erworben, würde jede einzelne Krankheitsgeschichte Beweise liefern, wäre es uns vergönnt, unsern Lesern die Annalen der Anstalt vorzulegen, der er vorstand. Wir wollen uns aber nur erlauben, aus hundert Beispielen eines anzuführen.

Es war im Jahre 1819, als das Puerperalfieber in der Gebäranstalt mit so furchtbarem Wuth ausbrach, daß es in kurzem hundert und fünfzig Opfer dahinraffte. Mit welcher Treue Boër seinen Berufspflichten lebte, vermag nur der zu würdigen, der ihn am Krankenbette gesehen. Zu jeder Stunde des Tages, wie der Nacht, mit immer gleicher Sorgfalt und Wachsamkeit, mit unveränderlicher Hingebung, ja mit dem Wohlwollen eines väterlichen Freundes mehr, als eines bezahlten Arztes, überschaute, leitete, vollbrachte er Alles, und nie sah ihn Jemand in seinem Berufe ermüden, so lange an Hilfe zu denken war. Dessenungeachtet gelang es kaum, eine Kranke zu retten. Die Wochenberichte fielen daher traurig aus, und die Vorsteher der Sanitätsanstalten glaubten der Sache schärfer auf den Grund sehen zu müssen. Man verfügte in Folge dessen,

daß die geschicktesten Primärärzte des Universal-Krankenhauses sich mit Boër in die Behandlung der vom Puerperalfieber Ergriffenen theilen, jeder dabei nach eigener Ansicht vorgehen, und aus dem glücklichsten Resultate die beste Heilmethode ermittelt werden sollte. Männer, die in dem wohlverdienten Rufe standen, zu den ersten praktischen Ärzten Wiens zu gehören, wie v. Raimann, Belezky, Schiffner, Renzi, erhielten den Auftrag, eine Anzahl von Fällen aus dem Gebäuhause auszuheben, und auf besondern Zimmern zu behandeln. So geschah. — Doch auch nicht einer von allen schlug zum Glücke aus. Man schritt zur neuen Aushebung. Doch, als Boër, der seine würdigen Collegen in der That hochachtete, sah, auf welche Exemplare ihre Wahl fiel, trat er zu ihnen und machte sie aufmerksam, wie sie Fälle wählten, wo kein Hoffnung mehr vorhanden. „Nehmen Sie diese,“ sprach er, „und diese und jene dort,“ indem er ihnen mehrere Individuen bezeichnete. Alles erstaunte, da die Bezeichneten sämmtlich noch keine Spur der Erkrankung an sich trugen. Auf Boër's Wort hin, daß sie allerdings schon von der Seuche ergriffen seien, geschah nach seinem Willen. Die für gesund gehaltenen Individuen wurden unter verschiedenen Vorwänden ausgehoben, und siehe da! nach wenigen Tagen trug man sie zur Todtenkammer.

Wenn Boër, seines seltenen praktischen Blickes ungeachtet, doch von Vorurtheilen nicht vollkommen frei war, so kann man darum nichts Schlimmeres von ihm sagen, als daß er den Tribut der Natur bezahlte. Boër behauptete nämlich, im Besitze gewisser Arcana gegen mehrere Krankheiten zu sein, die er selbst bereitete und verabfolgte. Diese Schwäche fällt bei Boër um so mehr auf, da er in seinem Privatleben auf Medizin und Arzneien so wenig hielt, daß er in Erkrankungsfällen nicht zu bewegen war, dergleichen zu nehmen. Ob er aber in seinen medizinischen Ansichten nicht vielleicht ungefähr so weit ging, wie zu unsern Tagen die Homöopathen, ob er mit seinem Arcanum dem Patienten noch etwas Anderes als die Hoffnung geben wollte, welche freilich oft die beste Arznei ist, wer wagt darüber zu entscheiden? —

Was sich durch den vertrauten, persönlichen Umgang mit Boër darüber erfahren ließ, lautet allerdings dahin, daß er diesen Mitteln in der That jene Wirkungen zumuthete, die er von ihnen anpries. Wenn ihn die Welt für diese Geheimnißkrämerei eines kleinen Eigennuzes beschuldigte, so war dies nicht zu verwundern. Aber Boër ging still und geräuschlos durch's Leben, er hatte keine künstlichen Bedürfnisse, und nur seinen, eben nicht allzu günstigen äußeren Verhältnissen war es zuzuschreiben, wenn er den Besitz eines Mehreren wünschenswerth fand. — Die Vorsicht hatte ihm die Schätze des Geistes erschlossen, — dafür aber mit ihren Erdengütern nur kärglich auf ihn Bedacht genommen. Die eiserne Nothwendigkeit zwang ihn, sich auf seinen Erwerb zu beschränken, und mit demselben genaue Rechnung zu führen. — Nur daher kam es, daß sich Sparsamkeit und die Freude des Besizes in spätern Jahren etwas vorwaltend in seinem Charakter zeigten. — Doch war Boër weder geizig, noch hartherzig gegen die Leiden seiner Mitmenschen. Zeigte sich wahre Armut, so half er, half ohne Säumen und aus dem innersten Triebe seines Herzens. Er besprach solche Werke der Barmherzigkeit nicht, — und war fromm aus wahrer Gottesverehrung — ohne Heuchelei, und stolz ohne demüthige Selbsterniedrigung.

Im Jahre 1793 verehelichte sich Boër mit Eleonore Jacquet, Tochter des seiner Zeit hochberühmten Hofschauspielers Carl Jacquet, und Schwester der noch gegenwärtig im lebhaften Andenken des Kunstliebenden Wien stehenden Hofschauspielerin Adamberger. Er lebte eine im Ganzen glückliche 41jährige Ehe, obgleich seine Frau, Sichtsleiden unterworfen, immer fränkteste. Auch wurde seine häusliche Zufriedenheit gleich Anfangs durch den vergeblichen Wunsch eines Kindes getrübt; doch dieser erfüllte sich nach fünf Jahren durch die Geburt eines lieben Mädchens, das er zum Andenken seines unsterblichen Wohlthäters Josepha nannte. — Boër's Herz, in der Wissenschaft, wie im Leben, der Regung menschlich süßer Empfindungen gleich zugänglich, — umfing dieses theure Geschenk mit der innigsten Liebe. Allein nur kurze Zeit war ihm dieses Glück gegönnt, kaum dritthalb Jahre alt, wurde ihm dieses einzige Kind durch einen heftigen Croup-Anfall entrissen. Die Gewalt des Schmerzes, der ihn bei diesem Verluste ergriff, überwältigte ihn beinahe gänzlich. Mehrere Wochen vergingen, bis er sich nur mit dem Gedanken an sein entrissenes Glück vertraut machen konnte, und auf dem Hintergrunde seines Gemüthes lagerten trübende Schatten, die kein Sonnenblick des Lebens mehr verscheuchte.

Als dem Manne, der so viele Leben erhalten, das Theuerste von allen hinweg genommen wurde, da verdichtete sich die Wolke gar sehr, die über seinem Dasein schwebte. Man darf annehmen, daß er selbst seinen Beruf, — wenn auch mit derselben Treue, — doch nicht mehr mit derselben Lust übte, daß die Welt ihm wenig mehr zu bieten hatte, — und daß, was er selbst für sie noch that — einzig aus seinem Pflichtgeföhle hervorging.

Dies scheint der einzige Gesichtspunkt, aus dem sich Boër's spätere Lebensverhältnisse richtig beurtheilen, — seine Stimmung und die allmähliche Abnahme seiner Theilnahme für Alles, was in der Welt vorging, erklären läßt. Man mußte die Blüthe seiner Freuden welken, — seine Offenheit und Freimüthigkeit, so wiederholt getäuscht und gegen ihn selbst gefehrt, — ein Blatt aus dem Kranze seines Lebens nach dem andern hinsinken gesehen haben, um zu begreifen, wie Boër zu seinem Indifferentismus gegen die Welt gelangte, und Wochen, ja Monate lange in seiner Kofenfabrik zu Traiskirchen verweilen, und dort Beschäftigung und Zerstreuung suchen konnte.

Auch seine sonst rüstige Gesundheit begann von dieser Zeit an zu wanken. Boër war seit den Tagen seiner Jugend nur zweimal erkrankt; beide Krankheiten hatte er sich in seinem Berufe zugezogen. Wenn ihn die erste zu Märzbach dem Leben selbst zu entreißen gedroht, bevor er noch seine eigentliche Laufbahn begonnen, so schien die zweite ihn wenigstens der kaum betretenen für immer entziehen zu wollen. Im Jahre 1791 nämlich, dem zweiten gleich nach dem Antritte seines Lehramtes, verrichtete er in der Anstalt eine Perforation, und verletzte sich dabei zufällig den linken Ringfinger. So unbedeutend die Verletzung an sich schien, so groß auch Boër's Sorgfalt war, so nahm das Uebel doch bald eine so drohende Wendung, daß in wenigen Tagen Arm und Hand gefährlich ergriffen waren, und letztere auf dem Spiele stand. Doch der Bemühung seiner Freunde Leber und Hunczovsky gelang es, ihn zu retten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Steinölquelle.) Vor etwa 10 Jahren wurde in Kentucky (bei Burksville) auf Salzwasser gebohrt, und nachdem man über 200 Fuß durch den festen Fels sich durchgearbeitet hatte, sprang mit einem Male eine Delquelle, 12 Fuß hoch über den Boden empor. Obgleich sie nach den ersten Minuten abnahm, floß sie doch mehrere Tage so stark, daß man das Ergebniß auf 75 Gallonen rechnete. Das Del brennt leicht, und gibt eine Flamme, so glänzend wie Gas. Dasselbe ist so durchdringend, daß es sich nur sehr schwer in einem hölzernen Gefäße halten läßt, und hat so viel Gas, daß es angefüllte und zugestopfelte Bouteillen häufig sprengt. Setzt man es der Luft aus, so erhält es eine grünliche Färbung. Es ist sehr flüchtig, hat einen starken, stechenden, unbeschreiblichen Geruch, und schmeckt wie das Innere einer Pechfichte. Einige Zeit nach der Entdeckung floß eine geringe Menge Del, wenn man Salzwasser pumpte; seit geraumer Zeit aber fließt es nur noch, wenn das angesammelte Gas es 200 Fuß in die Pumpe heraustreibt. In den letzten zwei Jahren floß es zweimal von selbst; das letzte Mal begann es am 4. Juli 1839 und floß sechs Wochen lang. Ein rollendes Getöse gleich einem fernen Donner begleitet das Ausfließen des Deles, während das Gas, das dann jeden Tag oben an der Pumpe sichtbar ist, den Vorübergehenden zum Glauben verleitet, die Quelle sehe im Feuer.

— Der Sekretär der königl. Akademie in Brüssel hat dieser ein Schreiben des Herrn Kupffer aus Petersburg mitgetheilt, welchem zufolge in Rußland acht magnetische Observatorien gegründet werden sollen, um in der ganzen Ausdehnung des ungeheuren Reiches Beobachtungen anzustellen, die denjenigen entsprechen, welche von der königlichen Gesellschaft in London verlangt wurden.

— Curtis spricht sich folgendermaßen über das Reisen auf Eisenbahnen aus: Diese Art zu reisen besitzt manche Eigenthümlichkeiten und auch Vortheile, welche andere Arten zu fahren nicht haben. Die Schnelligkeit, mit welcher sich der Train durch die Luft bewegt, ist sogar bei dem heißesten Wetter sehr erfrischend. Die dem menschlichen Körper mitgetheilte vibrirende oder besser oscillirende Bewegung unterscheidet sich gar sehr von den schwingenden und stößenden Erschütterungen der Postkutschen, und ist auch bei weitem heilsamer. Sie bewirkt eine gleichmäßigere Vertheilung des Kreislaufes, befördert die Verdauung, beruhigt (besonders bei der Fahrt durch offene freie Gegenden) die Nerven und verschafft oft einen sehr gesunden Schlaf in der folgenden Nacht. Denn dieser Art zu reisen, folgt nicht jene Abgeschlagenheit, Müdigkeit und Empfindlichkeit, welche besonders bei schwachen Personen die Ruhe der Nacht so sehr beeinträchtigt, und so verspricht die Eisenbahn ein großes Mittel für so mannfache Leiden der Bewohner großer Städte zu werden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 98.

Montag, den 7. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse. — Gallerie berühmter vaterländischer Kerzte. — Miscellen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Blüten aus dem Paracelsus.

Gedanken über Erziehung der weiblichen Jugend der sogenannten Mittelklasse.

(Von Med. Dr. Glaser.)

(Schluß.)

Wie? wird man fragen, auch Kochen wird verpönt, soll denn eine zukünftige Hausfrau sich in Besorgung der wichtigsten Theile der weiblichen Geschäfte auf Fremde verlassen, nicht selbst urtheilen und angeben, oder nöthigenfalls selber Hand anlegen dürfen, um eine schmackhafte Brühе, eine lockere Bäckerei, oder einen saftigen Braten zur Freude ihres Gatten auf den Tisch zu bringen? Allerdings; ja eine Frau, die in einem so wichtigen Zweige ihres Wissens unerfahren wäre, würde nur schlecht ihre Würde behaupten, nur mit Mühe dem Spotte ihrer Dienstboten, die von ihr Befehle erwarten, oder der Nichtachtung ihres eigenen Familienkreises entgehen können; auch ist es nicht die Sache selbst, gegen welche diese Zeilen gerichtet sind, sondern nur die Zeit, wann, und die Art, wie eine so angenehme und, was noch mehr ist, eine so nützliche Kunst gewöhnlich erlernt wird. In der Regel sind die einzelnen Haushaltungen zu klein, der gewöhnliche Tisch mit einfachen Speisen besetzt, deren Bereitung leicht, ohne vielen Zeit- und Müheaufwand erlernt wird, der Tage sind so wenige, wo Extra-Gerichte die Feier erhöhen sollen, daß ein Mädchen unmöglich in gewöhnlichen Verhältnissen sich zu einer guten, kundigen Köchin ausbilden könnte. Da hilft man sich denn mit den Küchen der Cavaliere, oder was noch öfter geschieht, man schiekt seine Töchter in die Küchen der großen Gasthöfe. So zweckmäßig dies in einer Art ist, so groß muß

doch die Sorgfalt sein, mit der man dabei zu Werke geht. Abgesehen von der Leichtigkeit, mit der ein so jugendliches Gemüth bei seiner Unerfahrenheit die Grundsätze annimmt, die es von Personen, die es als Lehrer achtet, sie mögen nun gute oder schlimme sein, äußern hört, ist der bei weitem wichtigste Punkt das Alter und die körperliche Constitution der Lernenden selbst. Gewöhnlich fällt der Unterricht mit der eintretenden Reife des weiblichen Körpers zusammen. Man will nichts versäumen, um das Mädchen seiner Bestimmung, die es erreichen soll, in jedem einzelnen Zweige tauglich zu machen, und vergißt nur zu oft die nöthige Vorsicht dabei. Wie jetzt die Mode herrscht, stehet jedem größern Etablissement der Art ein männliches Individuum vor, das, wie gewandt es auch in der erlernten Kunst sein mag, nicht immer jene Sittenreinheit und Bildung besitzt, die zur Bewahrung der im esterlichen Hause empfangenen Eindrücke dienlich sind. Unmerkbar wird das junge Gemüth gegen Manches gleichgültig, die Gewohnheit macht es mit Grundsätzen vertrauter, die es Anfangs mit Abscheu äußern hört, und zuletzt glaubt es einen starken Geist zu erkennen zu geben, wenn es über Dinge und Ansichten, die es ehemals heilig hielt, den leicht bestehenden Spott wiedergibt, den es vielleicht tagtäglich hören mußte. Wie viel Atheismus, wie viel verkehrte Ansichten, werden da in der Küche geboren, wo zwar viele gute Gerichte entstehen, während die Keinheit des Geistes und Gemüthes zu Grunde gehen. Doch auch der Körper junger Kochkünstlerinnen leidet in jeder größeren derartigen Anstalt auf eine heunruhigende Weise. Man sehe nur die Personen an, deren Beruf der Aufenthalt in der Küche ist, wie blaß, wie aufgedunsen macht sie die beständige Hitze, wie viel leiden sie durch die hartnäckigsten Rheumatismen und Gicht, die ihnen der schnelle Wechsel der Temperatur zuzieht; wie abgestumpft sind Geruch und Geschmack bei längerer Dauer gegen Alles, was nicht Ingredienz einer Speise ist, wie verderbt ihre Verdauung, wie unregelmäßig ihre natürlichen Entleerungen, und wie wahr ist das Sprichwort, daß jede Köchin gerne trinkt, weil ihr die unwillkürliche Entziehung der Säfte durch häufigen Schweiß, das Bedürfniß auflegt, die verlorne Flüssigkeit durch neue von außen herein zu ersetzen. Doch nicht nur dies, sondern ein anderes Uebel ist noch zu berücksichtigen, dessen Entwicklung und Beförderung am Kochheerde zu suchen ist, ich meine die leidige Schwindsucht!! Schwindsucht? höre ich fragen, wie kommt Schwindsucht und Kochen zusammen, zwei Dinge, die sich so sehr entgegengesetzt sind, und doch ist nichts leichter als dies. Berücksichtigen wir einmal die Zeit, in welcher gewöhnlich dieser Unterricht genossen wird. Ist es nicht die Zeit, wo der jugendliche Körper die härtesten Evolutionskämpfe zu bestehen hat, wo den für den weiteren Wachsthum desselben nicht mehr nöthigen Säften neue Ausgangswege eröffnet und ein Organ zur Thätigkeit erweckt wird, das von nun an eine sehr wichtige Rolle

in dem weiblichen Körper zu übernehmen hat. Gerade jetzt ist der Zeitpunkt, wo theils einzelne, schon bestandene Uebel durch überwiegenden Einfluß neuerweckter Kräfte, oft wohl nur scheinbar getilgt, und neue in der erblichen Anlage begründet und in's Leben gerufen werden. Und in einem Zeitpunkte, wo man auf's Sorgfältigste jede stärkere Anreizung fern halten und den Kampf, den die Natur in Beseitigung so vieler, ihrem Zwecke widerstrebenden Potenzen mit Aufbietung aller ihrer Kräfte kämpft, durch die genaueste Diätetik unterstützen sollte, gießt man Del ins Feuer, und setzt Körper, die vor eigenthümlicher innerer Hitze glühen, den Einwirkungen des stärksten Agens der Außenwelt, jenen einer stark potenzirten Wärme aus. Wie kann ein Organismus, der kaum im Stande ist, die in ihm gährenden Kräfte zur ordnungsmäßigen Thätigkeit zu zähmen, eine solche Unregung durch längere Zeit einwirkend, tragen, ohne in seinen Grundfesten erschüttert, ohne endlich gänzlich gelähmt zu werden? und in der That sehen wir auch, daß oft die traurigsten Folgen auf ein solch' vernunftwidriges Handeln sich einstellen. Uebermäßig verstärkte, zuweilen unterdrückte Thätigkeit einer erst ins Leben getretenen Function, die noch nicht Zeit hatte, sich den übrigen Functionen des Körpers im regelmäßigen Gange anzureihen, Uebertragung derselben auf andere Ausführungsgänge, während die ihr von der Natur angewiesenen hartnäckig verschlossen bleiben, sind nicht selten die ersten Spuren einer so feindseligen Einwirkung von Außen, und geben sich gewöhnlich durch Congestion nach Brust und Kopf, durch Ausfluß von Blut aus den Lungen oder der Nase zu erkennen. Glücklich, wenn diese ersten Vorboten einer beginnenden anomalen Thätigkeit richtig gewürdigt, wenn nicht die sie begleitende Reengung der Brust, Schwindel, nicht selten auch Krämpfe leichterer Art für Zeichen einer oft nur in der Idee existirenden Vollblütigkeit genommen, und anstatt mit der veranlassenden Ursache zu entfernen, mit dem ganzen schwächenden und sogenannten Blut verdünnenden Apparate dagegen gewüthet, und auf solche Art ein Körper, der an sich schon zu schwach ist, feindseligen Einwirkungen mit Erfolg zu widerstehen, noch mehr depotenzirt und unfähig gemacht wird, die verlorene Harmonie der einzelnen Organe sich wieder zu erringen. So muß dann eine künstlich herbeigeführte Bleichsucht die Schuld dieser Zufälle tragen; anstatt durch Ruhe und kühles Verhalten die gestörte Circulation zu ihrem normalen Gange zurückzuführen, treibt man, in der Voraussetzung, fehlerhafte Blutbereitung zu heben, den Organismus durch erzwungene Bewegungen, durch künstlich angeregte Thätigkeit der einzelnen Gefäße mit Zink und Eisen, die ganze Maschine zu einer Thätigkeit an, der sie im Mißverhältnisse der einzelnen Bestandtheile schon nicht mehr gewachsen ist. Verstärkter Andrang der Säftemasse in die Wege, die ihr offen stehen, stattfindende Stagnation daselbst, da sie nicht mit gleicher Kraft wieder weiter befördert werden kann, ein höher potenzirtes Leben und ein eben so

viel schnelleres Erschöpfen der Kraft, die immer stärkerer Reizmittel zur Erregung bedarf, bis sie endlich gelähmt, keiner Aufforderung mehr entspricht, und stille steht. Und erkennt man auch öfters den Ursprung des Uebels, so ist es oft den umsichtigsten Bemühungen eines erfahrenen Arztes nicht mehr möglich, den bereits in's Leben getretenen Metamorphosen wirksam entgegen kämpfen zu können. Durch den länger bestandenen übermäßigen Zudrang von Blut zu den beiden Organen, die ihm den weitesten Spielraum darbieten, ich meine Lungen und Herz, ist in selben bereits hypersthenisches Vorwalten ihrer natürlichen Thätigkeit eingetreten, die sich in plastischen Gebilden äußert, mit denen der gesunde Zustand des menschlichen Körpers nicht bestehen kann. Tuberculose und die sogenannten Herzkrankheiten, welch' furchtbare Feinde alles Lebens des Organismus, der sie birgt! die eine mit Abmagerung, die andere mit scheinbarer Zunahme des Körpers ihrem Ziele zuschreitend, sind nicht selten die Folge einer Beschäftigung, die an sich unschuldig, Veranlassung des frühzeitigen schmerzlichen Todes wird, wenn sie unzeitig, oder ohne die gehörigen Individualitäten unternommen wird. Besonders sind es schnell aufgeschossene, mit leicht beweglicher Muskelfaser versehene Individuen, bei denen der überschnelle Wachsthum in die Länge — der Natur nicht Zeit ließ, in der Entwicklung der einzelnen Organe mit entsprechender allseitiger Gleichmäßigkeit vorzugehen. Personen von blonden Haaren, stark geröthet, sind es, mit zarter weißer Haut, unter der man die Abergeschlechte sich ausbreiten sieht, die bei der Erkennung dieser Kunst die größte Vorsicht anwenden sollen. Schon so manches lebenswürdige Mädchen sah ich als Opfer einer beim Kochen entstandenen Schwindsucht sterben, die unscheinbar in ihrer ersten Erscheinung mit Husten, und temporären Nasenblutungen, erst in ihrer fortgeschrittenen Entwicklung das Einschreiten ärztlicher Hilfe veranlaßte, die dann die bereits bestehenden Verwüstungen nicht mehr heben konnte. Viel zweckmäßiger wäre es meiner Ansicht nach, zum Unterricht in dieser Kunst nur schon vollkommen erwachsene, in allen Functionen bereits geordnete Individuen zu verwenden, und ihnen diesen Unterricht im Waterhaufe selbst von einer erfahrenen Köchin ertheilen zu lassen. Der höhere Aufwand, den eine solche Vorsicht erfordert, würde leicht durch die Gewißheit ersetzt, ein an Leib und Seele ungefährdetes Kind zu haben, und zugleich selbst die beste Anweisung geben zu können, wie diese Kunst im beschränkten bürgerlichen Hauswesen auf eine zweckmäßige, Nutzen mit Annehmlichkeit vereinende Art in Anwendung gebracht werden könne. Reich belohnt wird sich der Verfasser dieser Worte fühlen, wenn es ihm gelingt, auf die bestehenden Uebelstände aufmerksam gemacht, und Künste, deren Unentbehrlichkeit er sehr wohl einseht, von den bestehenden Uebelständen gereinigt zu haben, die nicht in ihnen, sondern nur in der Art und Weise liegen, mit der sie ausgeübt werden.

Gallerie berühmter vaterländischer Aerzte.

(Beschluß.)

Im Jahre 1811 sank Boër auf das Krankenlager. Ein langwieriges, vielleicht zu spät beachtetes Leber- und Gallenleiden endigte mit einem Leberabsceß und mehreren nach Außen mündenden Fistelgängen, gegen welche alle operativen Eingriffe und medizinischen Hilfsmittel, von seinen Freunden, den bewährtesten Aerzten angewendet, erfolglos blieben. Vering, Smetana, Kern, Guldener, Portenschlag u. a. m. wandten vergebens all' ihr Wissen auf, dieses Leiden zu heben. — Alle Arten Bäder, Verbände und Arzneimittel mußten die Revue passiren, — umsonst; endlich beschloß Boër nach jahrelangem Leiden sich in sein Schicksal zu ergeben, und den noch übrigen, bedeutend in die Tiefe gehenden Fistelgang sich selbst zu überlassen; und siehe! — nach Verlauf von anderthalb Jahren schloß er sich, — ohne weiteres Zuthun der Kunst, als der Reinigung und Verhütung des Luftzutrittes, — und ohne ein anderes Leiden zurückzulassen, als — daß Boër nie mehr sitzend verdauen konnte. Er war daher seit dieser Zeit genöthigt, seine Mahlzeiten horizontal im Bette liegend zu nehmen, und nach jeder einige Stunden in dieser Lage auszuharren. Ließ er diese Vorsicht außer Acht, so waren Uebelkeiten und Erbrechen die Strafe seiner Sorglosigkeit.

Seine kräftige, von keinem Uebel leicht überwältigte Natur behauptete sich dessen ungeachtet noch lange aufrecht, und Boër hatte in der That schon ein ziemlich hohes Alter erreicht, als er seinem Berufe entsagte, ohne eben durch die Gebrechen des Alters zu diesem Rücktritte genöthigt zu sein. Wenn aber auf irgend ein Leben das Wort des großen Dichters paßt: „daß mit tausend schwellenden Segeln der Jüngling auszieht, still mit gerettetem Boot aber der Greis in den Hafen eilt“, so war es das unseres verdienstvollen, aber nicht glücklichen Boër.

Seit seiner Pensionirung lebte er in der strengsten Zurückgezogenheit, — nur sich und seinem Hause. Das Schicksal hatte ihm keine Familie gegönnt, er nahm daher eine Nichte seiner Frau, schon in ihrem zartesten Alter zu sich, und suchte sich so die Liebe eines Kindes zu ersetzen. Auch wurden ihm die kindlichen Pflichten erfüllt; sein Alter fand eine Pflegerin, die jede seiner Launen ertrug, und sich mit beispielloser Geduld und Hingebung jeder Beschwerde unterwarf, welche seine vorgerückten Jahre und die Krankheit und grämliche Gemüthsart seiner Frau für sie herbeiführte. — Für Boër war die kindliche Anhänglichkeit dieses treuen Wesens ein liebevolles Geschenk des Himmels. Sie war die treue Begleiterin und Führerin des schon mühselig gewordenen Greises bei all' seinen Ausflügen, die er bis zum Jahre 1829 nach Ernsthbrunn machte, wo er nicht selten drei bis vier Wochen bei einem Freunde verweilte, und in den Freuden der Jagd eine Erholung von der unerquicklichen Einörmigkeit seiner häuslichen Verhältnisse suchte.

Außer der Jagd war das Theater Boër's Lieblingszerstreuung. Es gab eine Zeit, wo die Josephstädter-Bühne auf der niedrigsten Stufe der Kunstleistung stand, und dennoch unsern Boër zu seinen täglichen Besuchern zählte. Das schlechteste Wetter, selbst Geströber und Glatteis hielt ihn nicht ab, dort seine

Abende zuzubringen. Seine Nichte war es, die seine Schritte leitete, und bei Nebel und schlechter Straßenbeleuchtung über jeden Fehltritt wachte. Zum Fahren war er nie zu bewegen; einerseits, weil es ihm nicht wohl bekam, anderseits aber, weil es sich mit seiner grundsätzlich eingeführten Sparsamkeit nicht vereinigte. Wer um die Theaterzeit einen großen, alten Mann, mit struppigem, silberweißem Haare, einem kurzen, kaum bis an die Knie reichenden blauen Gehrocke, die Stiefel über die Pantalons, einen Stock in der Hand, am Arme eines Mädchens über das Josephstädter Glacis und die Kaisergasse hinauf gehen sah, — der durfte überzeugt sein — es sei Boër. Als unter Stöger's kunstsinziger Leitung jenes Institut einen höhern Aufschwung nahm, und edlere Genüsse bot, konnte sich Boër's Eifer, mit dem er daselbst zusprach, seiner hohen Jahre und Gebrechlichkeit ungeachtet, nur steigern. — In früheren Jahren, wo er noch allein auszugehen vermochte, entschlüpfte er wohl auch zuweilen der wachenden Aufmerksamkeit der Frau und Nichte, sprach in einem Gasthausgärtchen zu, ließ sich ein Glas Bier geben, das er jedoch nicht trank, und schmauchte ein kleines, winziges Pfeifchen unter Menschen, die er nicht kannte, oft eben nicht unter den civilisirtesten und nüchternsten Bierhausfrequentanten. So saß er zuweilen mehrere Stunden als stummer Zuschauer da, sich an dem Lärmen und den Fragen der Anwesenden ergötzend, bis ihn irgend einer seiner früheren Schüler oder sonstiger Bekannte gewahrte, und aus Achtung, um ihn vor einem Unglücke zu schützen, nach Hause geleitete. — Freilich hatte der alte Mann dann immer eine derbe Lection der Gattin anzuhören; desto mehr aber freute er sich im Stillen, ihre Wachsamkeit hintergangen zu haben.

Am 27. November 1834, als Boër eben wie gewöhnlich im Bette liegend sein Mittagmahl einnahm, befiel ihn plötzlich Schwindel und Kopfschmerz, dem bald eine völlige Bewußtlosigkeit und das Ausfließen einiger Tropfen Blutes aus dem linken Ohre folgte. Das wirkliche Eintreten eines apoplektischen Anfalles fürchtend, veranstaltete Hussia n sogleich eine Blutentleerung, ließ Senfteige legen und eine Purganz reichen. Mit nicht geringer Verwunderung sah er Boër, ohne den geringsten Widerspruch, all' diesen Anordnungen Folge leisten. Diese ungewohnte Willfährigkeit mußte Hussia n mit trüber Ahnung erfüllen. — Die ersten drohenden Erscheinungen waren nun durch die getroffenen Vorkehrungen zum Weichen gebracht, allein das Gehör an beiden Ohren, von diesem Augenblicke, verschwunden. Nach einigen Tagen öffnete sich im Innern des rechten Ohres ein Absceß, dessen Ausfluß beinahe durch vier Wochen andauerte, während welcher Zeit sich auch das Gehör wieder theilweise, aber in der Art einstellte, daß Boër ein Geräusch zur linken Seite auf der rechten, eines zur rechten auf der linken Seite vernahm. Diese Sonderbarkeit beschäftigte seinen Geist vielfältig und verschlechte in mancher Stunde die nun immer trüber vor ihm aufsteigende Ahnung des Todes. — Anfangs Jänner 1835 verließ er das Bett noch einmal auf wenige Tage.

Am 14. Jänner stellte sich in Folge einer genossenen Speise eine schwere Krankheit ein, die seine trüben Ahnungen einer nahen Auflösung vermehrte. Zwar schien noch einmal der matte, verdüsterte Lebensfunke aufzudämmern, und der Blick auf die wenigen Freuden, welche die Erde dem mühselig gewordenen Greise darbot, — das in seiner Spannkraft bereits gelähmte Gemüth zu er-

heitern. — Mit Laune unterhielt sich Boër noch einige Zeit mit *Hussian*, — und engagirte sich sogar noch auf den Besuch einer neuen Gastvorstellung des *Holteischen* Ehepaars, die im Laufe der nächsten Woche, wo er wohl wieder auszugehen hoffe, im *Josephstädter-Theater* Statt finden sollte. Doch anders hatte die ewige Vorsicht beschlossen — und sein Ende, das die Liebe über uns mit ihrem heiligen Schleier deckte, stand näher, als er vermuthete.

Am 19. Jänner 1835, Morgens 6 Uhr, ward *Hussian* abermals eilends gerufen, — doch als er eintrat, war Boër nicht mehr. Noch bei vollem Bewusstsein hatte er seine irdischen Angelegenheiten geordnet, bald darauf aber, bei immer mehr überhand nehmender Schwäche seinen irdischen Pilgergang geschlossen.

Boër wurde im Kirchhofe nächst der *Schmelz* begraben. Dort bezeichnet ein einfacher Stein mit der Aufschrift: „*Lucae Joanni Boër, professori artis obstetriciae in universitate Vindobonensi S. C. R. M. chirurgo. nat. Uffenheimii XX. April. MDCCLI. mort. Vindobonae XIX. Januarii MDCCCXXXV. dilecto marito moerentissima vidua*“ die Stelle, wo seine Hülle ruht, und wohin ihm seine trostlose Witwe am 14. November 1836 folgte.

Miscellen.

— Falsche oder einseitige Auslegungen der heil. Schrift verleiteten nicht selten Frömmlinge zum Selbstmorde. So erhängte sich ein gewisser *Gillet* im fünf und siebenzigsten Jahre seines Lebens, weil, wie er in einem zurückgelassenen Papier anführt, *Jesus Christus* gesagt habe: »Wenn ein Baum alt ist und keine Früchte mehr trägt, so soll er ausgerottet werden.« *Dr. Burrows* behandelte einen Edelmann, welcher aus Furcht vor Vergiftung und um, wie er sagte, das Beispiel des Erlösers in der Wüste nachzuahmen, drei Wochen lang nichts als Erdbeeren und Wasser, und Beides in sehr mäßiger Menge genoß. Man überredete ihn endlich, andere Nahrung zu sich zu nehmen; allein zu spät, denn die Erschöpfung war schon so groß, daß er derselben erliegen mußte. Wenn gesunde religiöse Grundsätze kämpfend einander in einem Gemüthe entgetreten, welches im Begriffe ist verwirrt und getrübt zu werden, so endet dieser innere Zwiespalt gewöhnlich in Selbstmord.

— Am 31. October endete ein Schlagfluß das Leben des Ober-Medicinalrathes *Dr. Stieglitz*. Der Ruhm dieses, als praktischer Arzt, ärztlicher Schriftsteller und Kritiker gleich hervorragenden Mannes war ein europäischer. Er war thätig und rüstig bis wenige Tage vor seinem Tode, wo eine anscheinend wenig bedenkliche Unpäßlichkeit ihn an das Krankenlager fesselte. Die Theilnahme an diesem Trauerfalle ist außerordentlich groß.

Gemeinnützige Nachrichten.

— In der diesjährigen (zehnten) Versammlung der englischen Naturforscher zu *Glasgow* ward in der medizinischen Section vor Allem der Bericht verlesen über die »Bewegungen und Töne des Herzens«. Die Versammlung hatte nämlich dem *Dr. Clendinning* 25 Pf. St. zu Versuchen ausgesetzt. Der Gegenstand eignet sich nicht zur weiteren Ausführung hier, so wenig als der zweite: »über die Functionen der Lymphdrüsen«. Um so interessanter ist eine dritte Ab-

handlung über die Verbreitung ansteckender Fieber, die Gesetze derselben und die Art, wie sie von einem Individuum dem andern mitgetheilt werden. Den Grund des in Glasgow starken Vorherrschens von Fiebern setzt der Verfasser dieser Abhandlung in dem fortdauernden Hereinströmen von Fremden und Armen aus andern Gegenden, wo contagiöse Fieber selten herrschen, und die deshalb um so leichter der Krankheit unterliegen. Der Typhus herrscht in England nicht so allgemein wie in Schottland und Irland, weil im ersteren Lande für die Armen regelmäßig gesorgt wird, und die Kranken in die Spitäler gesendet werden, so daß die Ansteckungskraft in den meisten Fällen aufhört, ehe sie entlassen werden. Die größere Armuth und die Bettellei, die in Schottland und Irland gestattet ist, scheinen dem Verfasser eine Hauptursache der Verbreitung contagiöser Fieber, aber Armuth und Entblößung erzeugen die Krankheiten nicht von selbst (?). — Aus vieljährigen Beobachtungen hält sich der Verf. zu der Annahme berechtigt, daß die Krankheit in sporadischer Form zehn bis fünfzehn Jahre; in epidemischer zwei Jahre dauert. Das Gleiche soll man bei den Pocken vor der Einführung des Impfens bemerkt haben, und dasselbe finde noch jetzt in Bezug auf die Masern und den Scharlach statt; nur sei die Fortdauer der letztern in sporadischer Form weit kürzer, weil die Kinder einander in den Schulen viel häufiger anstecken. Die von dem Verf. vorgeschlagenen Mittel sind die gewöhnlichen: Reinigung und Lüftung der Häuser, Trennung der Kranken, Bäder u. s. w.; um aber diese Krankheiten auszurotten, müßte die englische Regierung eine medizinische Polizei mit verantwortlichen Inspectoren einrichten.

Blüten aus dem Paracelsus.

— Es liegt die Erkenntniß nicht im Arzt, sondern in der Natur. Darum so allein die Natur dieselbige weiß, so muß sie auch dieselbige seyn, die das Recept komponire. Denn aus der Natur kommt die Krankheit, aus der Natur die Arznei und aus dem Arzt nicht. So muß nun der Arzt seyn, der aus beyden Kennen lernen muß, und was sie ihn lernen, das muß er thun.

— Die Natur ist der Arzt, du nicht. Sie hat die Arkana gewaltig geseht und zusammen komponirt, was da zusammen gehört. Lernet, daß ihr sie verstehet und wisset, nicht daß ihr euch selber verstanden habt und die Natur nicht. — So die Natur defendirt wird, so ist sie die, die alle Krankheiten selbst heilt. Denn sie weiß, wie sie die heilen soll. Der Arzt mag nicht wissen, drum so ist er allein einer, der der Natur Beschirmung giebt. So sind in der Natur so viel Eigenschaften, als in der Scientia. Sie hats in ihr eingeboren, wir habens aus der Lehr. So viel sind (sehen?) wir hierausen, daß wir das vermögen, was sie vermag. Also sollt ihr verstehen, daß eine Scientz im Arzte sey und eine in der Natur des Mikrokosmus.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migoz'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 99. Donnerstag, den 10. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber Prüfung der käuflichen Milch mittelst des Milchmessers (Galaktometers). — Gallerie berühmter Zeitgenossen. — Jonas Hanway.

Anzeige und Dank.

Um den Pflichten gewissenhaft nachzukommen, welche dem Gefertigten in seinem neuen Wirkungskreise obliegen, ist derselbe nicht mehr in der erforderlichen Lage, die Herausgabe und Redaction der Gesundheitszeitung auch im Jahre 1841 fortzusetzen. Der Gefertigte hält es daher im Interesse der gemeinnützigen Tendenz der genannten Zeitschrift für seine Pflicht, die P. T. Herren Aerzte, welche gesonnen wären, bei einer hohen Behörde um die fernere Herausgabe und Redaction dieses Journals sich zu bewerben, auf diesen seinen Rücktritt mit der Bemerkung aufmerksam zu machen, daß er mit Vergnügen bereit sein wird, über alle, diese Zeitschrift betreffenden Verhältnisse die geforderte Aufklärung und Auskunft zu geben, und jedem künftigen Unternehmer nach Kräften an die Hand zu gehen. Schließlich hält sich der Gefertigte verpflichtet, allen Jenen seinen innigsten Dank hiemit öffentlich darzubringen, welche auf was immer für eine Weise zum Gedeihen und zur Verbreitung dieser gemeinnützigen Zeitschrift beizutragen die Güte hatten. Insbesondere sieht er sich in dieser Beziehung veranlaßt, den P. T. verehrten Lesern der Gesundheitszeitung, so wie vorzüglich den P. T. Herren Aerzten, sowohl wegen ihres oft ertheilten gütigen Rathes, als auch für ihre gütige Nachsicht mit den bisherigen schwachen Bestrebungen des Herausgebers seinen öffentlichen Dank auf das Innigste abzustatten.

Dr. Beer.

Ueber Prüfung der käuflichen Milch mittelst des Milchmessers (Galaktometers).

Vor einiger Zeit hat man in Frankfurt mit der Ausmittelung eines sichern Milchmessers (Galaktometers) sich beschäftigt. Es hat sich dort ergeben, daß dazu wohl am einfachsten eine Senkwage zu gebrauchen wäre, und das Baumé'sche Galaktometer, dessen man sich hierzu am häufigsten bedient, sich auch vollkommen eignen würde, wenn die specifischen Gewichte der Milch und des Wassers, welches letztere als das nächste Verfälschungsmittel zu betrachten ist, eine bedeutendere Verschiedenheit zeigten, als dies in der Wirklichkeit der Fall ist. Bekannt ist nämlich, daß das specifische Gewicht der Milch, wenn man dasjenige des reinen, destillirten Wassers = 1 setzt, im Mittel = 1,03 ist, wovon man sich auch dort überzeugt hat.

Man richtete daher seine Aufmerksamkeit zunächst auf eine Prüfung der Milch mittelst chemischer Mittel. Eine nähere Untersuchung aller derjenigen Mittel, durch welche der Butter- und Käsestoff ausgeschieden werden und die Menge dieser ausgeschiedenen Körper einen vergleichenden Maßstab für die Güte der Milch liefern sollte, zeigte jedoch bald, daß dieselben für eine leichte praktische Handhabung nicht wohl geeignet seien. Man sah sich daher genöthigt, das Princip der Galaktometer oder Milchwagen wieder aufzugreifen. Nun erlaubte aber das bekannte physikalische Gesetz, daß ein fester Körper beim Einsinken in eine Flüssigkeit so viel von seinem absoluten Gewichte verliert, als ein seinem Volumen gleich großes Volumen der Flüssigkeit wiegt, die Folgerung, daß eine Senkwage um so empfindlicher sein müsse, als der in die Flüssigkeit eintauchende Theil den zur Scala bestimmten hervorragenden Theil an Volumen übertreffe. Man vereinigte sich daher dahin, nach einer neuen Angabe und mit Berücksichtigung dieses Umstandes ein Galaktometer von Silber in geeigneter Form und Größe anfertigen zu lassen, um mit demselben specielle Versuche anzustellen. Zu dem Ende suchte man sich auf zuverlässigem Wege unverfälschte Milch von 11 verschiedenen Rühen im Alter von 5 bis 18 Jahren zu verschaffen. Aus diesen 11 verschiedenen Milchsorten wurde eine Normalmilch in der Art hergestellt, daß man ein gleichgroßes Volumen von jeder derselben zusammengosaß. In diese Normalmilch wurde das Galaktometer bei einer Temperatur von $+ 15^{\circ}$ R. eingesenkt, und auf diese Weise der Nullpunkt des Instrumentes, der einer reinen, unverfälschten Milch entspricht, gefunden. Indem man hierauf der Milch 5 pCt. destillirtes Wasser von gleicher Temperatur zusetzte und dieselbe gut umrührte, um eine innige Vereinigung beider Flüssigkeiten zu bewerkstelligen, konnte durch ein abermaliges Einsenken des Galaktometers derjenige Theilstrich aufgefunden

werden, bis zu welchem das Instrument bei 5 pCt. Wassergehalt der Milch einsinken muß. Auf gleiche Weise wurden auch diejenigen Stellen auf der Scala bezeichnet, die einem Wassergehalte von 10, 15 und 20 pCt. entsprechen. Für eine noch weiter gehende Eintheilung reichte die 6" lange Scala nicht mehr aus. Obwohl man sich auf diese Weise durch den Augenschein von der großen Empfindlichkeit des Instrumentes überzeugt hatte, so gewährte es doch noch eine neue Befriedigung, als man aus direkten Versuchen über das specifische Gewicht der Milch bei verschiedenem Wassergehalte mittelst eines gut gearbeiteten Picnometers ersah, daß durch Zusatz von 25 pCt. Wasser das specifische Gewicht der Milch nur um 0,006 abnehme, während sich diese Veränderung an dem neu construirten Galaktometer sehr auffallend bemerkbar macht.

Zur Ermittlung des verschiedenen Rahmgehaltes in den 11 verschiedenen, vorhin genannten Milchsorten füllte man mit einer jeden derselben ein tarirtes Reagenzglaschen und überließ diese 11 Glaschen so lange der Ruhe, bis sich der Rahm völlig abgeschieden hatte (was bei mittlerer Temperatur in ungefähr 6 Stunden geschehen war). Durch ein, möglichste Genauigkeit gewährendes Verfahren wurde darauf der Rahmgehalt in den einzelnen Glaschen und Procenten bestimmt, und so ergab sich für den Rahmgehalt der 11 verschiedenen Milchsorten, daß der Rahmgehalt einer Normalmilch durchschnittlich 11,3 pCt. betragen müsse. Das angewandte Verfahren wurde noch in sofern einer Prüfung unterworfen, daß man ein mit Normalmilch gefülltes Glas ebenfalls der Ruhe überließ, um die völlige Abscheidung des Rahmes abzuwarten. Als der Rahmgehalt dieser Normalmilch bestimmt wurde, stellte sich derselbe auf 12 pCt.

Nachdem sich das zu diesen Versuchen beauftragte Comité in dem silbernen Galaktometer ein Normalinstrument verschafft hatte, nach welchem alle noch fernerhin anzufertigenden Galaktometer justirt werden können, ließ es einen zweiten Milchmesser von verzinnem Eisenblech mit einer noch längeren Scala vom flach gewalztem Eisendraht, jedoch nach denselben Principien konstruirt, anfertigen, und die Scala oben mit einer Schraube versehen, um verschiedene Gewichte aufschrauben zu können. Es verschaffte sich hierauf, abermals sechs verschiedene Milchsorten, um dieselben einestheils durch das silberne Galaktometer zu prüfen und andernteils zugleich das aus verzinnem Eisenblech gefertigte zu justiren.

Man untersuchte diese 6 Sorten sowohl auf ihren Wassergehalt mittelst des Galaktometers, als auch auf ihren Rahmgehalt mittelst derselben Methode wie bei dem vorhergehenden Versuche, und erhielt das Resultat, daß der Rahmgehalt der Milch nicht genau in demselben Verhältnisse abnimmt, als der Wassergehalt derselben größer wird, und es folgt hieraus, daß zu einer ganz

genauen Bestimmung des Werthes einer Milch auch stets zugleich der Rahmgehalt bestimmt werden müsse.

Da die Temperaturveränderung ebenfalls eine Verschiedenheit des specifischen Gewichtes der Milch veranlaßt, so richtete das Comité auch hierauf sein Augenmerk. Die in dieser Absicht angestellten Versuche zeigten, daß jeder Grad Wärme einem Zusätze von $\frac{1}{2}$ pCt. Wasser entspreche. Nun kann aber die Temperatur der Milch von 0° bis zu $+ 20^{\circ}$ R. wechseln, und es wäre daher möglich, daß das Instrument dieselbe Milch zu einer Zeit als unverfälscht und zu einer andern als mit 10 pCt. Wasser versetzten anzeigte. Um aber auch diesem Mißstande zu begegnen, setzte man als Mitteltemperatur der Milch im Winter $+ 5^{\circ}$ R. und als Mitteltemperatur im Sommer $+ 15^{\circ}$ R. fest, und justirte das Galaktometer für beide Temperaturgrade, indem man für die erstere Temperatur ein schwereres und für die zweite ein leichteres Gewichtchen auf die Scala des Galaktometers schraubte. Auf diese Weise kann die Angabe des Instrumentes im schlimmsten Falle nur um $2\frac{1}{2}$ pCt. von dem wirklichen Wassergehalte der Milch verschieden sein. Demnach hat man bei der Ausführung eines Versuches sich vor allen Dingen über die jedesmal stattfindende Temperatur der Luft zu belehren, und so lange dieselbe unter $+ 10^{\circ}$ R. ist, das schwerere, im entgegengesetzten Falle aber das leichtere Gewichtchen, auf das Galaktometer aufzuschrauben. Diese Vorsicht ist vorzüglich im Frühjahre und im Herbst anzupfehlen, weil in diesen Jahreszeiten eine Ungewißheit in dieser Hinsicht am leichtesten eintreten kann. Darauf rühre man die Milch in dem Gefäße selbst mittelst eines Stabes durcheinander, um den vielleicht oben aufschwimmenden Rahm durch die ganze Masse zu vertheilen, senke dann das Galaktometer ein, und beobachte, wie tief dieses einsinkt. Im Fall das Galaktometer nur bis zu dem mit 0 bezeichneten Striche sich senkt, enthält die Milch gar kein zugesetztes Wasser; senkt es sich dagegen bis zu dem mit 5 bezeichneten Striche, dann enthält sie 5 pCt. Wasser, und so zeigt jeder folgende Strich, sobald das Galaktometer bis zu demselben untersinkt, wie viel Procennte Wasser in der Milch enthalten sind. Milch, bei der das Galaktometer nur etwa 3 pCt. Wasser anzeigt, muß noch als unverfälschte gelten, da diese Verschlechterung von der Fütterung oder dem Alter der Kuh oder von andern Umständen abhängen kann. Zeigt bei einer sonst verdächtigen Milch der Milchmesser nichtsdestoweniger keinen Wassergehalt, so ist anzunehmen, daß dieselbe außer mit Wasser, auch noch mit Mehl oder Stärke verfälscht ist, um die durch den Wasserzusatz entstandene bläuliche Farbe und größere Flüssigkeit wieder zu verdecken. In diesem Falle hat man nur nöthig, ein Stückchen ungeleimtes Papier mit der zu untersuchenden Milch zu befeuchten und zu der befeuchteten Stelle einen Tropfen alkoholischer Jodtinctur (die leicht aus jeder Apotheke

zu beziehen ist) zu bringen. Zeigt sich alsdann ein blauer Fleck so ist die Milch mehthaltig.

(Bairisches Kunst- und Gewerbeblatt, 1840, S. 472—480,
aus dem „Frankf. Gewerbfreund“, 1810, Nr. 1.)

Gallerie berühmter Zeitgenossen.

N u s t.

Trauernd steht die deutsche Kunst, über zwei aus ihren tapfern Reihen gefallene Kämpfer den erhabenen Blick gesenkt, die lange ihre Rechte und Ansehen gegen die überrheinische Eitelkeit zu verteidigen mußten, und selbst dem kaufmännischen, Alles nach dem Gewichte und der Masse abwiegenden, Britten Anerkennung abzugewinnen mußten. Zu diesen Männern müssen unstreitig, was das wundärztliche Fach betrifft, Gräfe und Rust gezählt werden.

Johann Nepomuk Rust war zu Zauerling in Schlessen auf dem Schlosse Johannesberg, 5. April 1775 geboren, er war der zweite Sohn des damaligen fürstbischöflichen Regierungsz- und Kammerrathes, Joseph Rust. Nachdem von seinen Eltern zu Hause das Möglichste auf seinen ersten Unterricht verwendet wurde, schickten ihn dieselben auf die Hauptschule zu Treppau und späterhin auf das Gymnasium zu Weiskwasser.

Der Wille seiner Eltern verfügte über eine Bestimmung zum Militärsstande, um so mehr, da er in der Mathematik, Geometrie und Handzeichnung bedeutende Fortschritte, und Vorliebe zu diesen Wissenschaften an den Tag legte, und talentreiche Jünglinge zu dieser Zeit beim Ingenieur-Corps auf ein leichtes Avancement rechnen durften. Diese glänzende Aussicht ward ihm bald genommen; denn kaum war Rust einige Zeit in seine Dienstcarriere getreten, als der zwischen der Pforte und Oesterreich zu Stande gekommene Friede jede Hoffnung auf schnelle Beförderung ins Weite zu ziehen drohte. Ein innerer Drang zur Wissenschaft schrieb ihm eine ganz andere Laufbahn vor, und obwohl mit den Planen und Ansichten seiner Eltern nicht ganz im Einklange, glaubte er doch dem angeborenen Genius, auf eigene Faust, durch Trübsale und Mühseligkeiten folgen zu müssen. Er begab sich, in der Absicht, weiter zu studieren, in einem Alter von 17 Jahren nach Wien. Als ein junger Menich, der von seinen Eltern, theils wegen seines Ungehorsams, theils wegen der sonstigen gedrängten, häuslichen Verhältnisse, wenig zu erwarten hatte, und selbst noch immer zu wenig Kenntnisse hatte, um sich bemerkbar im Gewühle der Residenz zu machen, hatte er vollauf zu thun, um sich nur körperlich fort zu bringen. Der erste Unterricht der Jugend war seine dürftige und sparsame Unterhaltungsquelle. Er hörte hier die zwei für die Gegenstände der Philosophie vorgeschriebenen Jahrgänge, um sich einer höhern Facultät, mit der Aussicht auf ein Brotstudium, zuwenden zu können.

Schon damals glaubte er der aufgedrungenen Bestimmung, der Menschheit Wunden zu schlagen, durch einen Beruf, dieselben heilen zu müssen, genughuend, seine Zukunft am besten im Einklange mit seinen Regungen gesichert. Doch war er damals noch nicht im Geringsten in der Lage, jene Kosten

sich aufstreiben zu können, welche der Betrieb des ärztlichen Studiums erheischt, wenn es nicht bloß oberflächlich, zu irgend einem Frommen unternommen werden soll. Er mußte vor der Hand die Themis mit der Hygeia vertauschen, und legte auch in den Rechtstudien solchen Eifer und Fortgang an den Tag, daß er sich ein Stipendium erwarb. Durch diesen Gnadenzufluß waren seine Verhältnisse der Art umgestaltet, daß er sich jetzt erst den mehr Zeit- und Kostenaufwand erheischenden Studien der Medizin sorgloser zuzuwenden unterfangen konnte. Die medizinischen Studien zu Wien standen schon dazumal unter der Leitung ausgezeichneten und weltberühmter Männer, als Jacquin, Jordan, Prochaska, Leber u. s. w., dies flammte seinen Eifer um so mehr an, und er neigte sich schon damals mit besonderer Vorliebe zum operativen Fache hin. Um die bereits hier gesammelten Kenntnisse zu erweitern, begab er sich auf zwei Jahre nach Prag, und hörte unter Nothenberger, Michelitsch, Seebald, Matuschka, Arnold, Melitsch, Zarda und Tegel, specielle Pathologie und Therapie, Augenheilkunde, Geburtshilfe, medizinische, chirurgische und geburtshilfliche Klinik, medizinische Polizei und Thierarzneykunde.

Mit dem Jahre 1799 hatte er alle zur Erlangung der medizinischen sowohl, als der chirurgischen Doktorwürde nöthigen Studien zurückgelegt; konnte er aber, wie seine Lage gegenwärtig beschaffen war, die Taxen für beide Diplome aufbringen? Die Aussicht, welche sich für den Operateur glänzender eröffnete, und seine Vorliebe für dieses Fach, brachten bald den Entschluß in ihm zur Reife, sich für jetzt bloß als Chirurgiae Doctor promoviren zu lassen; er wurde, nachdem er einige Zeit früher das Magisterium der Geburtshilfe gemacht, am 27. Februar 1800 mit der chirurgischen Doktorwürde bekleidet. In Wien hatte sich während seiner Anwesenheit zu Prag eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt, die Peter Franz's Ansehen herbeilockte; dies bestimmte Rüst vor seinem Eintritte in's praktische Leben noch dieses Heroen in der Kunst ausgezeichnetes Verfahren am Krankenbette einige Zeit zu beobachten, so nebstbei auch Adam Schmidt's und Beer's Vorlesungen über Augenheilkunde zu besuchen, um auch für dies Fach gehörig ausgerüstet auftreten zu können.

Er verließ Wien hierauf zum zweiten Male, um sich in seiner Vaterstadt Johannesberg als praktischer Arzt niederzulassen. Bei dem Eifer, den er für die Wissenschaft hegte, und bei einem so bedeutenden Schatze von Kenntnissen für die Praxis, konnte es nicht fehlen, daß sich Rüst in Kurzem eines ausgedehnten Wirkungskreises erfreute. Jedoch dieser Wirkungskreis war ihm weit zu enge, und ein ungestillter Durst, sein Wissen durch Wort und That zu verbreiten, trieb ihn unfehlbar zum Lehramte hin. Um diese Zeit waren gerade die Professuren der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe am Lyceum zu Olmütz erledigt; er unterließ es daher nicht, sich um dieselben zu bewerben. Schon im Jahre 1802 begab er sich deshalb dahin, und war provisorisch mit der Bekleidung dieser Lehrstellen versehen, die auch bald, nach ausgeschriebenem und öffentlich gemachtem Concurse, mittelst Hofdekretes vom 27. August 1802 ihm als ordentlichen öffentlichem Professor verliehen wurden. Nicht gar lange bekleidete er dies Amt, als ihm bald darauf durch ein Hofkanzleidekret vom 6. Februar 1803, bei Regulirung der Universität Krakau, die theoretische und praktische Lehrkanzel der Chirurgie daselbst übertragen wurde, welche er auch

bis zum Abtreten Westgaliziens an das spätere Herzogthum ruhmvoll versah, und blos aus reinem Patriotismus die glänzendsten Anerbietungen der neuen Regierung ausschlug. Er verließ eine ergiebige Praxis, Freunde und Besitzthum, und begab sich nach Lemberg zuerst und jedann nach Wien wieder. Die Achtung, deren er sich in Krakau erfreute, wurde daselbst durch wahre Auszeichnungen bestätigt, er ward einige Male zum Decan der medizinischen Facultät und Rector der Universität erwählt, war mehrere Jahre Facultätsdirector und Sanitätsreferent bei der Landesbehörde, leitete 1805 und 1809 die gegen ausgebrochene Epidemien eingeleiteten ärztlichen Anstalten, so wie die Oberleitung der in der Umgegend sich befindlichen Militärspitäler. Bei dieser schnell auf einander folgenden Glanzepoche seines äußeren Wirkens konnte der Neid unmöglich vermieden werden, um so mehr, als der Staat selbst seine Verdienste als Lehrer und Sanitätsbeamter öffentlich anerkannte, und sein Ruf sich in's Ausland einen schnellen Weg bahnte. Da seine ärztliche Praxis beinahe seine mundärztliche übertraf, und er oft in das nahe Polen und angrenzende Rußland zu Kranken geholt wurde, ja Kranke aus entfernten Gegenden um seinen ärztlichen Rath herbeiströmten, wußten einige neidische Kunstgenossen einen Grund hervorzufuchen, ihm als Doctor Chirurgiae die innere Behandlung sowohl, als die höheren akademischen Würden streitig zu machen. Um jeden ferneren Einschritt zu annihiliren, ertheilte ihm der akademische Senat am 3. März 1807 das Doktordiplom aus der Medizin; als aber die Universität in den Streit verflochten wurde, und sie als unbesugt erklärt wurde, Ehrentipoleme zu spenden, machte Rust unaufgefordert dem Prozesse ein Ende, indem er sich den Rigorosen aus der Medizin, die er früher aus Mangel der Taxa nicht machen konnte, öffentlich unterwarf, und so de jure et facto sich zum zweiten Male ein Diplom aus der Medizin erwarb, und am 11. Februar 1808 zum Doctor der Medizin promovirt wurde. Um ferner sich in der augenärztlichen Praxis keine Hindernisse in den Weg legen zu lassen, unterzog er sich dann auch den Prüfungen aus diesem Fache, und erhielt von der Wiener Universität am 15. März 1809 das Diplom als Augenarzt.

(Der Beschluß folgt.)

Jonas Hanway.

Die zahlreichen Institutionen der Heutzeit zur Milderung der Armuth und Besserung der Verworfenheit zeigen nicht selten, wie viel Gutes durch die energischen Bemühungen eines Einzelnen in's Leben gerufen und gefördert werden könne. Ein Beispiel davon war Jonas Hanway. Während die enthusiastische Philanthropie Howard's die senin die scheußlichsten Schlupfwinkel des Elends und des Lasters führte, während dieser mit hochherziger Verachtung jeder Gefahr ferne Länder durchpilgerte, und sich den verderblichen Einflüssen der ungesundesten Gegenden in der Erfüllung seines glorreichen Berufes aussetzte, lebte ein Mitarbeiter an demselben guten Werke, der zwar weniger unternehmend, aber nicht weniger ausdauernd, weniger heldenmüthig, aber nicht weniger großmüthig und aufopfernd war.

Jonas Hanway wurde zu Portsmouth im Jahre 1712 geboren. Er

wurde zum Kaufmannsstande erzogen, und widmete sich diesem ehrenwerthen Berufe mit großem Eifer. Seine Geschäftsreisen führten ihn sogar nach Persien, welches zu dieser Zeit noch wenig bekannt war. Bei seiner Rückkehr nach England, welche im Jahre 1750 erfolgte, begann er die Beschreibung seiner Reise zu verfassen, die er auch wirklich im Jahre 1753 veröffentlichte. Nachdem er sich ein hübsches Vermögen erworben hatte, zog er sich in das Privatleben zurück, und weihte den Rest seines Lebens jenen wohlwollenden Zwecken, an deren Realisirung er so rastlos, aber auch erfolgreich arbeitete. Die Errichtung der »Marine Society« war das erste große Werk, das Hanway gründete. Der Zweck dieses Vereines war, arbeitslose Landstreicher und unbeschäftigte Jungen ihrem trügen und unmoralischen Leben zu entziehen, und sie zum Dienste in der königlichen Marine auszustatten. Diese Institution gründete sich zwar auf eine äußerst freigebige öffentliche Subscription, aber Herrn Hanway allein gebührt das Verdienst, den Plan zu derselben entworfen und geleitet zu haben; sein Eifer in der Ausführung derselben war unermülich.

Hierauf nahm besonders die Bildung einer der merkwürdigsten Humanitätsanstalten London's, nämlich das Magdalensspital seine Aufmerksamkeit, so wie seine ganze Energie in Anspruch. Das öffentliche Wohlwollen war schon früher durch die einringenden Worte des großen Moralisten, Dr. Johnson, auf diesen Gegenstand gelenkt worden. Folgende Bemerkungen dieses trefflichsten Lehrers seiner Zeit, werden gewiß nicht ohne Theilnahme gelesen werden:

»Ohne Zweifel folgen Viele dieser entsetzlichen Bahn mit Schande, Särecken und Reue. Allein wo sollen die sich hinwenden, wo sollen die einen Zufluchtsort finden, denen weder die Welt, noch das Gesetz der Welt Freund ist? Ihre Seufzer und Thränen sind ein Verbrechen in den Augen ihrer Tyrannen, der Besitzer der Bagno's, welche von ihrer Verworfenheit leben, und ihre Opfer mit Hunger oder Kerker bedrohen, wenn diese nur die leiseste Absicht zeigen, ihnen zu entweichen.

»Wie oft haben die Fröhlichen, wenn sie von ihren nächtlichen Gelagen heimkehrten, eine Gruppe von diesen unglücklichen, mit Lumpen bekleideten und hungerigen Weibern gesehen, und sind vielleicht, ohne sie zu bemitleiden, oder auf die Grausamkeit jener zu denken, welche sie durch Schmeicheleien oder Versprechungen in diesen elenden Zustand versetzten, weiter gezogen, um Andere durch dieselben Mittel in dasselbe Elend zu stürzen!

»Die Zunahme dieser unglücklichen Klasse von Frauenzimmern zu verhüten, verdient ohne Zweifel unsere erste und dringendste Aufmerksamkeit. Gewiß haben jene, welche durch Leidenschaft oder schmutziges Interesse so tief gesunken sind, einigen Anspruch auf das Mitleid ihrer eben so gebrechlichen und gewiß auch nicht fehlerlosen Mitmenschen, und sie würden sicher auch nicht lange in ihrem gesunkenen Zustande schwachen, wenn ihnen Niemand seine Hilfe versagen würde, als jene, welche ihre Freiheit von ähnlichem Unglücke nur ihrer Weisheit und Tugend verdanken!« —

(Der Beschluß folgt.)

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 100. Montag, den 14. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über Krankenpflege. — Gallerie berühmter Zeitgenossen. — Sonas Hanway. — Ein Wort des Andenkens an John Howard. — Miscellen.

Einige Worte über Krankenpflege.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

Viele Kranke sind schon ohne Arzt genesen, Wenige ohne alle Pflege. Da wo jede ärztliche Kunst scheitert, bleibt Pflege sogar das wichtigste und einzige Labsal des Kranken. In der Vorzeit waren Krankenhüter und Arzt weit öfter als jetzt eine Person; der Eremit fühlte den Puls des kranken Ritters, und verband seine Wunden; er sammelte die Kräuter und bereitete den heilenden Trank; er war Alles in Allem. So lange die Kunst noch in der Knospe lag, schien es ein Leichtes, alle ihre Zweige zu üben; seitdem aber der Baum der Wissenschaft in voller Blüthe steht, hat man sich in seine Früchte getheilt. Alle Zweige des Sanitätswesens sind gleichsam das Eigenthum besonderer Kasten geworden; warum nicht der Dienst am Krankenbette? (Denn nur ausnahmsweise in wenigen Städten ist er vorzüglich geprüften und auserwählten Individuen anvertraut). — Deshalb, weil er zu leicht scheint, um nicht im Nothfalle von Jedem versehen zu werden, und in der That minder künstliche Ausbildung, als bloß natürlichen Verstand und Güte des Herzens erfordert.

Ein Krankenhüter, wie er sein soll, ist eine wahre Perle. Er ist unermüdet und aufopfernd, athmet die verpestete Luft des Kranken so furchtlos, als wären es Wohlgerüche Arabiens; obwohl ein Muster von Reinlichkeit, schreckt er nicht zurück vor ekelhaften Dienstleistungen; er ist besonnen und nüchtern, mit gesunden Sinnen begabt, besonders einem feinen Gehör, und

jenem Instinkt, durch den er die Wünsche des Kranken gleichsam erräth; er fügt sich in seine Laune, so weit er darf, ohne die Verordnungen des Arztes ein Haarbreit zu überschreiten. Der gedungene Krankendiener ist oft gerade das Gegentheil. Seltener bestimmt ihn Vorliebe zu seinem Dienste, als die Unfähigkeit, einen andern zu ergreifen. Statt die Leiden des Kranken zu erleichtern, kann er ihm jede Minute eine Qual bereiten. Den Uebergang in Schwächezustand, die schädlichste Verköhlung, Schlaflosigkeit u. s. w. hat er nicht selten auf seinem Gewissen; er darf nur nachlässig in der Reinigung, unvorsichtig im Wechsel der Wäsche, in der Lüftung des Zimmers sein, das Lager schlecht bereiten u. s. w. Kann er zudem nicht lesen, so ist eine Verwechslung der Arzneien leicht möglich. Durch den Schaden, den der Schlechte stiftet, tritt erst hervor, welsch' eine wichtige Person ein Krankenwärter ist. Ein Spital in Frankreich war mit trefflichen Ärzten versehen, und hatte dennoch eine sehr große Sterblichkeit. Die Ursache lag in einem schlechten Wartpersonale. Man verbesserte es, und der Erfolg war auffallend günstig. Wie viele ähnliche Fälle gäbe es in Deutschland!

Ich will hier in das Detail des Krankendienstes nicht eingehen, da es aus Erfahrung und aus trefflichen Schriften bekannt ist; nun einige Worte über jene Punkte, die man noch seltener berücksichtigt.

Der Krankenwärter soll Beobachtungssinn und Wahrheitsliebe besitzen. Der Arzt sieht den Kranken nur in kurzen Zeiträumen, oft nur in Momenten; jener ist beständig an seiner Seite, nur aus seinem Munde schöpft der Arzt die wichtigsten Data; durch seine Erzählung ergänzt er die Lücken der Krankengeschichte, und erhebt Vermuthungen zur vollen Gewissheit. Bei periodischen Krankheiten, deren Anfälle zu gewissen Zeiten wiederkehren, bei bewußtlosen Kranken und Kindern hat seine Aussage das größte Gewicht. Er soll so viel Instinkt und Routine besitzen, um bei unerwarteter Aenderung der Krankheit, bei plötzlichem Eintritt neuer Symptome gleichsam zu ahnen, ob Gefahr drohe, oder nicht; ob es nöthig sei, den nächsten Besuch des Arztes ruhig zu erwarten, oder ihn unverzüglich herbeizurufen. Welsch' ein Gewinn für den Arzt, wenn man diesen Zeitpunkt glücklicher wählt! Dieser Fakt: die dringende Gefahr zu erkennen, ist doppelt nöthig zur Zeit gefährlicher Epidemien, in denen die Rettung von schneller Hilfe abhängt. Gewöhnlich geschieht hier des Guten zu viel. Wie viele unnöthige Gänge hätte man den Ärzten z. B. in der Cholera, wie viele Angst den Kranken erspart, wenn man nicht hinter jedem unschuldigen Symptome Gefahr witterte. In den einzelnen Fällen wird der vorsichtige Arzt ohnehin zuweilen auf jene Zufälle hindeuten, die seinen augenblicklichen Rath erheischten. Im Allgemeinen gehören dahin: Eintreten von Bewußtlosigkeit, Irrededen, anhaltend schlaffüchtiger Zustand, Fraisen, wenn sie nicht früher habituell waren, starke Entlee-

rungen von Blut oder andern Säften, plötzliches Verfallen der Gesichtszüge, Marmorkälte der Extremitäten, Unvermögen zu schlingen.

Wer den Kranken im gesunden Zustande kannte, seine Eigenheiten, sein Temperament, seine Gelüste, wird ihn besser pflegen, daher die Mütter ihr Kind, der treue Diener seinen Herrn. Angehörige, die der Kranke liebt, sind schon deshalb zu seiner Wartung geboren. Die Pflege durch fremde Hände ist es im Allgemeinen, welche das Vorurtheil gegen Spitäler nährt; denn wie sollte man auch von Fremden dieselbe Aufopferung erwarten wie von Freunden und Blutsverwandten!

Alte, im Krankendienste ergraute Leute sind dazu nicht immer die besten. Außer ihrer Gebrechlichkeit sind sie oft durch den steten Anblick körperlicher Leiden gefühllos, voll Eigendünkel, und mehr Kritiker als Verbündete des Arztes. Sie trösten auf eine Weise, die noch mehr beunruhigt; oder um mit ihren Erfahrungen zu prunken, kramen sie furchtbare Krankheitshistorien aus, die der vorliegenden auf ein Haar gleichen, und unglücklich endeten. Gemeine Leute lieben es nämlich, Solchen, die an Stand oder Bildung über ihnen stehen, auf irgend eine Art zu imponiren.

(Der Beschluß folgt)

Gallerie berühmter Zeitgenossen.

(Beschluß.)

Im Bewußtsein seiner Verdienste und rechnend auf Anerkennung seiner Leistungen im Kriegsjahre 1809, verließ Rust 1810 Galizien, und begab sich abermals nach Wien. Die hier erhaltene Stelle eines Primar-Wundarztes im allgemeinen Krankenhause konnte ihn keinesweges für die früher bekleideten Aemter entschädigen, sie brachte ihm kaum die Hälfte des früheren Gehaltes; nur der Gedanke eines weiten praktischen Wirkungskreises mochte ihn für den Augenblick auf die Zukunft vertrösten. Wie er diese Stelle bekleidete, mag der Umstand genügend erläutern, daß seine ganze gewöhnliche Krankenabtheilung wie ein Klinikum von Einheimischen und Fremden besucht wurde, und zwar mit einer solchen Frequenz, wie man es nur zu Peter Frank's Zeiten gewohnt war. Die Ergebnisse dieses segnenreichen Wirkens hat er theils in sein eigenes Magazin, theils in die Salzburger medizinisch-chirurgische Zeitung niedergelegt.

Je mehr er sich über die ihm gegebene Sphäre hinauszubewegen wußte, je mehr die Regierung und die wahren Freunde der Wissenschaft seine Verdienste zu würdigen wußten, um so unermüdeter verfolgte ihn der Neid und die kleinliche Ränkesucht. Rust, der einen Ruf nach dem andern ins Ausland ausgeschlagen, endlich der Chifane müde, leistete einem Antrage der preussischen Regierung als General-Divisions-Chirurg zum neuen Feldzuge Folge, und trat im Jahre 1815 in königlich preussische Dienste. Am 10. Juni desselben Jahres verließ Rust Wien und eilte zur Armee; obwohl mit keiner gehörigen Instruction versehen, wußte er doch die ärztliche Oberleitung unter dem Befehle des Generals, Grafen Bülow von Dennywiz, so zu führen und sich so in sei-

nen Geschäftskreis zu finden, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und der Armee in so vollem Maße zu erwerben, daß ihm vom Könige von Preußen das eiserne Kreuz am weißen Bande verliehen wurde.

Nach beendigtem Feldzuge ging er nach Berlin, und schlug, dem ihm gemachten Versprechen gemäß, eine Anstellung in Berlin zu erhalten, das Anerbieten zum General-Chirurg nach Königsberg, zum Prof. nach Halle oder der neu-rheinischen Universität, so wie einen erhaltenen Ruf nach Wina aus.

Bald darauf wurde er als General-Divisions-Chirurg von Brandenburg und Pommern, später als General-Stabsarzt der Armee angestellt, und nicht lange nachher gleichzeitig zum außerordentlichen Professor an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie ernannt. Um ihm einen, seinen Kräften angemessenen Wirkungskreis zu geben, wurde ihm 1816 mittelst Cabinetordre vom 12. Dezember desselben Jahres eine Gehaltszulage von 1500 Thalern, mit Beibehalt seines militärärztlichen Postens für die ordentliche öffentliche Professur der theoretischen und praktischen Chirurgie in der Militärakademie ertheilt, dann wurde er zum provisorischen Stellvertreter Mursinna's, zum ersten dirigirenden Wund- und Geburtsarzt an der Charité und zum Mitgliede der Obersanitätscommission ernannt; so wie ihm ferner ein unter seiner Direction stehendes ophthalmiatisches Klinikum bewilligt. Im Jahre 1818 wurde er auf Antrag der medizinischen Facultät auch an der Universität Berlin zum Professor ernannt. Im Jahre 1819 erhielt er den rothen Adlerorden dritter Klasse. Als im Frühjahr 1819 unter der preussischen Besatzung in Mainz eine ansteckende Augenentzündung ausbrach, wurde er vom Kriegsministerio aufgefördert, sich in Eigenschaft eines königlichen Kommissärs dahin zu versügen, um die Behandlung sachkundig zu untersuchen, etwa nöthige Verbesserungen einzuleiten, und Alles anzuordnen, was ihm zur Bekämpfung des Contagiums in ärztlich-polizeilicher Hinsicht für gut scheinen würde. Diese von ihm getroffenen Mafregeln wurden auf Befehl des Königs als Regulativ in der Armee vertheilt, und ihm ein schmeichelfhaftes Handschreiben von Höchstdemselben zugestellt. 1820 wurde er in Folge dessen als actives Mitglied der unter dem Präsidio des Generals, Grafen von Gneisenau, stehenden Immediatcommission zur Regulirung des Militär-Sanitätswesens ernannt. Noch früher wurde er zum Geheimen Obermedizinalrath, zum Mitgliede der Medizinalabtheilung im Ministerium des geistlichen Unterrichts und Medizinalangelegenheiten, und 1829 zum Präsidenten der neuen königl. Behörde zur Verbesserung des Hospital- und Krankenwesens ernannt. Auch der Kaiser von Rußland ertheilte ihm den St. Annen-Orden zweiter Klasse, und mehrere auswärtige Universitäten und Gesellschaften ernannten ihn zum Mitgliede und Correspondenten, wie jene zu Bonn, Breslau, Erlangen, Halle, Krakau, Wilna, Petersburg u. m. a.

Ruß's Schriften sind zu mannigfaltig, als daß wir hier sie anführen könnten; es ist kein Fach der praktischen und theoretischen Chirurgie, welches nicht durch ihn Verbesserungen und Berichtigungen erfahren hätte. Sein Vortrag war lebhaft und gründlich, und besonders am Krankenbette war sein Unterricht überaus belehrend durch die lichtvollen Blicke, welche er über die Diagnosis verschiedener Krankheiten verbreitete.

So viel aber auch Kunst von Berufs- und Amtsgeschäften in Anspruch genommen wurde, so blieb auch einige Zeit, die er mit Vergnügen den Künsten widmete. Er war ein warmer Kunstfreund; er besaß eine gewählte Sammlung von Gemälden, und erkaufte bei seiner Anwesenheit in Wien 1833, die mit Glück und Geschmac vom Landrathe Ebert früher in Brünn aufgestellten, und durch mehrere Jahre zusammengebrachten Originalgemälde, welche Hornmayr in seinem Archive beschrieben.

So sehr aber auch Kunst nach überstandenen Mühseligkeiten von Stufe zu Stufe emporstieg, und für Alles Ueberstandene hinreichend entschädigt zu werden schien, so war ihm das Glück von einer andern Seite minder günstig, nämlich in Betreff seiner Gesundheit in den letzten Jahren. Seine Sehkraft wurde immer schlechter und bedrohte sogar durch einen Staar die Vernichtung derselben, ferner wurde er fast am Ende seiner Tage bei einem Spaziergange vom Parke durch einen schnellfahrenden Wagen niedergerissen, Unterleibsbeschwerden quälten ihn nicht minder, die ihm den Gebrauch der Heilquellen in Schlessen nöthig machten, wo er auch in einem Alter von 65 Jahren sein thaten- und segensreiches Leben endete.

Jonas Hanway.

(Be schluß.)

Diesen unglücklichen Wesen Mittel zu ihrer Besserung an die Hand zu geben — die reuigen Opfer der Leidenschaft wieder des Anspruchs auf die Rechte der Gesellschaft würdig zu machen — die Meinung auszusprechen und zu vertheidigen, daß die Welt gewiß nicht diese irregeleiteten Dulderrinnen zurückstoßen kann, wenn diese nur den Willen haben, ihrem sittenlosen Wandel zu entsagen — dies waren die triftigen Gründe und Hebel, welche den wohlwollenden Hanway zur Errichtung eines Hauses für die Aufnahme solcher reuiger Sünderinnen anregten. Betrachten wir jedoch die fürchterliche Höhe, welche dasselbe Laster noch heute in England, und ganz besonders in London erreicht, so können wir bloß darüber trauern, daß jeder solche Plan, den Fortschritt des Lasters zu hemmen, ein ähnliches Loos zu gewärtigen hat. Allein wenn es dem politischen Oekonomen zukommt, solche Bemerkungen anzustellen, so steht doch der wahre Christ mit wärmerer Theilnahme auf solche Institutionen; denn wenn er sieht, daß auch nur ein einziges Kind reuig in die Arme seiner weinenden Eltern zurückkehrt, so wird er gewiß das Wohlwollen desjenigen segnen, der dem Irrenden eine Gelegenheit anbot, seinem Elende zu entfliehen, und er wird die Entstehung einer solchen Institution gewiß jener allmächtigen Güte zuschreiben, welche nicht den Tod des Sünders wünscht, sondern nur will, daß er lebe und der Sünde entsage.⁹

Hanway war auch einer der Ersten, welche einsahen, wie sehr der religiöse Unterricht durch die Errichtung von Sonntagschulen gefördert werden mußte. Er arbeitete aber auch an der Vollendung dieser wahrhaft nützlichen Institutionen mit all' dem warmen Eifer, der ihn so vortheilhaft auszeichnete, und zwar aus der innigen Ueberzeugung, daß nichts so gefährlich sei, als Unwissenheit und Mangel an religiöser Bildung.

Uebrigens verdankt eine der verfolgtesten und gebrüctesten Klassen der englischen Bevölkerung, nämlich die *Kaminfeger*, ihren jetzigen besseren Zustand den Bemühungen *Hanway's*. Er war einer von den Ersten, welche ihre trostlose Lage andeuteten, ihnen eine bessere Behandlung von ihren geizigen Meistern erzwangen, und sie von individueller Tyrannei durch Anspruch auf das Gesetz schützten. Der Zustand dieser unglücklichen Kinder wurde durch seinen Einfluß bedeutend verbessert, und spätere, in demselben Geiste des Wohlwollens geäußerte Bemühungen lassen hoffen, daß dieser Klasse von Menschen die Segnungen der Reinlichkeit und Erholung so gesichert werden, daß sie nimmermehr von der Gesellschaft fast ausgeschlossen sein, sondern eine würdige Stellung neben der übrigen arbeitenden Klasse erhalten werden.

Es wäre unmöglich, dem vortrefflichen Manne auf allen jenen Wegen zu folgen, die er einschlug, um das Wohl seiner Landsleute zu befördern. Sein Gemeinfinn und seine Uneigennützigkeit waren so sehr der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, daß ein Ausschuß der Kaufleute von London an den damaligen Minister die Bitte ergehen ließ, dem Herrn *Hanway* als ein Zeichen der National-Achtung eine ehrenvolle und einträgliche Stelle zu verleihen, um ihn einigermaßen für die Aufopferung seines eigenen Vermögens und seinen unerschütterlichen Eifer für das Wohl seiner Mitmenschen zu entschädigen. Er erhielt auch wirklich die Stelle eines *Commissionärs* der Marine, welches Amt er mit exemplarischer Treue durch 20 Jahre verwaltete, während ihm dessen Erträgnisse die Mittel verschafften, zum Besten seiner Mitgeschöpfe in noch größerem Maße beizutragen.

Er starb im Jahre 1786. Die Achtung, die man seinem Andenken zollte, war so groß, daß man ihm ein Monument errichtete, welches viele hundert Pfunde kostete.

Ein Wort des Andenkens an *John Howard*.

Unter den durch die aufopferndste Menschlichkeit ausgezeichneten Männern steht *John Howard* obenan. Dieser wahrhaft große Mann besuchte — um und der Worte eines seiner größten Zeitgenossen zu bedienen — ganz Europa, nicht um genaue Messungen der Ueberreste alter Größe anzustellen, nicht um die Pracht der Paläste und die Herrlichkeit der Tempel zu schauen, nicht um Medaillen und Manuscripte zu sammeln, sondern um in die Tiefen der Kerker zu steigen, die verpestende Atmosphäre von Hospitälern zu athmen, die Wohnungen des Elendes und Schmerzes zu durchwandeln, das Maß der Entbehrung und des Jammers zu erforschen, sich des Gedrückten und Vergessenen anzunehmen, und die herzzerreißenden Scenen, wie sie sich in den Sammelorten des Kummers in allen Ländern darstellen, mit einander zu vergleichen.

Er wurde zu *Hailey* im Jahre 1726 geboren. Sein Vater, ein Bürger von London, der schon frühzeitig starb, hinterließ ihn der Obhut von Vormündern, die ihn zu einem Spezereihändler in die Lehre gaben. Da er jedoch von schwacher Körperconstitution war, und fand, daß ihm sein Vermögen eine angenehme Unabhängigkeit sichern konnte, so zog er sich zeitlich von den Sorgen des Geschäftslebens zurück. Im Jahre 1752 heirathete er eine ihm an Jahren

bei weitem überlegene Dame, jedoch ohne das geringste pecuniäre Interesse, denn er schenkte ihr kleines Vermögen ihrer Schwester. Sie lebten jedoch nur drei Jahre in ihrer glücklichen Ehe und er betrauerte ihren Tod aufrichtig. Er heirathete noch einmal; wurde aber wieder in kurzer Zeit Witwer.

Ein außerordentlicher Zufall wird zuweilen der Vorsehung das Mittel, den Menschen auf einen Weg zu leiten, auf dem er seinen Mitgeschöpfen nützlich werden kann. So war es auch mit Howard der Fall. Er wurde im Jahre 1756 auf einer Reise nach Lissabon von einem französischen Kaper gefangen genommen, und die Qualen, welche er in diesem Verhältnisse dulden mußte, erweckten in ihm die lebendigste Sympathie für jene Unglücklichen, welche den Entbehrungen und dem Elende der Gefangenschaft ausgesetzt sind. Diese wohlwollenden Gesinnungen nahmen an Stärke zu, als er im Jahre 1773 die Würde eines Sheriffs erhielt, welches Amt, wie er sich selbst ausdrückte »ihn mehr mit dem trostlosen Zustande der Gefangenen bekannt machte“. Er faßte alsbald den Plan, alle Gefängnisse Englands zu besuchen. Nachdem er denselben ausgeführt hatte, theilte er die Resultate seiner Forschungen dem Haupte der Gemeinen mit, wofür er von diesem ehrenvollen Vereine den lebhaftesten, einstimmigen Dank erhielt.

Nicht zufrieden damit, bloß für sein Vaterland Gutes zu thun, bereis'te er zwischen den Jahren 1775 und 1787 den Continent, und besuchte die Gefängnisse von Deutschland, Holland, Italien, Spanien, Portugal, Rußland und der Türkei. Einen bedeutenden Zuwachs seines Vermögens, der ihm durch das Vermächtniß seiner Schwester zufiel, betrachtete er als eine Gabe des Himmels zur Beförderung seiner menschenfreundlichen Zwecke und wendete denselben auch demgemäß an. Er gab mehrere Werke über den Gegenstand seiner Bemühungen heraus, und seine wunderbaren Anstrengungen hatten ihm einen solchen Ruf verschafft, daß eine Subscription eröffnet wurde, um ihm eine Statue zu errichten. Seine Bescheidenheit und wahre Größe jedoch vereitelten die Realisirung dieser Idee.

In einem seiner Werke über Lazarethe erklärte er seine Absicht, noch einmal die östlichen Länder zu besuchen, um das Elend jener Menschen, die an ansteckenden Krankheiten leiden, kennen zu lernen, und ihnen so viel als möglich Hilfe zu bringen. Mit der Stärke eines echten Christen und Verachtung aller Gefahr sagt er in diesem Werke: »Ich bin mit den Gefahren einer solchen Reise nicht unbekannt. Jedoch auf den Schutz jener Vorsehung bauend, die mich bis jetzt erhielt, überlasse ich mich ruhig und heiter der Verfügung der nie irrenden Weisheit. Sollte es Gott gefallen, mich in der Verfolgung dieser Pläne abzurufen, so schreibet mein Betragen nicht einer Raschheit oder einem vorübergehenden Enthusiasmus, sondern ernstern, unumstößlichen Ueberzeugungen zu, daß ich den Pfad der Pflicht gegangen sei, und dem aufrichtigen Wunsche, meinen Mitmenschen mehr nützlich sein zu können, als dies in den beschränkten Kreisen des Privatlebens möglich ist.“ Diese Ahnungen seines Schicksals traten auch in Erfüllung, er beschloß nämlich seine segnende Laufbahn in der Ausübung eines Aktes der Barmherzigkeit zu Cherson, wo er an einer die böskartigen Epidemie leidenden Bewohner besuchte. Er starb an derselben Krankheit den 20. Jänner 1790.

Es läßt sich denken, daß dieser große Märtyrer des reinsten Wohlwollens bedeutende Geldopfer bringen mußte, um seine Absicht, den Druck des Elends zu mindern, realisiren zu können. Sein Vermögen war zwar beträchtlich, aber nicht ungeheuer. Allein er sparte sich nicht bloß alles Ueberflüssige ab, sondern übte auch zugleich die strengste Selbstverleugnung. Er entzog sich allen Freuden des geselligen Lebens und gönnte sich nur die dürftigste Kost. Er war das treffendste Beispiel von Entschlossenheit des Charakters, und zeigte, wie viel Gutes sich durch die Bemühungen eines Einzelnen stiften lasse, wenn dieselben systematisch und ernst auf einen einzigen Punkt concentrirt werden.

Das Gedächtniß Howard's wurde von seinen Landsleuten auf eine höchst ehrenvolle Weise gefeiert. Man errichtete ihm in der St. Pauls-Kirche eine Statue, auf deren Postament sich eine Skizze seines Lebens befindet, welche mit folgenden Worten schließt: »Er schritt einen offenen, aber seltenen Weg zur Unsterblichkeit in der feurigen, nimmer ermattenden Ausübung der christlichen Barmherzigkeit. Möge dieser, seinem Ruhme gezollte Tribut beitragen, Andere zur Befolgung seines glorreichen Beispiels aufzumuntern!«

Das edle Beispiel Howard's hat auch in der That einen sympathisirenden Geist des wohlwollendsten Wettseifers in Großbritannien rege gemacht. Die Aufmerksamkeit, welche dieser große Mann dem Elende der Gefangenschaft zollte, machte manche unnöthige Strenge, die man in den Zellen des Lasters und Elendes für nothwendig erachtete, bekannt. Allein es fehlte an einem systematischen Zusammenwirken, um für den Verbrecher die Strafe zu einem Mittel der Besserung zu machen, bis sich endlich eine eigene Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängniß-Disciplin bildete, welche bis auf den heutigen Tag unablässig und mit gekröntem Erfolge an der Realisirung ihrer philanthropischen Zwecke arbeitete.

M i s c e l l e n .

Der Vater R. Macgregor's, des berühmten Verfassers der »Geschichte der französischen Revolution«, hatte eine ganz besondere Weise, seinen Kindern Medicamente beizubringen. In solchen Fällen goß der alte Herr das verhasste Getränk in eine Tasse, und präsentirte dieselbe dem kleinen Patienten. Weigerte sich dieser dieselbe zu trinken, so nahm er augenblicklich eine höchst martialische und ernste Miene an und rief in befehlendem Tone: »Was, du weigerst dich, des Königs Gesundheit zu trinken?« Ward auch dann noch nicht Folge geleistet, so sang er folgende Zeilen, die nie ohne die erwünschte Wirkung waren:

»Wer diesen Trunk sich zu nehmen weigert,
Dem sei dessen Hefe in's Gesicht geschleubert!«

Der Becher wurde dann mit einem Zuge geleert, und das Kind lachte vor Erstaunen und Vergnügen über die Leichtigkeit, mit der es sich einer Operation unterzogen hatte, deren bloßer Gedanke es einen Augenblick vorher noch mit Schrecken erfüllt.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 101. Donnerstag, den 17. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über Krankenpflege. — Ueber Ungarn's vorzüglichste bekannte Mineralquellen. — Die ärztliche Landpraxis. — Bemerkungen über die Pest.

Einige Worte über Krankenpflege.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

(Schluß.)

Nie soll der Krankenwärter zugleich die wirksamern Arzneien bereiten, wie es in vielen Privat-Spitälern der Fall ist. Welcher Arzt ist dort wohl gewiß, daß seine Arznei wirklich nach Vorschrift bereitet sei, und welche chemische Analyse ist im Stande, stets die völlige Identität derselben mit dem Recepte nachzuweisen? Von Beobachtungen über Wirkungsart der Arzneien, von Bereicherung der materia medica mit neuen Erfahrungen kann unter den Umständen nie die Rede sein. Weiber — so unübertroffen sie in der Krankenpflege sind, so unverläßlich bleiben sie in der doppelten Art als Wärterinnen und Pharmaceuten. Vorurtheil, vermeintliche Erfahrung, Mitleid verleitet sie oft, um keinen Preis Medikamente zu reichen, die ihnen neu oder gefährlich scheinen. Die Versuchung ist zu groß, die Mittel unter ihrer Hand so zu gestalten, wie es nach ihrem Gutdünken dem Kranken am meisten frommt.

Der Krankenwärter sei endlich verschwiegen. Wie oft kommt es darauf an, nicht nur der Welt, sondern selbst der Familie manches Leiden zu verschweigen. Das Delirium plaudert Dinge aus, die der Kranke sein Lebenlang im Innersten verbarg; die zartesten Familiengeheimnisse berühren fremde Ohren. Ohnehin kommt in keiner Lage die gegenseitige Zuneigung ihrer Mitglieder, ihre wahre oder verstellte Anhänglichkeit mehr an den Tag, als bei Erkrankungen. Welch' ein Unheil kann hier Geschwägigkeit stiften.

Bei jedem Berufe ferner, dessen Lohn mit der Aufopferung in keinem Verhältnisse steht, soll eine innere Triebfeder ihn ersezen. So auch beim Krankendienste. In so fern ist eine gewisse Begeisterung dafür, wie sie die Religion einhaucht, die beste Beschäftigung. Darum waren es gewöhnlich religiöse Orden, die sich dem Krankendienste widmeten, ja dem Christenthum blieb es vorbehalten, in den Johannitern die doppelte Palme der Demuth und Kraft zu verknüpfen, wie unser Schiller sagt.

Für die übrigen Pflichten der Heilkunst ist vorzüglich der Mann berufen, zum Krankendienste hat die Natur das Weib erkoren. Wohlthuend ist dem Kranken seine zartere Hand, die sanftere Stimme, der leisere Trit; sein Schlaf ist minder tief, und Nachtwachen erträgt es oft mit seltener Ausdauer. Sein Kleinigkeitsgeist, den wir so oft belachen und bekritleln, ist hier eine Tugend, die es dem Kranken nähert. Denn das Alltägliche, Geringfügige gewinnt in der Monotonie des Krankenlagers für ihn Bedeutung; er rechnet seinen Tag nicht nach wichtigen Ereignissen, seine Ausflüge nach dem engen Raume des Zimmers. Durch dies unwillkürliche Annehmen einer häuslichen Natur nähert er sich auch seinerseits mehr dem Weibe. All' das Launenhafte, Wetterwendische seiner Natur streift das Weib im Krankendienste ab, und gehorcht nur dem echt weiblichen Zuge, dem Mitgefühl für fremde Leiden. Ein geistreicher Schriftsteller sagte: eine Königin wäre neben dem Könige stets unerläßlich, um durch ihre Milde, die sie ohne Rückhalt üben könne, mit seiner oft nöthigen Strenge zu versöhnen. Nichts mache ihn populärer, als ihre durch Nichts beschränkte Güte und Sanftmuth. *Si magna licet componere parvis*, das Verhältniß zwischen Arzt und Krankenwärter ist ähnlich. Wer sollte mit den zahlreichen Entbehrungen und Verböten, die der Arzt auflegt, versöhnen, wer soll sie erträglicher machen, als das Weib? Bei Kindern und Weibern ist seine Hilfe kaum zu ersezen, nur bei Irnsinnigen, denen auch physische Kraft imponiren soll, bei Leiden, deren Pflege das weibliche Schamgefühl verletzete, sind Männer vorzuziehen.

In den letzten Decennien hat man auch der Krankenpflege mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Durch die Errichtung des Ordens der grauen Schwestern wurde gleichsam ein Stand von Krankenwärttern geschaffen, und durch öffentliche Vorträge über Krankenpflege es dem Layen möglich gemacht, sich hierin die nöthigsten Kenntnisse zu erwerben. Die Ertheilung von Prämien zur Zeit verheerender Epidemien, um zum Krankendienste aufzumuntern, die Haltung eigener Bureaux, in denen man taugliche Subjekte dazu jeden Augenblick traf, erwiesen sich an mehreren Orten höchst zweckmäßig. Nur sind alle diese Einrichtungen noch vereinzelt, und nur in großen Städten realisirt. Es ist zu erwarten, daß man auch diesen Zweig des Sanitätswesens immer mehr ausbilde; denn die letzten Pestepidemien haben von Neuem daran erinnert, wel-

chen Einfluß eine zweckmäßig eingerichtete Krankenpflege nicht nur auf Einzelne, sondern auch auf die Moralität im Großen ausübe.

Ueber Ungarn's vorzüglichste bekannte Mineralquellen.

Ueber Ungarn's vorzüglichste Mineralquellen machte Dr. Adolph Zsigmondy in seiner unten angeführten Schrift *) Resultate bekannt, welche die Aufmerksamkeit unserer Leser in hohem Grade verdienen. Es war nämlich ein lange gefühltes Bedürfniß, eine wissenschaftlich geordnete Sammlung und treue übersichtliche Zusammenstellung der vorzüglichsten Heilquellen Ungarn's, besonders aber der neueren und neuesten Analysen zu haben, die theils der eben jetzt erwachte Eifer der Naturforscher für diesen Zweig der Heilkunde, theils der edle Wohlthätigkeits-sinn einiger begüterter Magnaten ins Leben gerufen hatte; — ein Bedürfniß, dem einzelne hierher gehörige Schriften (von Emréß, Simon u. A.) nur unvollkommen entsprechen. Wir bezeichnen demnach das vorliegende Werkchen als ein sehr willkommenes, um so mehr, als dessen Verf. sich, wie er in der Vorrede sagt, zur Aufgabe gemacht hat, die zerstreuten Analysen, sammt den nöthigen Daten in ihrer wissenschaftlichen Beurtheilung, aus den Urquellen neuerdings zu sammeln, dieselben durch ihre Zurückführung auf ein einziges gleiches Maaß übersichtlich zu machen; eine Skizze von der Lage, dem Klima, den Quellen, der Einrichtung jedes einzelnen Kurortes in möglichst gedrängter Kürze zu liefern, endlich aus der Literatur desselben das Neueste oder Beste hinzuzufügen — dies war die Tendenz des Verf. — Vom physikalisch-chemischen Standpunkte ausgehend, legte er seiner Eintheilung die Temperatur des Wassers zu Grunde, und sonderte demnach die abgehandelten Mineralwässer in zwei Gruppen, deren eine die heißen, die andere die kalten Quellen umfaßt. Die ersteren sind nach den fallenden Wärmegraden des Reaumur'schen Thermometers, die letzteren nach der Quantität der fixen Bestandtheile — also jener Momente, die hauptsächlich ihren pharmakodynamischen Werth bedingen — zweckmäßig weiter geordnet. — Von den Thermen finden wir 14 Kurorte angeführt, unter denen die salinischen Schwefelquellen von Pöstény mit einer Temperatur von + 51° bis 46° R. den ersten Platz einnehmen. Sie wurden im Jahre 1809 vom Freiherrn v. Jacquin und Scholz, und neuerdings von Lang, Dornier und Pantocsek zugleich untersucht; — die tabellarische Zusammenstellung dieser Analysen zeigt indessen so bedeutende Unterschiede, daß sich durch die bloße Vergleichung der Totalsummen der fixen Bestandtheile die Nothwendigkeit einer Wiederholung der Untersuchung von selbst herausstellt. Den zweiten Rang hinsichtlich ihrer Temperatur nehmen die 51° — 35° R. heißen Ofner Thermen ein, welche die neueste, von Dr. C. L. Sigmund im verflohenen Jahre unternommene Analyse, im Gegensatz zu der alten Oesterreicher'schen von 1781, in die Reihe der alkalisch-salinischen Säuerlinge stellt; hierauf folgt Mehádia mit der von Zimmermann'schen Ana-

*) Synopsis fontium medicatorum Hungariae praecipuorum, respectu physico-chemico. Dissertatio inauguralis. Auctore Adolpho Zsigmondy Med. Doctore. Vindobonae 1840, 8, 40 S.

lyse von 1817. Dann Topuzsko, untersucht im Jahre 1837, von Müller, Toplika in Croatien (1826 von Halter analysirt), Harkány (v. Patkovits), Skleno oder Glashütten (von Wehrle), Darúvár (1839 von Wagner), die viel versprechenden, erst in der neuesten Zeit berücksichtigten, jodhaltigen Lippiker Thermen (gleichfalls von Wagner 1839 analysirt), Großwardein (1835 von Horváth), Stubnya (von Kitabel), Teplic bei Trenčin (1826 von Carl), Wichnye oder Eisenbach (von Heering), endlich die + 25,80 bis 90 R. warmen lithionhaltigen Szliács-Sauerquellen, welche mit der von Wagner veranstalteten Analyse die Reihe der Thermen beschließen. — Die Klasse der kalten Quellen begreift ebenfalls 14 Mineralwässer in sich, unter denen die jüngstens von Wagner untersuchte Salzsole Alsó-Sebes, hinsichtlich ihrer fixen Bestandtheile (113,7/10 Gran in einem Civilpfunde Wasser) obenan steht. An diese reihen sich die übrigen Quellen in folgender Ordnung an: Suliguli, im Jahre 1828 von Torosievicz analysirt, mit 34,6 Granen, Királyfia (von Wehrle), Sóskút, auch Sulz (1824 von Mittermayer), Brusznó (1839 von Wagner), Paráđ, mit seinen Schwefel-, Eisen- und Alaunwässern (1827 von Meißner), Fűred und der Plattensee (1835 und 1836 von C. L. Sigmund), Szalatnya (von Wehrle), Bartfeld (1806 von Schultes), Kobersdorf (1830 von Würzler), Balff oder Wolfs (1830 von Würzler), der Neusiedlersee (von Würzler und von C. L. Sigmund), Buziás (1810 von Kitabel), endlich Preßburg's Eisenbrünnchen (1824 von Fiedler, später von Bachmann untersucht), welches, da es nur 1,5 Gran fixer Bestandtheile in 16 Unzen Wasser enthält, den letzten Platz in dieser Reihe einnimmt.

Fassen wir nun die aus der Vergleichung der angeführten Analysen erhaltenen Resultate zusammen, so ließen sich vorstehende Quellen etwa folgendermaßen klassificiren:

I. Schwefelquellen 8, worunter 6 warme (Pöstény, Mehádia Toplika, Harkány, Großwardein, Trenčin), 2 kalte (Paráđ Wolfs).

II. Eisenquellen 10, davon

a) Thermen 3 (Darúvár, Eisenbach, Szliács).

b) kalte 8, worunter 7 Säuerlinge (Sóskút, Paráđ, Fűred, Szalatnya, Bartfeld, Kobersdorf, Buziás), und eine reine Eisenquelle: Preßburg's Eisenbrünnchen.

III. Säuerlinge ohne Eisen 3, theils alkalische, theils erdig-salinische (Ofen, Suliguli, Királyfia).

IV. Salinische Wässer 5 (theils alkalische, theils erdige), unter denen

a) Thermen 3 (Topuzsko, Skleno, Stubnya).

b) kalte 2 (Brusznó, die Seebäder von Rust im Neusiedler see).

V. Jodwässer 3, davon

a) Thermen 1 (Lippik).

b) kalte: 2 (Alsó-Sebes (?), Bartfeld).

VI. Salzsole 1 (Alsó-Sebes).

VII. Alaunwasser 1 (Paráđ). Schon diese Zusammenstellung, welche

bei weitem den geringsten Theil von Ungarns Heilquellen in sich begreift, zeigt, daß es einen großen Reichthum an den verschiedenartigsten Gesundbrunnen aufzuweisen habe, welche hinsichtlich ihrer Bestandtheile, folglich auch hinsichtlich ihrer pharmakodynamischen Beziehungen den berühmtesten und besuchtesten des Auslandes unbedingt an die Seite gestellt werden dürfen. Mit Ausnahme Karlsbad's in Böhmen dürfte es in Europa kaum irgend eine Mineralquelle geben, welche in Ungarn nicht einen, ja häufig mehrere gleich achtenswerthe Repräsentanten fänden. Aber es ist an der Zeit, daß man auch in Ungarn nun einseht, wie nicht bloß in den Bestandtheilen und der Temperatur einer Quelle ihr Werth allein liege, wie es hieran durchaus nicht genüge, um den einheimischen Bades- und Kurorten Besuch, Geltung und Leben zu verleihen, sie allmählig den gepriesenen ausländischen gleichzustellen, ja endlich auch Besuch vom Auslande zu erwarten. Um diese Resultate zu erzielen, muß zweckmäßige Einrichtung der Wohnungen, Benützung der in der Regel reichhaltig schönen Umgebungen zu bequem zugänglichen Partien, leichte Communication und eine andauernde gleichmäßige ärztliche Obforge hinzukommen. Unter solchen Auspizien gedeihen (wie wir sehen) sogar Kurorte, deren Quellen eben nicht von bedeutendem Werthe sind, und ohne solche Auspizien wird heutzutage keiner emporkommen.

Der emsige junge und, wie aus der Arbeit hervorgeht, auch im naturhistorischen Theil der Heilkunde trefflich gebildete Verf. hat mit diesem Schriftchen allen jenen Ärzten, die sich für Hydrographie speziell interessieren, einen denkwürdigen Dienst erwiesen, weil bisher eine ähnliche, genau und mit Verben auf die Autoren gelieferte Darstellung mangelte. Den Ärzten und Cultoren seiner Heimat aber hat Herr Dr. Zsigmondy die Uebersicht von Schätzen an die Hand gegeben, deren jeder einzelne einer vollständigen Monographie werth wäre.

Druck, Papier und Ausstattung des Schriftchens sind sehr anständig.

Dr. C. C—b.

Die ärztliche Landpraxis in Frankreich.

(Von Dr. C. Girou.)

Der Landarzt, oder Offizier de santé, denn Beide stehen sich de facto gleich, ist ein ganz besonderes Wesen, gleichsam die innere, bei Rößen und Menschen bekanntlich schlechtere Seite, oder das Unterfutter eines Arztes der großen Städte. Beide haben zwar dieselbe Aufgabe, aber nur Einer die oft unüberwindlichsten Schwierigkeiten.

Mit dem größten Wohlwollen läßt sich der Landarzt am kleinen, ruhmestodten Orte nieder; er dankt es den ersten Kranken, die ihm Gelegenheit geben, seinen glühenden Eifer zu äußern; Tag und Nacht will er sich des Zutrauens würdig zeigen, er verschmäht die Wunderkuren, sein Name hallt nicht weithin, die Dankbarkeit der Armen ist ihm genügender Lohn; er zweifelt nicht, daß ihm die Bemittelten 3, oder 4000 Frös. gewähren werden, um die Medicamente, die er liefert, den Unterhalt seiner Pferde und seines bescheiden Hauses zu bestreiten. Einen Punkt vergaß er, nämlich die 4000 mühsam erworbenen Frös.

einzufordern, aber die Schuldner warten nicht immer bis Ende des Jahres, um ihn zu enttäuschen. Seine ersten Kranken gerade hatten viele Liebe für den Besiz, und wählten vielleicht ihn, weil Andere am liebsten die Wahl ausschlugen. Das ist schon ein harter Stoß; den zweiten wird er fühlen, wenn er sein noch so mäßiges und immer ungeheures Honorar ausschreibt, und wenn seine Schuldner nach drei, vier Jahren auch vor Gericht Ausflüchte wissen. Ein Gefühl von Mißbehagen beschleicht ihn; wer weiß es, wie schwer es ihm ward, von den Reicherem als Lohnarbeiter angesehen und bedungen zu werden. Die Liebe der Armen tröstet ihn; aber auch diese verleumdten ihn, weil die Großmutter starb, die nichts von dem that, was er anordnete, und zu den Schwestern und Pfuschern ein noch ehrenderes, blindes Vertrauen hatte.

Ich darf es ohne Uebertreibung sagen, ein Drittel der Todten stirbt an der Unwissenheit unseres Landvolkes, die stets groß und noch lange dauern wird, und an seinem Vertrauen zu den Stegereiz- und Wunder-Doktoren. Nur eine Vereinigung aller Aerzte, eine gemeinsame, von der Verwaltung unterstützte Reaction gegen dies Unwesen könnte helfen.

Aus mehreren Gründen aber steht die Heilkunst bei uns auf dem Lande in geringem Ansehen; vor Allem wegen der Leichtgläubigkeit und der Vorurtheile des Publikums, das sie gern für ein reines Errathen ansieht. Dann tragen auch die Aerzte nicht wenig dazu bei, die über das Verfahren des Collegen die Achsel zucken, und durch Charlatanerie alles Talent ersetzen und verdunkeln; ebenso diejenigen, die aus Furcht, einen Patienten lebendig zu verlieren, zu wenig auf Befolgung ihrer Vorschriften halten und ganz wenig fordern, oder nichts. Die unerhörte Nachsicht der Regierung gegen Individuen, welche den Leichtsinns des Publikums ausbeuten, ist bei uns von unglaublicher Wirkung. Wir haben Beschwörer aller Art. Der Eine heißt Stomacace durch Gebet und Einhauchen in den Mund der Kinder, die ihm aus der ganzen Umgebung zugeführt werden; der Andere bringt allein durch Gebet alle Verbrennungen zur Vernarbung, obgleich diese recht fehlerhaft geschehen kann, wie man täglich sieht; ein Dritter »bespricht« (charme) die Taubheit, Zahn- und andere Schmerzen, die Blutungen, das Fieber und Augenleiden, unter Gebet und seltsamen Prozeduren; ein Vierter heißt alle Abspannung (Gastrit. Hepatit.), indem er den herausgefallenen »Magenzapfen« befestigt. — Alle diese »Wunderthäter, die da retten, wo die gewöhnliche Heilkunst nichts mehr vermag,« hatte ich kennen zu lernen Gelegenheit.

Unter dem großen Schwarm der Recker und Strecker, die hie und da ihre Künste üben, kann ich nicht jedem sein Verdienst ertheilen; ihre Zahl ist zu groß, aber mit dem Berühmtesten dieser Berühmten theile ich meinen Wirkungskreis; er ist ein großer Gliederseker, der 20 Meilen weit geholt wird, überall seinen Laden hat, wo man ihn erwarten darf; man drängt sich zu ihm, denn sein großer Geist erträgt die Fesseln eines Faches nicht, durchbricht die Schranken der Chirurgie, schwebt hinüber in die innere Heilkunde: 99 Klystiere und Tisane aus 20 Elementen ist das Mindeste und Einzige seiner Verordnung, die er selbst im Hauptorte, unter den Augen der obersten Behörden, ungehindert ertheilt und sich ergiebig bezahlen läßt.

Man wird zugeben, daß es einen gewissenhaften Arzt, der einige Kennt-

nist hat, anwidern müsse, dieser Art, ich will nicht sagen gleichgestellt, sondern untergeordnet zu werden, und daß ihm vor diesem Charlatanismus seine Kräfte verlassen werden. — Um so mehr darf ich dazu auffordern, daß wir unsere Kunst brüderlich üben, uns durch gemeinsame Bande an einander halten mögen, um uns von der Regierung Schutz gegen diese Mißbräuche zu verschaffen. Nur dadurch werden wir unsere Stellung und das Loos der Landbewohner verbessern, die da vielleicht noch mehr zu bemitleiden, als zu tadeln sind.

(Gazette de Santé.)

Bemerkungen über die Pest *.

(Von Lefevre)

Ursachen der Pest. — Thierische und vegetabilische Substanzen, wenn sie der Luft ausgesetzt sind und durch Wärme, so wie in ihnen enthaltenes Wasser in einem Zustand der Zersetzung sich befinden, sind meiner Meinung nach, die unerläßliche Ursache der Pest. Meine Beweise sind folgende: 1. die erwähnten Substanzen im Zustande der Fäulniß erregen, wenn sie in gehöriger Quantität innerlich genommen werden, beständig alle Symptome und Merkmale der Pest, ausgenommen die Beulen und die so außerordentliche Entzündung der Lymphdrüsen. Dieselbe Einwirkung müssen also diese Substanzen auch haben wenn sie eingeathmet werden. Die Namen dieser Gasarten, aus welchen das Miasma besteht, sind Kohlenwasserstoffgas, Phosphorgas, Schwefelwasserstoff-Ammonium, Kohlensäure und halbsaure thierische und vegetabilische Stoffe, welche durch die benannten Gase in der Luft schwebend erhalten werden. — 2. Nie hat man die Pest epidemisch und endemisch in anderen Ländern bemerkt, als in solchen, denen sowohl die öffentliche als die Privat-Hygiene fehlt, wo die vorhererwähnten Substanzen in großen Massen der Luft ausgesetzt sind. Sogar in diesen Ländern hören die Epidemien beständig auf, wenn diese Substanzen ihre innere Feuchtigkeit verlieren, oder die allgemeine Temperatur abnimmt. Dies zeigt sich in Egypten regelmäßig im Juni, wo diese letzteren Ursachen am wirksamsten sind. Pestepidemien schwiegen in allen Gegenden immer fast augenblicklich, sobald strenge Kälte eintrat. So lange die Temperatur und Feuchtigkeit der Unreinigkeiten deren Zersetzung begünstigen, zeigen sich auch in schmutzigen Distrikten, die überdies stark bevölkert sind, die Pestfälle am häufigsten. Hierdurch erklärt sich, warum Europäer, welche in Ländern, wo die Pest herrscht gewöhnlich mit einander die gesünderen Stadttheile bewohnen, weniger von der Seuche ergriffen sind, ob sie sich nun einschließen oder frei umhergehen. Der Beginn, das Herrschen und die Abnahme einer Pestepidemie erklärt sich, erstens durch die Existenz von Unreinigkeiten nach starkem Regen, oder Austritt der Gewässer zu bestimmten Jahreszeiten; zweitens durch die fortschreitende Zunahme

*) Die oben folgenden Bemerkungen sind aus der Feder des Herrn Lefevre (gegenwärtig in Bombay), welcher nach Beendigung seiner Studien an der medizinischen Schule zu Paris die letzten fünf Jahre in Egypten mit der Erforschung der Ursachen und Symptome der Pest zubachte.

menschlicher Leichen, welche während der Epidemien nur schlecht oder gar nicht begraben werden, so daß die Wirkungen auf die Ursachen, und diese auf jene zurückwirken; endlich drittens durch das langsame Austrocknen des Unflaths und der Leichen. Das Jahr, welches unmittelbar auf die Epidemie folgt, ist meistens an Pestfällen sehr reich, weil sich die Leichen des vorhergehenden Jahres noch nicht ganz zersezt haben. Ein mäßiger Grad von Feuchtigkeit, und eine Temperatur von 65 bis 85° Fahrenheit begünstigen diese Zersezung am meisten. Im zweiten Jahre nach der Epidemie sind Pestfälle noch immer nicht selten, und zwar aus denselben Ursachen, aber die Seuche muß endlich nothwendig abnehmen wegen der bedeutenden Verringerung der Bevölkerung, deren Unflath und schlecht begrabene Leichen mit ihrer Abnahme auch geringer werden müssen. Es ist eine wichtige Bemerkung, daß die Miasmen zu einer Zeit die Pest, zu einer anderen den europäischen Typhus, zu einer dritten das gelbe Fieber, zu einer vierten Wechselfieber, zu einer fünften Ruhr, und endlich zuweilen eine ganz eigenthümliche Augenentzündung erzeugen. Die Ursache davon ist, daß sie in beständig wechselnder Dosis eingeathmet werden, und daß jedes der Gase, welche das Miasma bilden, seiner Natur nach einem oder dem anderen organischen Systeme besonders feindselig ist. Es ist daher klar, daß bei dieser Wandelbarkeit der Miasmen auch deren Wirkungen verschieden sein müssen. Andererseits muß man jedoch auch die vorbereitenden Ursachen der oben benannten Krankheiten ins Auge fassen, so wie auch die sogenannten Gelegenheitsursachen. Diese liegen in moralischen und physischen Einflüssen jeder Art, welche entweder allein, oder unterstützt durch die disponirenden Ursachen, hinlänglich sind, Fieber zu erzeugen, zu dem sich die Symptome der Pest oder des Typhus gesellen, ohne welche die Pest nichts Anderes darbieten würde, als einige Beulen oder bössartige Pusteln und Karbunkeln in Verbindung mit innerer Entzündung der Lymphdrüsen. Unter diese Ursachen gehören besonders: Furcht und niederdrückende Gemüthsaffecte, zu langes Nachtwachen, erhizende oder auch unzureichende Nahrung, plözliche Ablegung alter Gewohnheiten, schneller Temperaturwechsel, Unterdrückung der Hautausdünstung und anderer Secretionen u. s. w. Ein Blick auf diese Gelegenheitsursachen erklärt, warum nicht alle der Ansteckung ausgesetzten Individuen derselben verfallen. Die Constitution des Individuums selbst wird zur vorbereitenden Ursache für die Seuche; am meisten begünstigt dieselbe die lymphatische Constitution, ohne Zweifel, weil das Lymphsystem in dieser Krankheit eine so bedeutende Rolle spielt. Uebrigens darf man bei dieser Frage auch nicht die atmosphärischen Elemente unbeachtet lassen, deren Wirkung auf die menschliche Organisation zwar nur theilweise bekannt ist, die aber auf die Pest viel geringeren Einfluß ausüben, als gewöhnlich angenommen wird. Der Beweis hiervon ist, daß da, wo kein Miasma ist, auch keine Pest sich entwickelt, wie ich schon bewiesen habe, und wie auch die Geschichte beweiset.

(Die Fortsezung folgt.)

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 102. Montag, den 21. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber die Zulässigkeit der Hausmittel. — Bemerkungen über die Pest. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Ueber die Zulässigkeit der Hausmittel.

(Von Med. Dr. Glaser.)

Es ist traurige Thatsache, deren Wichtigkeit jeder, nur halbwegs beschäftigte Arzt mit voller Seele bekräftigen wird, daß gerade das, was die gütige Natur zur Wahrung und Befestigung der wankenden Gesundheit des Menschen Heilkräftiges schuf, seinen Zweck nicht nur nicht immer vollständig erfüllt, sondern im Gegentheile zwar wohl nur durch unweckmäßige oder unzeitige Anwendung, aber doch oft genug anstatt Besserung auffallende Verschlimmerung in dem Befinden der Erkrankten hervorbringt. Hier den Arzneikörper unbedingt beschuldigen zu wollen, wäre eben so ungerecht, als den Arzt zu lästern, der in der Regel erst, wenn alle Angehörigen und einige Duzend alter Weiber oder durch sogenannte arcana berühmte Frauen ihre Kunst an dem armen Leidenden erschöpft haben, zu Rathe gezogen wird, daher, statt eines ungetrübten Krankheitsbildes, ein durch tausenderlei verschiedenartige Mittel verzerrtes Produkt zu beobachten und bevor er die eigentliche Krankheit zu behandeln anfangen kann, mit Mühe unterscheiden muß, was Symptom der Krankheit, und was Symptom der bereits in Anwendung gebrachten Arzneimittel ist. Glücklich genug, wenn unter so mancherlei Händen das Vertrauen der Kranken auf ärztliche Hilfe überhaupt ungeschwächt, wenn sein Verstand klar genug geblieben ist, um Ursache von Wirkung noch unterscheiden zu können, und sich mit gläubigem Muthe von dem Wuste ihm von zärtlich besorgten Freunden und Verwandten aufgedrungener Arzneimittel weg, zu der kundigen Einsicht eines gebildeten wahren Arztes zu wenden. Leider ist

es dann nicht immer möglich, den rechten Weg wieder zu finden, und durch unzeitige oder verkehrte Anregung zersplitterte Kräfte des Körpers zu einem Ziele zu vereinigen, nämlich zur vereinigten Wirkung gegen den eingedrungenen Feind des menschlichen Körpers, die zu behandelnde Krankheit. — Auffallend ist es für den ersten Augenblick, wie Leute von hellsehendem Geist, vertraut mit Wissenschaft und Kunst, und wohl geeignet, mit Aufbietung aller richtigen Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes, der viel weniger wichtig, als die Erhaltung der körperlichen Gesundheit, zu wirken, sich in der Besorgung eines so wichtigen Gegenstandes, als die eigene Gesundheit ist, von Weibern, Hebammen und Geheimnißkrämern, mit Uebergehung von wissenschaftlich gebildeten, mit der Natur und allen ihren Schöpfungen wohl vertrauten Aerzten, leiten lassen, und doch wird dies erklärlicher, wenn man die eigenthümliche Beschränktheit der menschlichen Natur, dieses in Mittestehen zwischen Körper und Geist mit prüfendem Auge betrachtet. Jedem Menschen wohnt mehr oder weniger ein Hang zum Wunderbaren, Unerklärlichen bei; je unbegreiflicher er etwas findet, desto mehr reizt es ihn, desto geneigter ist er, halbe Erfolge für ganze anzunehmen, und den Rest auf die Beschränktheit der menschlichen Natur überhaupt zu werfen; die Leichtgläubigkeit und Dreistigkeit, mit der Geheimnißkrämer aller Art die schwersten Krankheiten mit ihren arcanis geheilt zu haben vorgeben, reizt ihn, der den langsamen Gang einer regelmäßigen Kur scheuet, zu ihrem Gebrauche und die in jeder Krankheit erscheinende Remission wird dann als Wirkung der angewendeten Arznei von dem Darreicher oft geschickt genug ausgebeutet, während das Uebel ungestört seinen Gang gehet, und von dem später herbeigerufenen, wahren Arzte nur mit Mühe, öfter jedoch gar nicht mehr bezähmt werden kann, und ihr Opfer unaufhaltbar dem Tode zuführt. Es scheint mir in solchen Fällen zuzugehen, wie mit dem Gespensterglauben. Wir Alle sind überzeugt, wie weit die Verbindung unserer Körperwelt mit der jenseitigen Geisterwelt gehen könne, wie die Beschränktheit unserer Sinne, feinere Organisationen nicht wahrzunehmen vermöge; und doch gibt es immer wieder Fälle, wo diese Ueberzeugung wankend gemacht, einer tüchtigen Enttäuschung bedarf, um die Richtigkeit derselben Ueberzeugung darzuthun. Zwar hat wohl auch der Gang der Entwicklung der arzneilichen Wissenschaft ohne Zweifel viel Einfluß auf dieses Vertrauen auf sogenannte Volks- oder Hausmittel gewonnen. Unstreitig ist das ärztliche Wissen auf gemachte Erfahrungen gegründet, und erst späterhin haben sich aus diesen gemachten Erfahrungen Theorien gebildet, die fußend auf genauere Kenntniß der einzelnen Theile des menschlichen Körpers, bereichert durch genauere Kenntniß der einzelnen organisirten und unorganisirten Körper und die Entdeckung der neueren Chemie, den Arzneischatz wesentlich bereicherten, und Dinge in Anwendung brachten, von denen sich die ersten

Gründe der Arzneiwissenschaft nichts träumen ließen, und deren Wirksamkeit gleichwohl tagtäglich sich darthut. Wohl wird Niemand leugnen, daß es unter diesen allerdings Mittel gebe, deren Bereitung so einfach ist, daß sie leicht zu Hause bewerkstelligt werden können, und also Hausmittel im wahren Sinne des Wortes bilden; allein mir schauert die Haut, wenn ich unter diesen sogenannten Hausmitteln, Morrison'sche Pillen, Prager Tropfen, die Species zur Kur à la le Roi nennen, wenn ich sehen muß, daß die an sich weniger schädlichen Augustiner oder Medl'schen Pillen bei der geringsten Veranlassung ohne Maß genommen, und die Natur so an einen Reiz gewohnt wird, dem sie auf die Dauer nicht gewachsen ist, und dem sie endlich unterliegt. Was würde wohl jemand sagen, wenn ein zu Hilfe gerufener Arzt einem Kranken Medicamente verordnete, die für ferner gelegene, anders klimatisirte Gegenden erdacht, bei Menschen in Anwendung gebracht werden, deren ganze Lebensweise und Organisirung stärkere Arzneimittel erfordert und verträgt? Und doch werden tagtäglich von Laien ohne Scheu und Furcht vor Schaden, den sie anstiften, ungeachtet aller heilsamen Verordnungen einer einsichtsvollen Behörde, derlei Arzneien in Anwendung gebracht. Was sind die Morrison'schen Pillen, so heilsam sie in England, dessen Vaterland, auf Boxer und Matrosen wirken mögen für unsere zarter organisirten Körper, deren ganzer Bau in einer mildern Luft geringern Reizen zugängiger gemacht wurde, Anderes als Gift, dessen Einwirkung nur wenige Organisationen ohne Schaden ertragen mögen? Was sind die Species à la le Roi Anderes als ein Conglomerat der heftigsten Purganzen, deren jedes für sich schon im Stande wäre, einen herkulischen Bau zu erschüttern; was wirken die sogenannten Blutreinigungen Augustins, was die abführenden Medl'schen Pillen und Prager Tropfen bei der Art, wie man sich derselben bedient? Sind nicht bei längerem Gebrauche gänzliche Unthätigkeit des Darmkanals, Appetitlosigkeit, Blutgang bei Weibern und lästige auszehrende Hämorrhoidalleiden bei Männern die nächste unmittelbare Folge? — Wie wirken die sogenannten Fiebertropfen nicht nachtheilig auf die gesammte Organisation; durch den ihnen beigemengten Arsenikgehalt vergiften sie auf eine bald merkbare Art das Leben, das durch sie von dem Fieber befreit wurde. Fürwahr, Orfila würde mit weit weniger Mühe in den Leichnamen derer, die durch selbe vom Fieber befreit wurden, Arsenikgehalt entdecken, als im Körper des todten Caffar ge! Und so gibt es der sogenannten Hausmittel noch eine Menge, deren Wirksamkeit nur in dem beigemischten Gifte besteht; noch mehrere aber, die nur wunderählich durch das geheimnißvolle der Anwendung mit der Leichtgläubigkeit und Beschränktheit des Verstandes, der selbe in Gebrauch ziehet, helfen sollen. Wenn diese auch nicht unmittelbar schaden, so thun sie dies mittelbar, weil während ihrer Anwendung die geeignete ärztliche Hilfe versäumt, und dem Uebel Zeit gegönnt wird, un-

gehindert fortzuwachsen und immer tiefer Wurzel zu schlagen. Geringer würde der Schaden sein, wenn nur Erwachsene von diesen Hausmitteln Gebrauch machen wollten, allein auch kleine, unmündige Kinder müssen in ihren ersten Lebensstagen damit vergiftet, und zur Erlangung einer festen, dauerhaften Gesundheit für die Folgezeit untauglich gemacht werden. Jede Hebamme hat ihr eigenes Säftchen, das sie dem neugeborenen Weltbürger anstatt der ihm von der Natur angewiesenen, noch leichteren Muttermilch zur Reinigung der ersten Wege eingießt. Anstatt der Natur Zeit zu lassen, diese Reinigung nach ihrem Bedürfnisse allmählig zu bewerkstelligen, stürmen sie mit drastischen Purgirsäftchen in die kleinen, äußerst empfindlichen Körper hinein, und führen den ersten Grund herbei von nachfolgender Magenschwäche, Versäuerung der ersten Wege, Magenerweichung und häufig auch einer Anschwellung der Bauchdrüsen, die nicht selten in scrophulöse Atrophie ausartet. Lohnt es sich wohl der Mühe, um den Gang in die Apotheke zu sparen, wenn er ja nöthig sein sollte, die Gesundheit, nicht selten sogar das Leben des kleinen Weltbürgers auf das Spiel zu setzen? — Fürwahr nein!

Zwei Organe sind es jedoch vorzüglich, bei denen die Hausmittel gebraucht werden; dies sind die *Zähne* und *Augen*. Das Auge, dieser wunderherrliche Spiegel des Weltalls, der Born aller Lust und Freude, verdiente wohl eine vorsichtigeren Pflege, als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Ueberreizt durch Eingriffe mancherlei Art, ist es nicht selten, daß es seinen Zustand durch erhöhte Empfindlichkeit, Schmerz und ein häufiges Absondern von Feuchtigkeit kund thut, wozu es durch die wenige Schonung gezwungen wird, womit man es behandelt, und nun, anstatt mit Berücksichtigung der veranlassenden Ursache, durch Ruhe diesen Errethismus zu beseitigen, schmiert man Salben ohne Unterschied, oder Wasser, die so scharf sind, daß sie die Haut der Augenlieder aufätzen, ohne Wahl, bloß auf das Anrühren dieser oder jener alten Frau hinein, und macht so ein überreiztes zu einem entzündeten Auge, das nicht selten den Irrthum der Behandlung mit dem Verluste der Sehkraft büßen muß.

Auch *Zähne* sind sehr häufig ein Gegenstand der Behandlung durch Hausmittel; ohne zu wissen, welcher Art der herrschende Schmerz ist, stopft man, ohne zu wissen ob mit Recht oder Unrecht, die schärfsten Ingredienzen in den Mund zum leidenden Zahne hin, zerstört damit das Email nicht nur des leidenden, sondern auch des benachbarten, und gibt Anlaß zu kariösen Zähnen, zu Zahnfisteln und mehreren derartigen Uebeln, deren Aufzählung den Zweck dieses Aufsatzes weit überschreiten würde. — Wohl gibt es Hausmittel, die zweckmäßig angewendet, Hilfe schaffen, allein ihre Anwendung kann nicht von Laien, sondern nur von Aerzten angeordnet werden, die es nicht zu gering achten, den Gehalt derselben zu prüfen; und wenn irgendwo, so gilt hier das Axiom: »Prüfet Alles, und behaltet das Beste«.

Bemerkungen über die Pest.

(Von Lefevre.)

(Fortsetzung.)

Das Contagium der Pest. — Da die wesentliche Ursache der Pest bekannt ist, so kann man sich leicht ihr Contagium erklären, welches mit dem des Typhus und des gelben Fiebers übereinstimmt. Der Ausdruck: »Contagium durch Ansteckung«, bedeutet, daß die dasselbe bildenden Elemente oder Gase von ansteckendem, unangenehmen Geruche seien. Welche sind aber diese Elemente? Ihre physischen und chemischen Eigenschaften sind unbekannt, aber das wissen wir, daß sie sich aus der Luft entwickeln, welche die Kranken athmen, und aus ihren Sekretionen. Vollständig bekannt sind uns ihre Wirkungen auf die menschliche Organisation; denn sie erzeugen die Pest. Man muß daher schließen, daß das Prinzip des Contagiums, seine Elemente mögen welche immer sein, derselben Natur sei, als die primäre und hauptsächlichste Ursache der Pest. Man muß auch schließen, daß, so wie die Miasmen, welche zu dieser ersten und allgemeinen Ursache gehören, auch jene des Contagiums, oder der secundären Ursache um so gefährlicher sein müssen, und daß die Menschen ihrem Einflusse eine viel längere Zeit ausgesetzt sein werden, da sie in viel größerer Menge eingeathmet werden, besonders da bei einer großen Menge von Kranken die Erneuerung der Luft nicht immer leicht zu effectuiren ist. Diese Resultate sind unbestreitbar und positiv, und haben übrigens die Erfahrung für sich. Was thut man z. B. in Europa mit Personen, welche den Typhus haben? Man bringt sie so bald als möglich in reine Luft, in geräumige Stuben oder unter Zelte, von welcher Zeit an die Kranken, da man sie der Einwirkung der Ursache ihres Leidens entzieht, eine günstigere Aussicht auf Genesung haben, so wie auch Jene, die mit ihnen zu thun haben, sich ihnen mit viel weniger Gefahr nähern dürfen. Dasselbe Verfahren bewährte sich auch im gelben Fieber, und sollte daher auch auf die Pest ausgedehnt werden, da bei dieser die Ansteckungsfähigkeit so groß ist. Beweise für diese Wahrheit lieferte mir meine eigene günstige Erfahrung in dem Pestspitale zu Cairo während der Epidemie von 1835, so wie auch die genauen Berichte über das Verfahren in den Spitalern von Alexandrien und Smyrna. Sollte sich dennoch Jemand finden, der geneigt wäre, der Pest ihr miasmatisches Contagium wegzuleugnen, so sollte er bedenken, daß es besser sei, dies Contagium anzunehmen, da die von demselben ausgehenden Verpflichtungen von geringerer Wichtigkeit sind. Diese Art, das Pestcontagium zu betrachten und die daraus entspringenden Folgen, die Muthlosigkeit der Lazarathe und Quarantainen, haben bis jetzt noch viele Widersacher. Aber man erinnere sich, daß, sobald es sich um die Pestfrage handelt, die großen Massen durch Selbstsucht, Vorurtheil und Unwissenheit allein sich leiten lassen. Man hüte sich jedoch, ihnen zu glauben; man frage, wie ich es gethan, die Krankheit selbst, und bemühe sich dann, allgemeine und regelrechte Thatsachen in Bezug auf die Ursache und Entstehung derselben zu sammeln, und aus ihnen wahre Resultate zu schöpfen. Manche bemühen sich, Ansteckung mehr oder weniger entfernt von den Pestfällen zu finden, und wenn sie diese

aufgespürt haben, was bei dem so lebhaften Handel und Verkehr zwischen Nationen nichts Schweres ist, so sehen sie diese Thatsache unserer Meinung als entscheidend entgegen. Der Beweis aber, daß sie nichts weniger als entscheidend sind, ist der, daß wir, wenn wir wollten, auch für jede andere, nicht contagiöse Krankheit ähnliche Zufälle entdecken, und mit diesen ihren Ursprung rechtfertigen könnten. Dies ist jedoch nicht ohne Absicht, sondern wir wollen lieber Thatsachen anführen, die mehr zu unseren Gunsten sprechen. Man behauptete, daß dieses Jahr zu Alexandrien, wo sich täglich bei 30 Pestfälle ereigneten, mehrere Fälle in 5 — 6 Familien beobachtet wurden, und daß man, anstatt Untersuchungen anzustellen, ob sich diese Familien nicht einer speziellen Ansteckung in ihrer eigenen Wohnung ausgesetzt hatten (was, wie ich fand, allgemein der Fall war), — anstatt zu untersuchen, ob nicht irgend ein unglücklicher Zufall, wie dies in Egypten zu dieser Jahreszeit aus endemischen Ursachen häufig der Fall ist, Veranlassung gegeben hatte, kurz also, ohne zu untersuchen, in wie weit Ansteckung dabei im Spiele war, wurde Alles auf Rechnung der gefährlichsten Ansteckung geschoben. So hatte die Furcht vor Berührung, die für sehr gefährlich erachtet wurde, einen sehr traurigen Einfluß auf die Gemüther der anwesenden Europäer. Die Eingebornen selbst glauben an kein Contagium der Pest; denn da sie bemerkten, daß ihre Epidemien nie früher als nach der Regenzeit ausbrachen, so schloßen sie, daß die Ursache derselben in dem vom Himmel gefallenen Wasser, in einer gewissen Temperatur oder eigenthümlichen Beschaffenheit des Luftkreises, oder in irgend einem andern klimatischen Umstande zu suchen sei. Hierin haben sie auch vollkommen Recht und sie zeigen in diesem Punkte gesünderes Urtheil, als die Europäer. Die Epidemien brechen auch wirklich nicht bloß in Egypten, sondern auch in anderen Ländern erst nach den häufigen Regen aus. So begann auch die Epidemie zu Cairo im Jahre 1835 nach dem starken Regen im Jänner, und stieg nach den Regengüssen im April zu einer furchtbaren Höhe. Hiemit ist jedoch nicht gesagt, daß nach jedem Regen Epidemien ausbrechen müssen, sondern es gehören dazu noch Bedingungen, wie sie im Capitel von den Ursachen aus einander gesetzt wurden.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen erklärt es sich leicht, warum die Pest nicht in solchen Gegenden Egyptens, wo kein Regen ist, ausbricht. Das bloße Austreten des Nil's ist hier nicht im Stande, die Pest zu erzeugen, aus dem Grunde, weil dessen ausgetretenes Wasser nicht in die Dörfer, oder besser jene Labyrinth von Hütten tritt, zwischen und in denen der Boden mit thetzerischem Unflath bedeckt ist. In den Seehäfen der Levante regnet es häufig, und daher ist die Pest dort auch nicht selten. Uebrigens leben in denselben meistens viele Europäer und Andere, welche schon beim Worte Krankheit besorgt werden; kein Wunder, daß man dort die Pest häufiger sieht, als sie wirklich ist, und daß man so viel Gewicht auf den Umstand legt, sie wäre aus anderen Ländern heringebracht worden. Nach dem, was ich über die Ursache und das Contagium der Pest gesagt habe, läßt sich gar nicht zweifeln, daß die Pest von einem Lande in das andere übertragbar sei; allein ist das letztere gesund, und bedient man sich dort bei ausgebrochener Pest derselben Mittel, wie beim Typhus in Europa, so ist es ganz unmöglich, daß die Seuche verheerend wird. Und wenn ich die Pest übertragbar nenne, so meine ich, daß dies nur durch Personen möglich ist,

welche mit der Krankheit behaftet sind, während ich die durch verdächtige Waaren zu leugnen geneigt bin. Einen Beleg dafür gibt die Thatfache, daß man, sobald die Pest verschwunden ist, unmittelbar zum Verkaufe der Güter jener Personen, die an der Pest starben, schreitet, und zwar ohne alle Gefahr. Neben dem behauptet auch Herr Segur Dupeyron in seinem, im vorigen Jahre erschienenen Werke über die Pest, daß nicht eine einzige Thatfache bekannt sei, welche bewiese, daß die Pest durch Waaren fortgepflanzt wurde (!).

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Einfluß verdorbener Luft beim Brotbäcken). Chevallier bemerkt, daß die Erfahrung einen nachtheiligen Einfluß der Gasarten, welche sich z. B. beim Ausräumen der Mistgruben entwickeln, auf die Brotgährung nachgewiesen habe. Die Gährung wird dadurch so beschleunigt, daß man schlechtes Brot gewinnt, wenn nicht der Ofen in 12—15 Minuten fertig sein kann! Der Bäcker Robine zu Paris fand zwar, daß man durch Verminderung der Hefen, kälteres Wasser und verstärkten Salzzusatz etwas nachhelfen könne; er hält es aber stets für vorzüglicher, an solchen Tagen, wo eine dergleichen Räumung in der unmittelbaren Nähe der Bäckerei vorkommt, sich so einzurichten, daß der letzte Transport Gebäck bereits im Ofen ist, wenn die Räumung beginnt. — Stürme, schneller Witterungswechsel, u. s. w. wirken ebenfalls in einigem Grade auf die Brotgährung. Seifenwasser, welches böshafte Bäckerlehrlinge zuweilen absichtlich in den Teig bringen, verzögert die Gährung beträchtlich, und erzeugt schweres Brot.

— Bleizuckerhaltiger Weingeist ist Boutigny vorgekommen. Derselbe war nicht aus schlechter Absicht, sondern aus Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den schädlichen Wirkungen des Bleizuckers von dem Fabrikanten zugesetzt, um die Klärung zu beschleunigen.

— In einer neuerlichen Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft las Obrist Sykes einen wichtigen Aufsatz über „die Statistik der zur Beaufsichtigung der Irrenhäuser errichteten Commission.“ Der Obrist ist einer von den Commissären, deren Wirkungskreis sich über London, Westminster, Southwark, Middlesex und 7 Meilen um London erstreckt. Dieses für die Interessen des Publikums, die Sache der Menschlichkeit, und die Eicherheit der Wahnsinnigen so wichtige Institut verdankt, wenn auch nicht seinen eigentlichen Ursprung, doch gewiß seine Befestigung und rege Thätigkeit dem anthropischen Eifer und den Geldopfern des Herrn R. Gordon, Parlaments-Mitglied für Windsor. Folgendes sind einige Züge aus der Wirkungssphäre dieser Commission. Die Eigenthümer von Irrenhäusern wissen nie den Tag, an welchem ihre Anstalten von den Commissären besucht werden, und da diese letzteren nie den Bau einer Irrenanstalt gestatten, ohne daß ihnen der genaueste Plan des ganzen Gebäudes früher mitgetheilt wird, so kann es in denselben auch keine verborgenen Plätze geben, in welchen unglückliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft frevelhafterweise verborgen werden könnten. Wenn die Commissären irgend einen Patienten

für so weit hergestellt halten, daß er zu entlassen ist, dessen Verwandte oder Behörden (im Falle er arm ist) sich aber dagegen sträuben, so wird dieser noch einigemal zu unbestimmten Zeiten von der Commission besucht, und dann auf Befehl derselben freigelassen. In Bezug auf Personen, welche Irrenanstalten halten, machen sich selbe durch folgende Vergehungen oder Unterlassungen strafällig: Wenn sie es unterlassen, der Commission einen vollständigen Plan ihrer Anstalt, so wie einen Bericht über alle späteren Zusätze und Veränderungen an derselben mitzutheilen; wenn sie in dieselben ohne Wissen der Behörden Kranke aufnehmen, oder es unterlassen, den Namen, Charakter u. s. w. einer Person anzumerken, welche den Patienten überbrachte. Die Vorsichtsmaßregeln bei der Uebernahme von Patienten charakterisiren sich ebenfalls durch die humanste Rücksicht auf den Gemüthszustand und die bürgerliche Freiheit derselben. Auf das Gefühl der Familien wird so viel als möglich Rücksicht genommen, und in dieser Beziehung von den Commissärs ein Discretions-Eid geleistet. Trotz dem kann Jedermann, der sich zu überzeugen wünscht, ob irgend eine Person sich in einer der Irrenanstalten befinde, unter den gehörigen Formalitäten Auskunft darüber erhalten. Unter der Oberaufsicht der Commission stehen 42 Irrenanstalten, und die Total-Menge der Patienten, welche sich laut den Büchern der unter der Commission stehenden Anstalten in denselben befinden, war bis zum Anfange des heurigen Jahres 17,031, worunter sich 3685 männliche und 4739 weibliche Arme, so wie 4638 männliche und 3941 weibliche Patienten aus den besseren Ständen befanden. Das zunehmende Vertrauen des Publikums auf die Irrenanstalten zeigte sich dadurch, daß die Menge der Patienten in denselben im Jahre 1833 um 1400, und im Jahre 1839 sogar um 1700 stieg. Von den oben erwähnten 17031 Geisteskranken wurden 4021 geheilt entlassen. Der auffallendste und traurigste Zug in dem Berichte der Commission ist der Calcül der Sterblichkeit, welche sich im Ganzen auf 10.13% herausstellt. Diese beträgt bei den armen Patienten 12.76%, bei jenen aus den besseren Ständen jedoch nur 7.56. Ueberdies wird unter den männlichen Irren eine größere Sterblichkeit, als unter den weiblichen bemerkt.

Miscelle.

— Bei seinem Aufenthalte in Constantinopel im Jahre 1834 besuchte der Marschall Marmont in Begleitung des Wiener Arztes Dr. Seng das dortige Irrenhaus. Er berichtet: Alles, was nur Barbarei Grausames ersinnen kann, ist hier in Anwendung gebracht, um den Zustand der Unglücklichen noch beklagenswerther zu machen; angekettet, geknebelt, geprügelt, bringen sie ihr Leben in Convulsionen zu; man hat noch kein Beispiel, daß ein Verrückter dort wieder zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen sei; aber die, welche sie zum Theil eingebüßt haben, verlieren sie hier gänzlich. Dagegen rühmt er die Irrenanstalt in Palermo als die schönste in Europa. Sie wird nach Gall'schen Grundsätzen von einem Manne dirigirt (Pisani), der mit den ausgezeichnetesten Fähigkeiten eine grenzenlose Sanftmuth und Geduld verbindet. Durchschnittlich ist die Heilung von $\frac{2}{5}$ das Resultat dieser musterhaften Behandlung.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 103. Donnerstag, den 24. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Rück Erinnerungen aus meinem Badeleben. — Bemerkungen über die Pest. — Literatur. — Miscellen.

Rück Erinnerungen aus meinem Badeleben *).

(Von Med. Dr. Heinrich Kaan.)

II. Tepliz.

Dieser Kurplatz, gleich reich an Naturschönheiten als an Schöpfungen der Kunst, spielt in der Geschichte der neuen und neuesten Zeit eine gewichtige Rolle, und war bald Kriegsschauplatz, bald Friedensquelle, die ihre Segnungen über ganz Europa spendete. Der dreißigjährige und nicht minder der siebenjährige Krieg spielten blutgetränkte Scenen in Tepliz selbst, und zu wiederholten Malen wurde es von Schweden und Preußen im Sturm genommen. Im Beginne unseres Jahrhunderts war es das Hauptquartier der Allirten, nach der unglücklichen Schlacht von Dresden, der Punkt ihrer Vereinigung. Bei Culm und Arbessan (blos zwei Stunden von Tepliz entfernt) versuchte der sieggewohnte französische Adler einen kühnen Aufzug und sank zum ersten Male verwundet, blutend; Tepliz war zu verschiedenen Epochen zum politischen Rendezvous gewählt worden, und sah innerhalb seiner Mauern gekrönte Häupter, die ersten Größen am diplomatischen Horizont, die Helden unserer Zeit und die Heroen im Gebiete der Kunst und Literatur. So war Tepliz der Glanzpunkt geselliger Vereinigung in seiner Blüthenzeit, und es erfüllte mich mit bitterer Wehmuth, als ich im heurigen Jahre diesen Kurplatz besuchte, und überall blos Spuren fand, wie schön und angenehm es hier gewesen; und statt rauschender Bälle, gemeinschaftlicher Landpartien und anderer geselliger Zusammenkünfte die schönsten Wohnge-

*) Siehe Nr. 91 der Gesundheitszeitung.

bände unbewohnt, die Promenaden leer und durch die geringere Anzahl von Kurgästen auch die Geselligkeit, wodurch sich Tepliz sonst vor allen Kurplätzen auszeichnete, bedeutend verringert fand. Doch vermeiden wir alle elegischen Rückblicke und kehren bloß zu dem zurück, was noch jetzt Schönes und Erfreuliches für seine Kurgäste Tepliz darbietet.

Tepliz ist eine ziemlich bedeutende Stadt mit einer eigenen Vorstadt „Schönau“, die gegenwärtig beinahe die Stadt selbst an Eleganz und Nettigkeit der Gebäude übertrifft; beide zusammen haben an 500 Häuser mit einer Bevölkerung von beinahe 5000 Seelen. Die Häuser sind recht bequem eingerichtet und gegenwärtig in der That die Wohnzinsse billig zu nennen, so wie überhaupt das Leben in sämtlichen böhmischen Bädern keineswegs theuer genannt werden kann. Zur Erleichterung für die verschiedenen Excursionen, deren es eine Menge gibt, existiren hier Gesellschaftswägen und Promenadenwagen; erstere sind für eine große Gesellschaft zu gemeinschaftlichen Landpartien, letztere gehen an bestimmten Tagen nach den Umgebungen und geben somit den Einzelnen die Möglichkeit, mit geringen Kosten alle Tage eine Landpartie zu machen, und versichern ihn, überall Gesellschaft zu finden.

Tepliz's Quellen werden durchgehends zum Baden benützt, und es sind deren folgende in der Stadt: 1. die Hauptquelle oder Männerbadquelle, 2. die Weiberbadquelle oder die Frauenquelle, diese beiden versehen das Stadtbad und das Fürstenbad, Güntlen und die Judenbäder; 3. die Frauenzimmerbadquelle versorgt das Frauenzimmerbad, 4. das Sandbad, 5. die Gartenbadquelle; unter dieser Benennung versteht man mehrere kleine Quellen, die in den Frauenbrunnengarten münden. Die stärksten davon sind in Marmor eingefast und die eine davon dient zum Trinken, weshalb sie Trinkquelle heißt, während die andere, die Augenquelle, ausschließlich für Augenkranken bestimmt ist. Die übrigen unter dem Namen der Badequelle geben ihr überflüssiges Wasser dem Fürsten- und Herrenbad. In Schönau findet man: 1. die Steinbadquelle mit dem Steinbad, 2. die Tempelbadquelle mit dem Bade gleiches Namens, 3. die Wiesenquelle, 4. die Gemeinsandquelle, versteht das Militärbadehaus, 5. die Schlangenbadquelle, 6. die Schwefelbadquelle oder Steinbadquelle; die beiden letzteren versehen die Bäder, von denen sie die Namen führen.

Was die physischen Eigenschaften sämtlicher Heilquellen betrifft, so finden wir beinahe bei allen die nämlichen, ihr Wasser ist klar, farb- und geruchlos, hat einen faden, aber nicht unangenehmen Geschmack; auch längere Zeit der Luft ausgesetzt, zerlegt es sich nicht; auch steigen keine Luftbläschen auf; die Temperatur zeigt eine Verschiedenheit von 39,5° R. (die Hauptquelle) bis 20,75° R. (die Augenquelle), so daß sich bei einem be-

stimmten Barometerstande und Lufttemperaturgrade folgende Skala zusammenstellen läßt.

Die Hauptquelle 39,5° R. (beim Ausfluß); die Weiberbadquelle und die Frauenzimmerbadquelle 38,5° R.; die Sandbadquelle 35° R.; die Schlangenbadquelle 33 — 31° R.; die Steinbadquelle 31 — 30° R.; die Tempelquelle 29 — 28° R.; die Gemeinsandbadquelle 28° R.; die Wiesenquelle 25° R.; die Gartenquelle, — die Trinkquelle 21,33° R., die Badquelle 21° R., die Augenquelle 20,75° R.

Aus der Analyse ergeben sich sowohl feste als flüchtige Bestandtheile; unter den festen besonders schwefelsaures Kali und kohlensaures Natron, so wie auch Kiesel Erde in großen Quantitäten, während unter der flüchtigen nebst der beinahe in allen Thermen nachzuweisenden Kohlen Säure sich auch freies Oxigen und Azot nachweisen läßt.

Heil- und Humanitätsanstalten finden wir in T e p l i g folgende: das Spital für Civilkranke, errichtet 1802, vergrößert 1830, enthält 50 Betten, wovon 2 für Dienerschaft bestimmt sind, — daselbst werden jährlich 3 — 400 Kranke beiderlei Geschlechtes behandelt; außer diesen enthalten einige Hundert daselbst Nahrung, Bäder und medizinische Behandlung unentgeltlich. Jeder Kranke ohne Unterschied des Standes und der Religion wird hier aufgenommen und benötigt nur ein einfaches Armuthszeugniß. Diese wohlthätige Anstalt dankt ihre Gründung den Bemühungen des verstorbenen Doktor J o h n und seine Erhaltung jährlichen Sammlungen unter den Kurgästen, milden Beiträgen und einem zu dessen Besten abgehaltenen öffentlichen Valle. Das Spital für sächsische Militärs, gegründet 1805, enthält 12 Betten; das Spital für preussische Militärs, gegründet 1826, mit 30 Betten, das Spital für österreichische Krieger (1808) mit 300 Betten, das Judenspital, gegründet 1831, für arme Israeliten mit 15 Betten, das Fürstenspital für 15 bedürftige Unterthanen der Herrschaft T e p l i g, die daselbst gänzlich verpflegt werden, das Bürgerspital und das Armeninstitut. So reich an Mitteln T e p l i g ist, um der leidenden Menschheit zu Hilfe zu kommen, so glänzend jedes Jahr die Erfolge sind, von denen die Bemühungen der Badeärzte gekrönt werden: eben so eine Fülle der reizendsten Umgebungen bietet dieser Kurort auch dar, eine Fülle, die ihn in gleicher Beziehung dem Kurgast wie dem Reisenden als Sommeraufenthalt empfehlen läßt. Als Sammelpflanz der beau-monde als Vereinspunkt der Badegesellschaft um 11 Uhr an einem heitern Sommertage bei froher Musik übertrifft der Schloßgarten wohl alle übrigen, diesem Zwecke gewidmeten Gärten. Zur Morgenpromenade, Falls des Arztes Geheiß einige Gläser von der Trinkquelle oder der ihr benachbarten Quelle gebietet, eignet sich der Frauenbrunnengarten, so wie zu Digestionsgängen nach eingenommener Becherzahl der Spitalberg, Judenberg und Mont de Ligne.

Von den entfernteren Umgebungen verdient vorzüglich gesehen zu werden: der Turnenpark, der Schloßberg mit einer herrlichen Aussicht und den Trümmern einer alten Feste, Zwettzig mit einer Fasanerie, die Schlackenburg aus pseudovulkanischen Produkten, alten Metallschlacken, Ziegeln auf dem Spitalberg, Eichwald, Doppelburg mit einem Hirschpark; Oßeg, eine alte Abtei mit einer Mineraliensammlung und Bildergalerie; Dux das Residenzschloß des Herzogs von Friedland, mit vielen Alterthümern, Bie lin, Seid sch ü ß, Sed li z, berühmt durch ihre Quellen, Culm mit den drei Monumenten der Mürten und noch eine Unzahl Aussichten, Gärten und Orte, deren nähere Besichtigung den Aufenthalt von mindestens einem Monate erfordert.

Bemerkungen über die Pest.

(Von Lefevre.)

(Beschluß.)

Diese Bemerkungen dürften, wie ich glaube, geeignet sein, den Regierungen die Sorge für das öffentliche Sanitätswesen, so wie jedem einzelnen Individuum eine ganz besondere Sorgfalt, besonders in Bezug auf Reinlichkeit an's Herz zu legen. Es ist wahr, daß es schwer ist, die Massen zu solchen Entschlüssen zu bewegen; allein es ist Pflicht der einzelnen, besser Unterrichteten, sich dieses ihres Vorzuges dazu zu bedienen, auch die Andern zu so nützlichen Wohlthaten zu überreden. Bei größerer Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit gewinnen die Einwohner das sicherste Schutzmittel gegen alle Epidemien, und zwar ohne alle Quarantainen. Die Quarantainen und Lazarethe sind jedoch an und für sich nicht so schädlich für die mit der Pest heimgesuchten Länder, sondern sie werden dies nur durch täuschende Zuversicht, welche sie über die Pest verbreiten, durch die Gleichgiltigkeit und bedauernswerthe Unthätigkeit, welche sie in Bezug auf die öffentliche Hygiene und die Pflege der Reinlichkeit hervorrufen. Ueber diesen Gegenstand werden wir ein trauriges Gemälde entwerfen. Man leugnet es in jedem Lande der Levante, daß sich die Pest von selbst entwickeln könne, und schiebt daher die Schuld ihres Entstehens immer auf eine benachbarte Stadt oder ein ganzes Land. Man sucht sich also vor dem gefährlichen Nachbar durch Lazarethe an den Grenzen mit allen ihren üblen Folgen zu schützen. Allein, das Gesez mag noch so streng gehandhabt werden, die Pest bricht dennoch aus. Man schiebt die Schuld davon auf unvollkommene Handhabung der Vorsichtsmaßregeln, und sucht sie in nichts weniger als in der großen Unreinlichkeit. In Europa fiel die bessere Beerdigungsweise der Todten, die Entfernung aller größeren Massen von Anstalt mit der Errichtung von Quarantainen in eine und dieselbe Epoche, und wir verdanken die Ausrottung der Pest gewiß mehr den ersteren Maßregeln als der letzten. Unstreitbar erscheint sie noch jetzt mit all' ihren Symptomen in schmutzigen, ungesunden Plätzen Europa's; allein man erkennt sie nicht, sondern erklärt sie für Typhus mit Bubonen und Carbunkeln. Man hat also Lazarethe gegen fremde Länder errichtet, aber das ist noch nicht Alles. Die Vertheidiger der Quarantaine haben gehört oder glauben,

daß Jene, welche in einem von der Pest befallenen Orte jede gefährliche Berührung vermieden hatten, von der Krankheit verschont wurden, und sie isoliren sich aus diesem Grunde nicht nur selbst in ihren Häusern und verlassen dieselben nur mit Zittern, sondern sie zwingen auch alle Anderen, welche im Verdachte stehen, die Krankheit zu haben, sich einzuschließen. So werden diese Unglücklichen sich selbst überlassen und sterben an der Pest oder aus Verzweiflung in ihrem Gefängnisse, das meistens der Sammelplatz des abscheulichsten Unflathes ist, oder, was kaum erträglicher scheint, man sendet sie nach den für sie bestimmten Lazarethen, und befolgt bei diesem Verfahren Formalitäten, die so wohl das Gemüth der unglücklichen Schlachtopfer als auch seiner Umgebung mit Entsetzen erfüllen. Die ärztliche Behandlung, die man ihnen angedeihen läßt, ist die elendeste von der Welt. Da die Epidemien immer zu einer gewissen Epoche aufhören, und da die hier und da einzeln vorkommenden Pestfälle nicht die Fortpflanzung der Pest durch Berührung zu erklären vermögen, so mußten selbst die Vertheidiger der Quarantainen zugeben, daß die Pest außer der Zeit der Epidemien nicht bemerkbar contagiös sei, und daß hiezu eine eigene Disposition des Individuums und gewisse, bis jetzt noch unbekanntere Vorgänge in der Atmosphäre erforderlich seien. Zur Zeit der Epidemien setzen sie ein Contagium voraus, weil die Pestfälle sehr häufig sind. Dies ist ihr einziger Beweis! diese eingefleischten, hartnäckigen Contagionisten mögen wissen, daß der Zustand der Atmosphäre, den sie unbekannt nennen, wohl bekannt sei. Die Miasmen sind die Ursache der Pest, und das, was sie einem schrecklichen Contagium zuschreiben, ist nirgends anders zu suchen, als in dem allgemeinen Einflusse einer pestartigen Luft. Dafür spricht auch die Thatsache, daß während der Pestepidemien immer einige öffentliche Anstalten von der Pest gänzlich verschont wurden, wie man behauptete, obwohl sie nicht gar fern von jenen Distrikten lagen, in denen die Krankheit fürchterlich wüthete. Allein bei näherer Untersuchung wird man finden, daß sich auch in diesen Anstalten beständig einige Pestfälle ereigneten, daß aber in ihnen gute Ordnung und Reinlichkeit herrschten, und daß sie keine Leichen, die im Zustande der Zersetzung waren, verbargen.

Hätte ich nicht die Pest inmitten einer großen Epidemie mit all' jenem Interesse studirt, das sich an eine vor Kurzem noch wenig gekannte Krankheit schließt, so würde ich nie gewagt haben, eine so entschiedene Meinung zu äußern, an deren Wahrheit ich meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht im geringsten zweifeln kann.

L i t e r a t u r .

Medizinische Topographie der k. Freistädte Pest und Ofen.

Eine von der löbl. Fakultät in Pesth gekrönte Preisschrift. Verfaßt von J. Schlesinger, Doctor der Medizin in Pesth bei Kilian und Comp., Wien bei Braumüller und Seidel. 8. VIII und 175 S.

Die Pesther medizinische Fakultät setzte im Jahre 1805 einen Preis von 100 Stück Dukaten auf die beste der ihr einzuschickenden medizinischen Topographien der k. Freistädte Pesth und Ofen. Das Urtheil sämmtlicher 14 Professoren bezeichnete einstimmig die vorliegende als die preiswürdige und for-

derte den Verf. bloß auf, seine Arbeit etwas abgekürzt und mit den, durch die Ueberschwemmung (1838) hervorgerufenen Veränderungen in beiden Städten ausgestattet, zu veröffentlichen. Diese ist die ehrenvolle Geschichte der Entstehung einer Schrift, die wir mit dem Wunsche freundlich begrüßen, daß wir auch von Wien bald eine ähnliche aufweisen möchten.

Schwerer als irgendwo sammelt man bekanntlich in Ungarn die Daten zu einer Arbeit, wie die vorliegende, und doch hat der Verf. in seinen elf Abschnitten deren eine ergiebige Masse zusammengehäuft. Die ersten fünf Abschnitte umfassen das strenge Physographische und Architectonische, die Mineralquellen und das Trinkwasser, das Klima, die Getränke und Nahrungsmittel beider Städte; der sechste, die physische und moralische Bildung beider Städte und deren Unterhaltungsplätze; der siebente die Bevölkerung; der achte die Krankheiten beider Städte; der neunte ihr Medicinalwesen; der zehnte und elfte die Humanitäts- und Heilanstalten derselben. Eine Uebersicht des Krankenstandes dieser schließt das Ganze.

Indem wir unsere Leser auf die reichhaltige Schrift selbst verweisen, wollen wir nur bei einigen interessanten Daten kurz verweilen. Pesth besitzt gegenwärtig ein Gebiet von 79,061 Joch Flächenraum, auf dem 4682 die Stadt ausmachende Häuser, in 269 Gassen, stehen. Die Zahl der Einwohner beträgt 64,070 und die nicht conscribirten Studenten, Beamten, Adligen etc. mitgerechnet, mindestens an 70,000 (im Jahre 1780 betrug sie nur 13,550). Ofen besitzt einen Flächenraum von 13,720 Joch; die Zahl seiner Häuser beträgt 3110, worin 27,747 Einwohner conscribirt sind, aber mit Inbegriff der Studenten, Beamten, Adligen und Fremden, 34,000 Seelen gerechnet werden können. In Pesth kommt einer durchschnittlichen Berechnung gemäß, auf 28 Lebende jährlich 1 Verstorbener, in Ofen auf 25 Lebende 1 Verstorbener. Die Zahl der jährlich in Pesth Gebornen macht (einem zehnjährigen Durchschnitte zu Folge) $2801\frac{2}{10}$, die der Gestorbenen aber $3130\frac{2}{10}$ aus, in Ofen die der jährlich Gebornen $1345\frac{5}{10}$ und die der Gestorbenen $1669\frac{9}{10}$. Auch in beiden Städten (so wie in Wien) fällt die größte Sterblichkeit — $\frac{1}{3}$ aller Gestorbenen — auf das erste Lebensjahr, und zwar hier wieder stärker unter den unehelichen (21 vom 100) als unter den ehelichen (10 — 12) im ersten Lebensmonate. Der Verf. dringt mit Recht auf ein so sehr vermisttes Findelhaus. In beiden Städten werden verhältnißmäßig mehr Knaben als Mädchen geboren. In Pesth kommt auf 90 Bewohner ein Ehebündniß, in Ofen auf 95 nur 1.

Die Donau, welche namentlich Pesth groß und reich macht, hat in der Nähe der Brücke zwischen beiden Städten eine Breite von 220 — 230 Klaftern; die Temperatur des Wassers steigt im Sommer bis + 24, ja 1830 sogar auf + 25° R. In der Donau gehen warme Schwefelquellen oberhalb der Palatininsel auf, die den Römern schon bekannt waren und die, den Untersuchungen Lognio's und des Verf. zufolge, jenen in Ofen ähnlich sind. Die Ofener Schwefelbäder und ihre Quellen beschreibt der Verf. ausführlicher und fügt auch die neuesten Analysen der Kaiserbadtrinkquelle und des Wäscherbrunnens von Dr. Sigmund bei.

Pesth hat viel und ziemlich gutes Trinkwasser, das jedoch meistens hart ist; Empfindlichen und Kränkenden rath der Verf. den Essigsäurebrunnen

und den des Theatergebäudes, so wie das filtrirte Donauwasser. Die Brunnenwässer Ofen's sind durchaus schlechter, als die zu Pesth; sie enthalten mitunter bis $32\frac{1}{4}$ Gran feste Bestandtheile in 1 Pfd., drei Wasserleitungen versehen die Festung mit gutem Quellwasser.

Das Klima von Pesth erscheint nach den Angaben des Verf. eben so wechselvoll und im Ganzen eben so ungünstig als das der meisten an der Donau gelegenen Städte überhaupt. Zehnjährigen Beobachtungen gemäß, gab es jährlich ganz wolkenlose Tage nur 8 — 9; bewölktere 75, mit Regen 93, mit Schnee 26, mit Nebel 74, mit Gewitter 20, mit Wind 102, mit Stürmen 19; auf 53 Tage fallen mehrere dieser Phänomene, und diese sind daher überaus unfreundlich. Die größte Wärme im Jahre beträgt + 25,20 R., die mittlere + 8,180 R. und die geringste — 12,10 R. Die Jahreszeiten beobachten auch in Pesth und Ofen nicht die astronomischen Perioden und eigentlich gibt es keinen angenehmen Frühling, sondern nur einen, der rauhen, kalten Witterung oft plötzlich folgenden heißen Sommer.

An Getränken und Nahrungsmitteln herrscht bekanntlich in Ungarn Ueberfluß; doch gingen deren Preise seit zehn Jahren um's Dreifache in die Höhe. Unter den Getränken beklagt der Verf. die Mehrconsumtion des Branntweins unter der gemeineren Bewohnerklasse; das zunehmende Biertrinken ist ebenfalls auffallend. — Der bessere Theil des Hornviehes geht aus Ungarn in's Ausland und daher läßt das Rindfleisch oft zu wünschen übrig; auch beklagt der Verf. die Ungenauigkeit des Gewichts! — Fische und Wildpret verdienen nur ausnahmsweises Lob; an Gemüse ergibt sich keine reiche Auswahl, und Brot wird auf 12 Meilen im Umkreise vom Lande zugeführt; über das städtische und Landbrot mangelt es noch an strengerer sanitätspolizeilicher Aufsicht, und daher mögen oft Beimischungen von Alaun, Magnesia u. s. f. stattfinden.

Die physische Erziehung bezeichnet der Verf. als größtentheils noch sehr mangelhaft; die künstliche Auffütterung, schlechte Ammen, verfehlte Kost etc. verderben die oft ohnehin schwächliche Generation häufig im Reime schon. — Die Kleidung erscheint ihm bei allen Klassen dem Klima und der Witterung weniger, als dem Luxus und der Mode angepaßt, welche dann auch oft Verarmung im Gefolge haben.

Ueber die Krankheiten, welche in Pesth und Ofen herrschten, und noch vornehmlich herrschen, verbreitet sich der Verfasser ziemlich ausführlich. Auch in Pesth ist gegenwärtig der Typhus abdominalis eine stationäre Krankheit, das Wechselfieber aber weit seltener als ehemals; Brustübel raffen auch hier so Viele hinweg, als bei uns, und eben so sind die Skropheln sehr häufig. Die Kuhpockenimpfung wurde im Jahre 1802 durch den ehrwürdigen Prof. Bene eingeführt, und hat auch hier ihren segensbringenden Schutz nicht verfehlt. — Jährlich ertrinken bei Pesth an 10 — 15; gewaltsamen Todes sterben an 60.

Das Medicinalwesen steht unter der Oberleitung eines Protomedicus für ganz Ungarn, der in Ofen wohnend, zugleich Statthaltereirath und Direktor des medizinisch-chirurgischen Studiums in Pesth ist. Die Landesuniversität hier hat dieselbe Einrichtung, welche unsere österreichischen haben; ihre medizinische Fakultät dieselben Abtheilungen und Vorschristen. Doctoren gibt es in Pesth an 104, in Ofen 25; Wundärzte dort 75, in Ofen 30; Hebammen dort 100, hier 45.

Die Zahl der Apotheken beträgt in Pesth 10, in Ofen 9, eine merkwürdige Unverhältnismäßigkeit zu der Bewohnerzahl; Ungarn hat eine eigene Medicamententaxe, die in mancher Beziehung von der österreichischen abweicht.

Unter den Humanitäts- und Heilanstalten beider Städte ragen die Leistungen des wohlthätigen Frauenvereins großartig hervor, wobei das edelste Beispiel von der Erzherzogin Palatinus ausgeht. Das Blindeninstitut, 1825 gestiftet, unterhält 20 Zöglinge. Das Bürgerhospital zum heiligen Rochus in Pesth ist das einzige größere Civilkrankenhaus der Stadt, umfaßt 239 Betten und behandelt jährlich an 3500 Kranke; das Sterblichkeitsverhältniß erscheint nur sehr ungünstig und ist in den meisten letzten Jahren 9 — 11 pCt. der Kranken. Seit dem vorigen Jahre besteht auch ein Kinderspital, errichtet auf Privatbeiträgen und 19 Betten, trefflich eingerichtet, umfassend. Von den Anstalten Ofen's verdient das große (über 1500 Kranke jährlich behandelnde) Barmherzigengrübler-Spital und jenes der Elisabethinerinnen besondere Erwähnung; überhaupt scheint Ofen mit Heilanstalten weit besser bedacht zu sein, als Pesth. Ein Irrenhaus ist in beiden Städten, so wie im ganzen Lande, ein noch sehr empfindlicher Mangel.

Im Uebrigen mögen unsere Leser die interessante Schrift, an einzelnen Daten sehr reich ausgestattet, durchlesen, um von ihrem Werthe den genügenden Begriff zu empfangen. Seinen Preis hat der würdige Verf., wie wir vernehmen, der neugegründeten ärztlichen Wittwensocietätscasse in Pesth edelmüthig übergeben.

Druck, Papier und Ausstattung der Schrift sind nett; der Druck leider etwas gedrängt. Dr. C. —

Miscellen.

— In einem Gutachten von Demesmay über die Bleiweißfabrikation werden folgende Operationen als die einzigen hervorgehoben, welche der Gesundheit schädlich sind: 1) Das Schmelzen und Gießen der Bleiplatten; hier ist durch geeignete Bedeckung des Schmelzkessels mit einem Helme und gut ziehende Kamine abzuhelpen. 2) Das Ablösen des Bleiweißes von den Bleiplatten, wegen des dabei entstehenden Staubes. Dieses sollte niemals durch Klopfen geschehen dürfen; sondern bloß durch Biegen (epluchage) der Platten, und auch dieses in einem so geräumigen Lokale, daß jeder Arbeiter mindestens zwei Metres von dem Andern absteht. 3) Das Mahlen und Sieben des Bleiweißes. Dieses darf auch nur in einem geräumigen, gut ventilirten Zimmer geschehen, in welchem keine andere Operation vorgenommen wird.

— Nach dem »ECHO du monde savant« besteht Ganna's Verfahren beim Einbalsamiren in Folgendem: Man löst ein Pfund trockene schwefelsaure Thonerde in $\frac{1}{2}$ Pfund heißen Wassers auf, wodurch man eine Flüssigkeit von 32° Baumé erhält, und spritzt etwa 3 oder 4 Maß (die Maß = 2 Pfund Wasser) dieser Flüssigkeit in alle Gefäße des Leichnams ein — was genügt, um ihn den Sommer über aufzubewahren. Im Winter sind 3 Maß hinreichend. Um die Insecten abzuhalten, kann man der Mischung noch $\frac{3}{8}$ Loth salzsaures Kupferoxyd auf 1 Pfund Alaun zusetzen, oder auch $1\frac{1}{2}$ Loth weißen Arsenik. Diese Composition ist auch für Vögel, Fische u. s. w. anwendbar.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 104. Montag, den 28. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gouroff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Gouroff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland *).

Der wirkliche Staatsrath v. Netzky, ein Mann, erfüllt von reiner Humanität und Eifer für das Gute, erfaßte den Plan zur Stiftung der Findelhäuser in Rußland im J. 1734, und legte ihn der Kaiserin Katharina II. als ein Mittel vor, das Grund-Uebel, welches dem Leben und der Gesundheit der Findelkinder gefährlich sei, aus der Wurzel zu vernichten und dem Staate eine große Zahl guter Bürger zu erhalten. Erst 1763 erklärte die Commission, welche von der Kaiserin zur Prüfung des Planes ernannt worden war, daß dieser der Majestät des Reiches würdig sei, worauf sodann die Gründung dieser Anstalten, zuerst für Moskau, 4 Jahr später für Petersburg beschlossen, und beide unter dem Namen eines kaiserlichen Erziehungshauses unter den unmittelbaren Schutz des Regierungsoberhauptes gestellt wurden.

Wie zu erwarten, wurde die neue Anstalt vom Hofe, von der Geistlichkeit und einzelnen reichen Privatpersonen, unter denen sich Demidoff auszeichnete, bedeutend empfohlen und unterstützt, und der Grundstein zu dem Erziehungs- und Gebärhause in Moskau 1764 gelegt und 1766 vollendet. Netzky's Pläne waren sehr weitaussehend. Er wollte das, was er in Holland, Frankreich, Italien gesehen, auf Rußland anwenden. Er hoffte für Rußland einen Tiers état, einen industriösen und wohlhabenden Mittelstand zu gründen; er beabsichtigte ebenfalls eine Witwenkasse, eine Spar-

*) Kus: Recherches sur les enfans trouvés etc. [en Russie par Gouroff, Conseil d'état actuel. Paris 1839. (Die Schrift ist dem Kaiser Nicolaus gewidmet.) S. Zeitsch. f. d. g. Mediz. Bd. 15. S. 2.

Kasse, einen Lombard. Die Kaiserin bewilligte Alles, denn es war damals die Zeit schöner Träume. Das Haus in Petersburg war 1770 vollendet. Die Aufnahmen hatten keine Schwierigkeit, man erkundigte sich nur, ob das Kind getauft sei, und ging in der Liberalität so weit, zu verordnen, daß, weil dies Haus 4 Werste von der Stadt entfernt sei, man jedes der Kinder in die Hospitäler und Klöster bringen könne, von wo aus sie mit der größten Vorsicht nach dem k. Erziehungshause geschafft wurden. Ja, man gab sogar noch zwei Rubel für Transport. Es war begreiflich, daß sich auf diese Weise die Zahl der Findlinge rasch vermehrte. Vom 1. September bis 31. December 1770 wurden 181 Kinder, 1771: 514 Kinder, und überhaupt in 12 Jahren, von 1772 bis 1784: 7709 Kinder, von denen aber bis zum Jahre 1788 schon 6606 starben, aufgenommen. Zwar hatte man versprochen, daß jährlich die Aufnahmen und die Todesfälle in dieser Anstalt öffentlich bekannt gemacht werden sollten, aber die große Sterblichkeit legte der Administration leider Stillschweigen auf; denn das Volk, welches glaubte, seine Kinder würden hier eben so gut als im Familienkreise erzogen, hätte, wenn es die Wahrheit erfahren, nicht so viele Kinder geopfert. Man glaubte die Ursache dieser Sterblichkeit in der großen Entfernung von der Stadt zu finden, und verlegte die Anstalt nach dem Ende der großen Million, hinter den Marmorpalast. Das Mittel half etwas. Vom 1. Januar 1785 bis 1. Januar 1797 nahm man 15,843 Kinder auf, 1301 waren von den früheren 15 Jahren noch übrig. Von diesen 17,144 Kindern verlor man 13,069, also 76 pCt. Der Vortheil der größeren Nähe der Stadt ging dadurch wieder verloren, daß man nun auch mehr Kinder aussetzte. Man sah sich genöthigt, zu der Maßregel seine Zuflucht zu nehmen, daß man die Kinder theilte, und sie theilweise auf dem Lande unterbrachte. Seit 1788 verringerte sich deshalb auch die Sterblichkeit um ein Weniges. Mit dem Jahre 1789 sollte nun das jährliche Austreten der Kinder aus dem Erziehungshause beginnen. Von 100 erreichten jedoch nur 8 diesen Zeitpunkt.

Der Rezy'sche Plan, welcher hier mitgetheilt wird, so schön und ideell er auch aufgefaßt worden, trug in seiner Anwendung sehr schlechte Früchte. Die überwiegende Mehrzahl der Findlinge starb, wie wir gesehen haben; der am Leben gebliebene Rest war größtentheils an Seele und Leib verkrüppelt, und der Zweck: einen Mittelstand zu gründen, wurde gänzlich verfehlt. Gouff knüpft an diese Erfahrung, welche sich in allen Ländern wiederholt, die wichtigsten Betrachtungen, welche den Vorzug der häuslichen bürgerlichen Erziehung vor der in öffentlichen Anstalten darthun, weil durch nichts das Beispiel und die Fürsorge der Eltern ersetzt werden kann, am allerwenigsten durch besoldete Personen in einem Institut, woselbst die Kinder keine Noth und Sorge irgend einer Art kennen lernen.

Von dem Augenblicke an, daß Kaiser Paul I. 1797 die kaiserlichen Erziehungshäuser in Moskau und Petersburg unter den unmittelbaren Schutz der Kaiserin Maria stellte, beginnt eine neue Aera für diese Anstalten. Die Gebäude wurden durch Ankauf zweier Paläste vergrößert; die Kinder erhielten Spielplätze und frische Luft. Eine bessere, geräumigere Eintheilung der verschiedenen Administrationen fand Statt. Außerdem verordnete die Kaiserin, daß die Zahl der in Petersburg zu erziehenden Kinder auf 500 limitirt werden und daß alle anderen auf's Land gegeben werden sollten, so daß die Kinder ihre Erziehung vom 11. bis zum 15. und 17. Jahr in der Stadt vollendeten. Ihre Bestimmung wurde von nun an für den Landbau und das Handwerk; deshalb wurde der Unterricht vereinfacht und der unnütze Prunk des complicirten Unterrichts abgeschafft. Aber ein Uebelstand, den die Kaiserin vorausgesehen hatte, der nämlich, daß diese Kinder einen Staat im Staate bildeten, blieb; denn sie waren und sind noch immer vom Militärdienste und Kopfsteuer frei. Was nun die Eintheilung der Administration in der Stadt betrifft, so zerfällt sie in folgende Abtheilungen: Aufnahme der Neugeborenen und Sorge für sie, bis sie auf's Land geschickt werden. Erziehung der Zöglinge in der Stadt. Gebärhaus und Unterrichts-Anstalt für Hebammen. — Die Aufnahme geschieht mit der größten Liberalität. Man fragt nur, ob sie getauft sind oder nicht. Man nimmt auch arme Waisen, und sogar die ehelichen Kinder mehrerer Angestellten, ja bis zum 13. Jahre auf, wenn die Armuth der Eltern erwiesen ist, und Platz vorhanden. Diejenigen, welche von einzelnen Behörden hingefendet werden, oder welche mit 100 Rubeln versehen sind, so wie wirkliche Waisen, werden als Pensionäre angesehen, in der Stadt und getrennt von den übrigen erzogen. Bemerkenswerth möchte dabei sein, daß die freiwilligen Gaben, welche früher den Findlingen beigelegt wurden, jährlich immer mehr abnahmen. Zur Bezeichnung der Findlinge, die zuweilen vertauscht wurden, bediente man sich früher eines Glühseisens, mittelst dessen das Kind ein Zeichen am Ellenbogen erhielt. Jetzt wendet man, wie in Paris, ein Halsband mit einem Bleistempel an, welches nur bei dem Tode der Kinder durch den Priester abgenommen werden darf. Die physische Behandlung der Findlinge ist musterhaft in jeder Beziehung. Die Mittelzahl der 1807 wöchentlich aufgenommenen Kinder betrug 30. 50 Ammen genügten anfänglich, später nahm man 80 in Petersburg und 100 in Moskau, als die Zahl der aufgenommenen hier auf 54, dort auf 70 stieg. Seit 1809 vermehrte man die Ammen in Petersburg bis auf 150, in Moskau bis 100. Bei dieser Einrichtung blieben die Säuglinge bis vier Wochen im Ammensaal (nach Umständen länger). Als aber die Säuglinge mehrere Monate in der Stadt bei den Ammen blieben (1819), stieg die Zahl der Ammen bis auf 500, von denen 146 selbst zwei Kinder

stillen mußten. Sogar wenn Mütter sich melden, um ihre eigenen Kinder zu stillen, erhalten sie nicht blos Aufnahme, sondern selbst Lohn. Die Nahrung dieser Ammen ist reichlich und durchaus nutritiv. Die Reinlichkeit erstreckt sich sogar auf Dampfbäder, die sie wöchentlich dreimal nehmen. Bei dem Mangel an Ammen füttert man die Kinder künstlich auf. Kuhmilch, Zwieback mit Milch oder Fleischsuppe, Arrow-root dienen dazu. Die Sterblichkeit ist bei dieser künstlichen Fütterung begreiflicherweise größer. In Petersburg hat man 1811 bis 1817 570 Kinder so behandelt. 242 sind gestorben, 298 hat man gesund auf's Land geschickt. Diese Sterblichkeit ist nicht so sehr bedeutend, denn sie macht 44 pr Ct., wogegen von den Kindern, welche 2 Monat lang in der Anstalt gestillt wurden, 35 pr Ct. starben. Die Ammen sind $\frac{9}{10}$ vom Lande und größtentheils aus Finnland. Keine unter ihnen bringt ihr eigenes Kind mit. 1817 waren es 2393, 1818 2653, die ihre Kinder auf diese Art verließen, und begreiflicherweise dadurch eine größere Sterblichkeit veranlassten. Negky's Plan war, daß jede Amme zwei Säuglinge nähren solle; die Kaiserin Maria befahl, daß dringende Fälle abgerechnet, eine Amme nicht mehr als ein Kind stillen solle. Seit 20 Jahren ist noch keine Epidemie in das neue Lokal der Anstalt eingedrungen. Dies Factum ist der beste Beleg für die musterhafte Einrichtung. Alle ansteckenden Kranken werden jetzt in das oberste Stockwerk des Hauses gebracht, und die Säle und Vorplätze sind außerhalb jeder Verbindung mit dem Hause. — Die Blattern werden hier seit 1801 nicht mehr inoculirt, sondern alle Kinder werden vaccinirt. Hier, wie anderswo hat man Fälle bemerkt, woselbst die Vaccine nicht haften wollte. Einzelne Kinder sind bis zwölfmal geimpft worden, ehe das Virus haftete. Seit der Einführung der Vaccine ist kein Fall von Blattern in der Anstalt vorgekommen. Bemerkenswerth möchte wohl sein, daß die Hälfte der Todesfälle vor dem zehnten oder zwölften Tage der Aufnahme der Kinder, oder was hier einerlei ist, vor der Vaccination Statt findet. Die Kaiserin-Mutter hat, um die Wohlthat der Vaccine zu verbreiten, eine allgemeine, unentgeltliche Impfanstalt mit dem Institut verbunden. Auf diese Weise sind in 7 Jahren (nur) 1258 Kinder geimpft, obgleich 63,520 Kinder in derselben Zeit (1810 bis 1817) geboren wurden. In Moskau fand die Vaccine mehr Aufnahme. Dr. Siemer's bedauert, daß Gouroff nicht ausführlicher auf die Kinderkrankheiten eingegangen ist. Freilich lag ihm als Nichtarzt diese Beobachtung nicht so nahe. Aber es wäre sein Werk dadurch desto nützlicher geworden.

Im Jahre 1818 wurden 7740 Kinder auf dem Lande unterhalten, von denen 1608 starben, jedes dieser 7740 Kinder hat 51 Rubel 44 K. gekostet. Die Beamten scheinen nur karglich besoldet zu sein. Für die ärztliche Behandlung der Kinder ist durch Kranken-Anstalten allenthalben trefflich ge-

sorgt. Auch der Transport der Kinder mit ihren Ammen ist sorgfältig geordnet. Hier bleiben sie bis zum siebenten Jahre, sodann werden sie nach Gotschnin in das Erziehungshaus versetzt. Ihre Anzahl daselbst beträgt 700, von denen 300 Knaben und 400 Mädchen. Ihr Unterricht ist in 2 Klassen getheilt. Sie bleiben daselbst bis zum vierzehnten Jahr, und treten dann ihren Unterricht in St. Petersburg an. Die Sterblichkeit in Gotschnin war im zweiten Jahre des Aufenthaltes 20 prEt., im dritten 15½ prEt., später 9, 8, 7 prEt., einmal sogar nur 3prEt. (1816). Mit weiser Sorgfalt hat die Kaiserin das nach Rousseau von Keyky vorgeschlagene Abhärtungssystem gemildert, und dadurch die Sterblichkeit vermindert.

Die Kinder werden theils zu Aerzten, Lehrern und Lehrerinnen (Gouvernanten), Handwerkern, Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen (in den Fabriken von Alexandreffsk und Jamburg), Gärtnern, Schreibern, Krankenwärtern u. s. w. verwendet, je nachdem sie Fähigkeit und Lust für einen oder den anderen Beruf zeigen, und müssen ein Examen, welchem die Kaiserin-Mutter häufig beiwohnt, bestehen. Es wiederholt sich hier aber die auch anderwärts gemachte Erfahrung, daß die Mädchen sich leichter ins bürgerliche Leben zu finden wissen, und daß überhaupt eine solche Instituts-Erziehung den Böglingen einen gewissen Stolz oder eine Ueberschätzung beibringt, wodurch sie namentlich für das Handwerk nur selten passen.

Für die Kranken, Blinden, Taubstummen sorgt die Kaiserin-Mutter, wie für alle Böglinge, wahrhaft mütterlich, und die Kinder wissen es, und sprechen es mit dem traulichen Namen *Mama* aus.

Die Entlassung der Böglinge findet auf dreierlei Weise Statt. Entweder werden sie von ihren Eltern anerkannt und reklamirt, oder Jemand adoptirt sie, oder man entläßt sie, sobald ihre Erziehung als beendigt angesehen wird. Im ersten Falle verlangt man nur den Zettel, welcher bei dem Aussetzen der Kinder gegeben worden ist, und verzichtet auf jede Erstattung der Kosten. In Paris müssen diese bezahlt werden.

(Der Beschluß folgt)

L i t e r a t u r.

Handbuch der angewandten medizinischen Chemie, nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und nach zahlreichen eigenen Untersuchungen bearbeitet von Dr. J. Franz Simon, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften etc. in Berlin. I. Theil. Medicinisch-analytische Chemie. 8. 528 S. mit 1 Kupfertafel. Berlin 1840.

Unter sämmtlichen gegenwärtig vorhandenen Lehrbüchern der organischen Chemie bezieht sich keines so enge und so nahe auf die Medizin (vornehmlich physiologische und pathologische Wissenschaft), als das hier vorliegende; es

enthält auch keines so viele neue und höchst wichtige Bereicherungen für das ärztliche Fach, als dasselbe, damit glauben wir dessen Werth mehr, als mit jedem weitläufigen Lobe, anerkannt zu haben und wünschen nur, daß es von Naturforschern und Ärzten emsig studirt werde.

Ganz zweckentsprechend hat der Verf. in diesem I. Theile die Chemie der näheren Bestandtheile des thierischen Körpers vollständig geliefert und wird im II. (womit das Werk schließt) mit für die praktische Medizin höchst wichtigen einzelnen Gegenständen, als: Blut, Harn, Schleim, Eiter, Schweiß, Knochen, Concretionen u. s. w., die für Diagnostik und Therapie täglich interessanter erscheinen, sich beschäftigen. Da der durch frühere Arbeiten, insbesondere die Untersuchung über Frauenmilch u. v. a., höchst vortheilhaft bekannte Verf. den mehr praktischen Gesichtspunkt im Auge haltend, die zweckmäßigsten und selbstgeprüften Vorschriften zur Abcheidung der einzelnen Stoffe gab, gleichzeitig eine genaue physikalische Beschreibung und eine spezielle Auführung ihres Verhaltens gegen Reagentien hinzufügte, so empfangen wir drei scharfe Diagnosen der einzelnen Stoffe, wie wir sie bisher leider noch immer vermiften.

Berzelius' Thierchemie, in seiner neuesten Auflage, steht, an Reichhaltigkeit und Planmäßigkeit für medizinische Zwecke, weit hinter der Arbeit des Verf. zurück, deren Kenntnißnahme gewiß jedem Naturforscher und Arzte ein überaus lehrreiches Vergnügen gewähren wird.

Druck, Papier und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig; die Kupfertafel stellt die zur organischen Analyse erforderlichen wichtigeren Geräthschaften dar, da der Verf. den Leser durch seine Schrift von vorneherein auch zum Selbstarbeiten in der Chemie zu qualificiren sich bestrebt. S.

Die Blenorrhöe am Menschenauge. Eine von dem deutschen ärztlichen Vereine in St. Petersburg gekrönte Preisschrift. Von Joseph Fr. Piringer, Doctor der Medizin und Chirurgie, ordinirendem Arzte des k. k. Siechenhauses und der oculistischen Abtheilung des k. k. Krankenhauses in Grätz, Mitglied ic. Grätz, 1841. 8. 442 S.

Die sogenannte egyptische Augenentzündung, welche hauptsächlich Gegenstand dieses Werkes ist, hat in der neuen und neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Ärzte in gleichem Maße auf sich gezogen, da ihr, namentlich unter den Soldaten, viele Augen zum Opfer fielen. Zahlreiche Schriften erschienen über diese Krankheit und berühmte Augenärzte versuchten die Lösung von Fragen, welche in Hinsicht auf die Entstehung und Verbreitung der Krankheit, so wie ihre Verhütung und Heilung nächsten Bezug hatten. Der vorliegenden Abhandlung hat der deutsche ärztliche Verein in St. Petersburg (nach einer gegebenen Preisfrage) den Preis zuerkannt, und damit ist für das Produkt eines österreichischen, in der Provinz lebenden Arztes mehr gesagt, als wir durch unser Lob überhaupt sagen könnten. Der Fleiß, die Umsicht und Genauigkeit, womit der Verf. sein Werk ausgearbeitet hat, zeugen von warmer Liebe für sein Fach und von gründlicher Kenntniß und

mannigfaltiger Erfahrung hinsichtlich des berühmten Gegenstandes, und wir zweifeln nicht, daß diese Schrift, originell und gediegen, wie sie heutzutage selten erscheinen, auch in Frankreich und England volle Anerkennung gewinnen wird. Wir sprechen das um so zuversichtlicher aus, als bisher noch in keiner Abhandlung über Blenorrhöe am Menschenauge so zahlreiche, direkte, gut geleitete und sorgfältig beobachtete Versuche bekannt gemacht worden sind, und als wir noch nirgends eine so bestimmte und rationelle Therapie der Krankheit gefunden haben, als in diesem Werke. Dabei bewährt sich der Verf. durch und durch als tüchtiger ärztlicher Praktiker und vornehmlich als erfahrener und glücklicher Augenarzt. Die schöne, Grätz zierende Augenheilanstalt verdankt auch in der That seiner Individualität und seinem uneigennütigen rastlosen Wirken ihren Ruf in allen benachbarten Provinzen, aus denen alljährlich namentlich zahlreiche Staarblinde bei Piringer operative Hilfe suchen und finden. Seine (von ihm zuerst und mit planmäßigem Erfolg durchgeführte) Kurmethode des Pannus am Auge durch Einimpfung der Blenorrhöe hat sich bereits an mehr denn 60 Augen erprobt und dieses Mittel, das in vielen Lehrbüchern nur als letztes zweifelhaftes versuchsweise angerathen, ja von Vielen selbst widerrathen wird, dieses Mittel hat der Verf. mit einer Bestimmtheit und Genauigkeit hier brauchen gelehrt, die nur umsichtig und energisch geleitete Kuren lehren konnten; er ist unseres Wissens auch der Einzige, der so glückliche Erfolge aufzuweisen hat. Schon um dieses Abschnittes willen verdient seine Schrift eine ehrenvolle Erwähnung in diesen Blättern.

Druck und Ausstattung der Schrift sind sehr hübsch.

Dr. G.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Der Kriegsminister hat der französischen Akademie der Wissenschaften die Frage vorgelegt: »Wie viel Luft braucht ein Pferd in 24 Stunden, um darnach die Capacität bestimmen zu können, welche man dem Stalle für eine bestimmte Anzahl von Pferden geben muß, die mit ihrer Streu 24 Stunden darin bleiben sollen, ohne durch Luftmangel und sogenannte Miasmen zu leiden.« Nach den bis jetzt bekannt gewordenen Beobachtungen, welche Zutrauen verdienen, beantwortete die Commission der Akademie die Frage dahin, daß in einem Stall, wo die Luft sich durch die Thüren und Fenster erneuert (und um so mehr, wo dieses durch eine künstliche Ventilation bewirkt wird), ein Pferd niemals Mangel an atmosphärischem Sauerstoff leiden kann, wenn 25 bis 30 Kubikmeter Luft auf dasselbe gerechnet wird.

Miscellen.

Ueber Vergiftung des Honigs findet sich in Turnbull's Bericht über Cuba die Bemerkung, daß in den höheren Gegenden der Insel der Honig von der vortrefflichsten Beschaffenheit sei, in den tieferen Distrikten aber, besonders in der Nähe der Küste, wo giftige Gesträuche und Pflanzen wachsen, bisweilen schädlich werde, wenn diese Bienen von den giftigen Blumen saugen; dessenun-

geachtet gebrauchen die Einwohner auch diesen Honig zum Süßen des Kaffee's, trotz der Uebelkeit und des Kopfschmerzes, woran die leiden, welche an seinen Gebrauch nicht gewohnt sind.

— Eine Selbstmordmonomanie erwähnt Hr. Lush „The Lancet“, Febr. 1840, welche in doppelter Beziehung interessant ist. Ein 53jähriger Mann hatte sechs Jahre zuvor einen Schlag auf den Kopf erhalten, sich aber seitdem vollkommen wohl befunden, als sich zum ersten Male Paroxysmen von Schrecken und Mißtrauen einstellten, die allmählig so zunahmen, daß ein unwiderstehliches Verlangen nach Selbstmord sich entwickelte, so stark, daß der Kranke selbst darauf drang, daß er in ein Irrenhaus gebracht werde, wo er blieb, bis die Paroxysmen nachließen; sie sind indeß nicht ganz überwunden.

— (Verdirbt Zucker die Zähne?) Der Militärarzt zu Neu-Amsterdam (Forteresse in Surinam), Julius Hille, ist seit seinem Aufenthalte in Westindien von der Idee, daß Zucker die Zähne verderbe, gänzlich zurückgekommen; denn nirgends sah er schönere, weißere Zähne als bei den Negern und Creolen in Surinam, die zu jeder Zeit des Tages Zucker essen, und zwar mehr als irgend wo anders gegessen wird. Er meint, daß kaum der Kalk, der sich im raffinirten Zucker befindet, einen verderblichen Einfluß auf die Zähne hat, da auch der rohe Zucker nicht ohne Kalk bereitet werden kann; wahrscheinlicher liegt (nach Hille) der Grund, daß der reichliche Genuß von Zucker den Zähnen der Neger und Creolen nichts schadet, darin, daß diese so wenig Anlage zu Skropheln haben, indem bekanntlich in Holland, wo die Skropheln sehr verbreitet sind, im Verhältnisse auch die meisten schlechten Zähne sind. — Nicht ohne Interesse ist auch die Beobachtung Hille's in Bezug auf die Beleuchtung. Er fand nämlich in Surinam, daß, wenn auch noch so viele Lichter im Zimmer brannten, dieselben doch nie ein so schönes, helles Licht verbreiteten, als die Hälfte davon in Deutschland. Hille läßt es unentschieden, ob dies nur daran liegt, daß die Atmosphäre weniger Sauerstoff enthält, oder ob es eine Wirkung der fast immer stattfindenden Feuchtigkeit der Luft ist, die überdies noch mit den Ausströmungen so vieler verwesenden, vegetabilischen und thierischen Körper angefüllt ist. Bemerkenswerth ist, daß in Surinam die Eingebornen möglichst vermeiden, mit entblößtem Kopfe im Mondschine zu sitzen oder zu gehen, und daß die Mondstrahlen daselbst weit intensiver sind, als in den weiter von der Linie entfernt liegenden Ländern.

— Der in Frankreich bestehende Gewohnheit, den Kopf neugeborner Kinder mit einer Binde zusammenzupressen, schreibt Dr. Foville, erster Arzt des Irrenhauses des Departements der untern Seine, die bei Irren so häufig vorkommende Verunstaltung des Schädels zu, mithin wohl auch die Entstehung des Irreins selbst. Häufiger wird die Mißbildung bei Weibern, als bei Männern beobachtet.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 105. Donnerstag, den 31. Dezember 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die kais. Königl. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Gourouff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland. — Die Fortschritte der Quarantainen in der Türkei. — Miscellen.

Die kais. Königl. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Die Versammlungen, welche durch die Ferienmonate unterbrochen worden waren, begannen wieder am letzten October d. l. J.

Herr Prof. Dr. Czermak eröffnete die Sitzung, indem er, nach gelesenen Protokollauszuge und überreichten Einsendungen, das Nähere über die Art der bevorstehenden Herausgabe der Gesellschafts-Verhandlungen ankündigte, und zur Mitwirkung einlud.

Herr Dr. Freih. v. Feuchtersleben berichtete hierauf über die, während der Ferienmonate stattgefundenen Expeditionen, und gab dann den resumirenden Bericht über den Krankheitscharakter des verflossenen Vierteljahres, mit allgemeinen Bemerkungen über stationäre Constitution.

Herr Prof. Hager führte einen Organisationsfehler merkwürdiger Art vor.

Herr Prof. Meischl theilte einen Aufsatz über die Heilquelle zu Kojatin mit, von dem wir das Wesentliche ausheben. Diese Heilquelle befindet sich auf der k. k. Familienherrschaft Holitsch in Ungarn. Hydrothiongeruch und Geschmack sind ihre hervorstechenden sinnlichen, Temperatur von + 8,4 R., und specifisches Gewicht von 1001,364 ihre physikalischen Eigenschaften, und die chemische Analyse stellt dieses Wasser als ein alkalisch-salinisches dar, in welchem so mannigfaltige Stoffe vereint vorkommen, als dies nur selten der Fall ist. Bei den Landleuten der Gegend swata woda (heiliges Wasser) genannt, zu 2 — 3 Gläsern getrunken, regt es kräftig den Appetit auf, wirkt auf die Hautthätigkeit, und, zu 8 — 10 Gläsern, gelinde

auf den Stuhlgang, dürfte mithin vorzugsweise in Krankheiten des Lymph- und Drüsenystems, z. B. in Skropheln, eine wohlthätige Anwendung finden.

Die Versammlung am 17. November eröffnete Herr Prof. Czermak, indem er Herrn Faber in die Gesellschaft einführte, der die von ihm erfundene Sprachmaschine vorzeigte. Dieser Mechanismus, welcher den der menschlichen Sprachwerkzeuge bis zur Illusion nachahmt, bietet dem größeren Publikum Stoff zu anziehender Unterhaltung, als insbesondere dem ärztlichen zu physiologischen Reflexionen.

Herr Dr. Kolletschka las über Blutgeschwülste am Kopfe neugeborner Kinder, deren Erkenntniß, Ursachen und Behandlung; und Herr Dr. Haller erging sich im freien Vortrage, mit Bezug auf eine wichtige, durch Herrn Dr. Skoda in der letzten Sitzung angeregte Verhandlung, über die Punction des Thorax, wobei manche Erörterungen und Erfahrungen von anwesenden Mitgliedern zur Sprache gebracht wurden. Schließlich wurde das in Druck erschienene Verzeichniß sämtlicher Mitglieder des Vereines an die Anwesenden vertheilt.

Die Sitzung vom 1. Dezember begann mit einer praktisch wichtigen Abhandlung des Herrn Hofrathes Dr. v. Wirer, über die Fettarten, die wir im gedrängtesten Auszuge mittheilen. Unterredungen mit dem berühmten Prof. Liebig, und die unter dessen Mitwirkung zu Gießen gemachten Versuche unseres Prof. Kettenbacher, veranlaßten Herrn Hofrath v. Wirer zu neuen Beobachtungen über die, von ihm so oft erfahrene Wirkungsart der Fette in Krankheiten; Betrachtungen, die um so wichtiger sind als man mit Unrecht viele der hieher zu zählenden Mittel heut zu Tage als obsolet vernachlässigt. So scheint die Fettsäure ein geeignetes Mittel, die bisher fruchtlos bekämpften Hypertrophien zu reduciren, und manche bisher unzugängliche Steinbildung im Organismus zur Zerlegung zu bringen, indem diese, von Thierfett gewonnene Säure, leichtere Verbindung mit der organischen Masse eingehen dürfte. Die vegetabilischen Fette, die Oele, werden, besonders in südlichen Ländern, als Hauptnahrungsmittel benützt, und auch bei uns, sowohl innerlich als äußerlich, in der Medizin häufig angewendet. Seltener ist der Gebrauch des thierischen Fettes, und gerade auf dieses lenkte Herr Hofrath v. Wirer nun die Aufmerksamkeit der versammelten Aerzte. Unsere Vorgänger haben die thierischen Fettarten, mit Berücksichtigung ihrer qualitativen Verschiedenheit sehr häufig in Gebrauch gezogen, und, ohne theoretische Untersuchung, sich an die heilsamen Wirkungen gehalten. Später wurde gefunden, daß der Fettstoff das Wirksame in allen Fettarten sei, und daraus geschlossen, daß sie sämtlich in ihren Wirkungen gleich seien. Die neueste Chemie wies nun nach, daß nicht nur die Menge dieses

Stoffes in den Fetten, so wie die Verhältnisse ihrer übrigen Bestandtheile, variiren, sondern auch, daß jede Fettart einen ihr eigenthümlichen Stoff besitze, der durch Vermehrung oder Verminderung der Grundelemente in den Urstoff einer anderen Fettart umgewandelt werden könne, was *Nettenbach* er durch Umwandlung der Talgsäure des Rinderfettes in die des Menschenfettes faktisch bewies. Herr Hofrath v. *Wirer* verfolgte nun diese Verschiedenheiten, die sich schon dem Gaumen des Genießenden, so wie der äußeren Betrachtung der Fette offenbaren, in physiologischer und medizinisch-praktischer Beziehung, und stellte so der Chemie die Aufgaben, die sie sofort zu lösen haben wird. Er fügte dann noch Einiges über den diätetischen und therapeutischen Gebrauch der thierischen Fette hinzu, bestätigte, in letzterer Hinsicht, die Wirkung des Leberthranes aus eigenen Erfahrungen, gab anleitende und Vorsichtsmaßregeln bei der äußerlichen Anwendung der Fette, und legte schließlich, als Ergebnis so vielfacher Beobachtungen, der Gesellschaft folgende Fragen vor: 1. Verdienen nicht die verschiedenen Fettarten eine ausgedehntere Anwendung, als es heut zu Tage der Fall ist? 2. Hat nicht jede besondere Fettart ihre eigenthümliche Beschaffenheit und Wirkungsweise, und verdienen daher nicht manche obsolet gewordenen Thierfettgattungen die Wiederaufnahme in den Arzneischatz? 3. Wäre es nicht zu wünschen, daß die Chemie diese Stoffe einer sorgfältigeren analytischen Untersuchung unterzöge, um uns auf diesem Wege über die Wirkungsweise der verschiedenen Fettgattungen Aufschlüsse zu geben? — Mehrere der versammelten Aerzte theilten in Folge dieser Anregung, ihre bestätigenden Erfahrungen über innern Gebrauch und Einreibung der Fette in Phthisen, Atrophie u. s. w. mit.

Hierauf, demselben Anlasse entsprechend, trug Herr Dr. *Heller*, der sich seit längerem vorzugsweise mit pathologischer Chemie beschäftigt, seine Ansichten über Anthropochemie, und pathologische insbesondere, vor. Er entwarf ein übersichtliches Schema der sämtlichen Erkrankungen des menschlichen Organismus, und zeigte im Einzelnen, was zur Erklärung einer jeden derselben die Chemie beitragen könne und solle, was er überall durch anziehende und instructive Beispiele belegte, und zum Beschlusse die Anatomen, Physiologen, pathologischen Anatomen und Therapeuten aufforderte, dem Chemiker durch genaue Bezeichnung der Aufgaben und Hilfsmittel entgegenzukommen.

Zuletzt sprach noch Herr Dr. *Creuzer* einige Worte über den Rothlauf und seine Behandlung. Er entwickelte einige, bei dem häufigen Vorkommen des Uebels in diesem Herbst sich ihm ergebene Resultate, worunter der glückliche Erfolg der Eisumschläge das Wichtigste ist.

Gourovff über den Zustand der Findelhäuser in Rußland.

(Beschluß.)

Von 1800 bis 1819 wurden von 47,056 Findlingen nur 394 reklamirt. In Moskau war dies von 56,985 nur bei 505 Kindern der Fall. Wie in der Regel mehr Mädchen als Knaben exponirt werden, so werden auch mehr Mädchen als Knaben reklamirt. Das Verhältniß in Petersburg war 257 zu 137, in Moskau wie 324 zu 181.

Durch die Adoption gewinnt der Zögling alle Rechte eines Kindes. In den letzten 19 Jahren fanden in Petersburg 55, in Moskau 93 solcher Fälle statt.

Die Vollendung der Erziehung ward anfänglich für Knaben mit dem 18., für die Mädchen mit dem 20. Jahre angenommen. Die Kaiserin Maria ordnete aber mütterlichst an, daß die Mädchen erst dann entlassen würden, wenn sie eine passende Stelle gefunden hätten. Die Kinder werden mit neuer Kleidung und hinlänglicher Wäsche, die Knaben mit 18 Rubeln, die Mädchen mit 25 Rubeln entlassen. Außerdem erhalten sie noch, wenn sie Handwerker geworden, 5 Rubel jährlich (auf 4 Jahre mit den Zinsen), die Mädchen erhalten noch bei ihrer Verheirathung 100 Rubel als Aussteuer.

Wer von diesen Zöglingen im Dienste dieses Hauses bleibt, bezieht Gehalt. In Moskau ist ihre Aussteuer oder Aussteuer noch größer. Nach dem ursprünglichen Plan sollten die Heirathen vorzugsweise nur unter den Zöglingen der Anstalt stattfinden. Die Heirath mit einem Mädchen aus dem Institut macht den Mann ebenfalls von der Leibeigenschaft frei. Das System der Leibeigenschaft aber legte diesen Heirathen Schwierigkeiten in den Weg, deshalb verordnete die Kaiserin unter Genehmigung des Kaisers Paul, daß durch die Ehe der Vater gar nicht frei würde, die Frau jedoch ihre Freiheit behalte. Von 1800 bis 1819 haben sich in Petersburg 327 Mädchen, in Moskau 265 verheirathet. Die entlassenen Zöglinge bleiben noch ein Jahr unter der Oberraufsicht des Vormundschafsraths. Von 1800 bis 1819 sind in Petersburg 245 Knaben, 376 Mädchen, in Moskau 185 Knaben, 335 Mädchen entlassen. Einmal entlassen, nimmt das Haus sie nicht wieder auf, ausgenommen bei unheilbarer Krankheit, wo sie dann ins Hospital kommen und für Rechnung des Vormundschafsraths verpflegt werden. Die Rechte dieser Zöglinge sind sehr groß. Sie können Land und Häuser (aber keine Leibeigenen) kaufen, Fabriken und Manufacturen errichten, in die Gilde der Kaufleute eintreten, sind vom Militärdienst frei und bezahlen keine Steuer, als die mit dem Handel oder der Gilde verbunden ist. Sie sind frei von Kopfsteuer. So stehen sie freier da, als selbst der russische Edelmann. Jeder Fremdling ist dadurch naturalisirt und seine Eltern, wenn sie

Fremde sind, können ihn nur dann reklamiren, wenn das Kind im Lande bleibt und christlich erzogen wird.

Es genügt die Angabe, daß freiwillige Geschenke, Spielkarten, Deposito-Kassen, Lombard, Theater und öffentliche Vergnügungen die Ausgaben decken. Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß die Einkünfte des Lombards in Petersburg in der Regel zwischen 65 und 116,000 Rubel, sich 1812 auf 322,106 Rubel vermehrten. So stiegen sie in Moskau 1813 von 79 auf 154,200 R.

Wir haben hier Gelegenheit gehabt, einen tiefen Blick in das häusliche und administrative Leben Rußlands zu werfen, aber mehr als dieser Blick hat uns die unermüdete Sorgfalt und die wahrhaft mütterliche Liebe der Kaiserin Maria für diese Schöpfung der Kaiserin Katharina II. ergriffen. Rußland hat die große Frage über die Fürsorge für Findelkinder, welche besonders die französische Deputirtenkammer und die Publicisten so ernsthaft beschäftigt, bis jetzt nach dem katholischen Princip (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) entschieden. Es entbindet nämlich die Eltern ihrer Elternpflicht in den Fällen, wo Armuth oder uneheliche Geburt die Erziehung oder Anerkennung der Kinder erschweren. Es ist noch weiter gegangen; es gibt den Kindern eine Erziehung und Pflege, die ausgesucht genannt zu werden verdient, und es räumt den Findlingen Rechte ein, die sie den Adelligen gleich und in mancher Hinsicht noch über diese stellt. Aber die größte Sorgfalt vermag nicht die natürlichen Gesetze umzustößen, nach welchen mütterliche und häusliche Erziehung doch noch erfolgreicher für das physische und moralische Wohl der Kinder sorgt, als die brillianteste öffentliche Erziehung.

Die Fortschritte der Quarantainen in der Türkei.

(Aus einem Schreiben des Dr. Hermann.)

Constantinopel, den 29. November 1840.

Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir, Ihnen nach langem Schweigen wieder einige Notizen über die Fortschritte der türkischen Quarantainen zuzuschicken.

Zwei Maßregeln vorzüglich sind es, welche in neuester Zeit in Wirksamkeit gesetzt, unendliche Vortheile für unsern Sanitäts-Dienst hatten.

Sprechen wir zuerst von der ersten. Sie besteht darin, daß namentlich in den letzten drei Monaten die in den Provinzen sich befindenden Quarantaine-Anstalten sehr vermehrt wurden, so daß wir in diesem Augenblicke 57 haben die auf allen Hauptpunkten des türkischen Reiches vertheilt sind. Da der Wirkungskreis dieser Sanitäts-Behörden aber sich nicht blos auf die Stadt ihres Aufenthaltes beschränkt, sondern auf 10 bis 20 Stunden im Umkreise sich aus-

dehnt, so wird es uns dadurch möglich, fast überall die ausbrechen könnende Pest zu erreichen und zu ersticken. Die einzelnen Sanitäts-Behörden sind nach dem Reglement in beständiger Correspondenz mit den Nachbar-Sanitäts-Anstalten und mit der General-Intendanz in Constantinopel, wodurch diese genaue Nachrichten von den Ereignissen in den angrenzenden Provinzen und jene vom Gesundheits-Zustande des ganzen Reiches erhält. Die Sanitäts-Aerzte sind gezwungen, nicht nur die in ihrem Distrikte ausgebrochenen Pestfälle, sondern auch jede Epidemie, Epizootie, die klimatischen und topischen Sanitäts-Verhältnisse der Stadt ihres Aufenthaltes uns anzuzeigen. Auf diese Art wissen wir, daß eine typhöse Epizootie gegen Ende vergangenen und Anfang dieses Jahres ganz Klein-Asien und auch einen Theil Rumeliens durchzog, daß eine verheerende Variolen-Epidemie sich in dem Winter dieses Jahres fast in allen Städten des Reiches zeigte, und daß außer ihr wenig andere Krankheiten herrschten. Ferner kennen wir die Sterblichkeit der meisten Städte der Türkei. Um Ihnen einen Begriff der uns von den Aerzten eingesendeten Monats-Rapporte zu geben, führe ich Ihnen als Beispiel die Sterblichkeit vom Monat Juli d. J. von den sechs größten Städten des Reiches an. 1. Constantinopel, Einwohnerzahl 800,000. Gestorben 930 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Abdominal-Typhus, sehr viele Furunkeln und einige 30 Fälle von Anthrax, von denen drei starben. (Dr. Daut.) Nota: Zu den 930 Individuen sind die gestorbenen Franken, die in den Civil-Hospitälern gestorbenen Christen und die in den Militär-Hospitälern verstorbenen Türken nicht gerechnet. 2. Smyrna, Einwohnerzahl 125,000. Gestorben 124 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Mehrere Typhen, 1 gelbes Fieber und viele an Convulsionen verstorbene Kinder (sollte dieses nicht hydrocephalus acutus gewesen sein?) (Dr. Scard.) 3. Adrianopel, Einwohnerzahl 100,000. Gestorben 127 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Variola, intermittens maligna. (Dr. Ansaldo.) 4. Bussa, Einwohnerzahl 26,000. Gestorben 72 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Gastrisch-bilöse Fieber, einige intermittentes. (Dr. Martini.) 5. Travezunt, Einwohnerzahl 26,000. Gestorben 27 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Gastrisch-bilöse Fieber. (Dr. Gibert.) 6. Erzerum, Einwohnerzahl 35,000. Gestorben 50 Individuen. Vorherrschende Krankheiten: Kein deutlicher Krankheits-Charakter. Einige Typhen. (Dr. Brunner.)

NB. Diese letzte Sterbeliste ist von der letzten Hälfte des Monats Rebiulacher und ersten Hälfte des Tschemazilewel 1256, d. h. 16. Juni bis 15. Juli 1840.

Existirten genaue Geburtslisten, so könnten wir mit Bestimmtheit angeben, um wie Vieles sich die Population im türkischen Reiche jährlich vermehre, oder, wie Viele behaupten, um wie Vieles sie sich vermindere. Dieses einzuführen, wäre eine Leichtigkeit. Die hohe Pforte dürfte nur einen Befehl in die Provinzen ergehen lassen, daß bei jeder Geburt die Eltern einen Zettel mit dem Namen, Geschlechte, Tage der Geburt u. des Kindes auf der Sanität abgeben müssen, worüber die Aerzte und Direktoren der Quarantainen eigene Listen führten, die jeden Monat mit den Sterbelisten an die Ober-Sanitäts-Intendanz in Constantinopel eingeschickt würden. — Da unsere Aerzte ferner den

Befehl haben, bei jedem Pestfalle oder Pest-Epidemie genau dem Grunde ihres Entstehens nachzuforschen, ferner Krankheits-Geschichten der Pest-Epidemie oder sporadischen Fälle einzuschicken, so könnte auf diese Weise mit der Zeit der, die geheimnißvolle Pathologie und Pathogenie dieser Krankheit bedeckende Schleier etwas gelüftet werden. Bis jetzt waren unsere Aerzte noch zu sehr mit der Errichtung und Einrichtung dieser Anstalten beschäftigt. So wie sie zur Ruhe gelangen, werden sie sich auch mehr den wissenschaftlichen Forschungen hingeben und die Archive der Intendanz mit interessanten medizinischen Facten bereichern.

Die zweite sehr nützliche Maßregel ist die in Betreff der Bildung unserer türkischen Sanitäts-Beamten. Früher wurden Individuen aus allen Volksklassen, von denen viele oft nicht einmal gut lesen und schreiben konnten, dazu genommen. Ein Empfehlungsschreiben von diesem oder jenem mächtigen Pascha genügte, um dergleichen Leuten eine Direktorstelle zu verschaffen. Jetzt ist durch einen Beschluß des Ober-Sanitäts-Consiliums diesem Unfuge gesteuert worden. Jeder, der in dem Sanitäts-Dienst angestellt sein will, muß zuerst darthun, daß er gut türkisch lesen und schreiben kann. Hat er diese Kenntnisse, so muß er nun wenigstens sechs Monate lang in dem hiesigen Lazareth in Kuleli, welches zu einer Modellschule für die Bildung der Sanitäts-Beamten des Reiches erhoben worden, dienen. Dort muß Jeder, von niedriger oder hoher Abkunft, beginnen, eine Zeit lang den Dienst eines simplen Quarantanos zu verrichten, dann bei der Purification (Reinigung) der Waaren in den Magazinen assistiren, und zuletzt in dem Bureau des Lazarethes arbeiten, um sich mit den Regulamenten und dem schriftlichen Dienstgange bekannt zu machen. Erst dann, wenn der Direktor des Lazarethes ihn für tauglich erklärt hat, kann er, wenn eine Stelle frei ist, in die Provinzen als Direktor oder Sekretär einer Sanitäts-Anstalt geschickt werden. Seit mehr als einem Monate gehen alle unsere türkischen Beamten aus dieser Bildungsschule hervor.

Schließlich bemerke ich Ihnen noch, daß die auf verschiedenen Punkten des Reiches ausgebrochene Pest (wie ich Ihnen früher schrieb) nun allenthalben unterdrückt worden ist, Schumla ausgenommen, wo hie und da noch einzelne Fälle vorkommen. In den fünf Dörfern um Erzerum herum hat sie schon seit einem Monate aufgehört, allein in einem Chan (Gasthose) in der Stadt Erzerum selbst erkrankten vier reisende Perser an ihr, wovon drei starben. Es wurde dieser Chan sogleich in Quarantaine gesetzt, und die sonstigen nöthigen Maßregeln getroffen, so daß dieses unangenehme Ereigniß ohne weitere Folgen blieb. Der übrige Theil der Stadt blieb von der Pest verschont. Es sind bereits, nach unseren letzten Briefen, 14 Tage seit jenen vier Pestfällen verlossen, ohne daß in den übrigen Vierteln der Stadt nur ein einziges Individuum erkrankt wäre. Als neueste Nachricht melde ich Ihnen, daß bei Beirut (Syrien) in einem, eine Stunde von dieser Stadt entlegenen Dorfe die Pest ausgebrochen ist. Iszet Mehemet Pascha ließ es sogleich mit einem engen Sanitäts-Cordon umziehen, so daß das Weiterverbreiten dieser Krankheit auf Beirut selbst und auf die Armee nicht zu befürchten steht.

Nachschrift. Der vor zwei Monaten von Wien hier angekommene Dr. Mac Carthy ist nun von der hohen Pforte auch zum Mitgliede des

Ober-Sanitäts-Consiliums ernannt worden. Die gegenwärtig an ihm theilnehmenden Aerzte sind: Dr. Marchand, Dr. Daut Oglu, Dr. Herrmann, Dr. Leval, Dr. Morburgo, Dr. Dickson und Dr. Mac Carthy. Der Direktor der Quarantainen ist noch immer Herr Robert und der Präsident Lebib Esendi. — Seit acht Tagen zahlen auch alle Schiffe, sowohl die türkischen als europäischen, die in dem Hafen von Constantinopel oder in einem der Provinzen, wo sich Sanitäts-Behörden befinden, ein- oder auslaufen, die in dem neuen Tariffe festgesetzten Sanitäts-Gebühren (droits sanitaires). In Constantinopel allein werden sie zwischen 40 oder 60,000 Piafter monatlich dem Gouvernement eintragen.

Miscellen.

— **Medizinalpolizei in Italien.** Die medizinische Polizei wird in manchen Staaten Italiens mit größerem Eifer gepflegt, als die gerichtliche Medizin. Vortrefflich sind die Sanitätsanstalten Toskana's, musterhaft insbesondere die Quarantainen Livorno's. Wir finden hier zwei sogenannte Lazaretti, von denen zwei schon durch die Medicäer gegründet wurden. Genua, Messina, noch mehr Civita Vecchia und Neapel, stehen hinsichtlich der Quarantaine hinter Livorno zurück. Alle Staaten besitzen ihren Magistrato di sanità! Die Gesundbrunnen und Seebäder wurden früher von Seiten der Behörden außerordentlich versäumt, in neuerer Zeit hat die österreichische Regierung im Regno Lombardo-Veneto aufmunterndes Beispiel gegeben. Seitdem hat Toskana diesen Weg verfolgt und viele treffliche Werke über Heilquellen producirt. Im Römischen haben Manni, im Neapolitanischen Sementini, in Sicilien Furitano schätzbare Arbeiten über Gesundbrunnen veröffentlicht. Die Begräbniße standen früher ganz unter geistlicher Aufsicht; Napoleon zerstörte die dabei obwaltenden Mißbräuche, namentlich in Bezug auf das allgemein übliche Begraben in den Kirchen. Segen Medicaster und Gaukler ist die Medizinalpolizei sehr nachsichtig; ein großer Theil derselben geht aus den Mönchsorden hervor. Schon um der Krankenpflege in den Klöstern selbst willen, schickt jedes derselben Novizen behufs der ärztlichen Bildung auf eine Universität, woselbst durch Nachsprüche ihre Studienzeit häufig abgekürzt und das Examen erleichtert wird. Die Frauenklöster haben Civilärzte. Einzelne Orden widmen sich der Behandlung zahlender Kranken, noch andere, Mönche und Nonnen, sind zur Krankenpflege bestimmt und üben sie musterhaft.

— Auf Anlaß der Beschwerden, welche Bewohner der Umgegend von London über die Beschaffenheit des zu Charing-Gros gepumpten Wassers erhoben hatten, untersuchte Prof. Brande die Verhältnisse und überzeugte sich, daß das Wasser der Pumpe durch die Ausdünstungen der benachbarten Gasometer so verdorben sei, daß es weder zum Trinken, noch zum Kochen mehr taugte.